

Lebenserinnerungen aus dem Dorfleben

Erlebt in Weilbach, auf der Schwelle zum dritten Jahrtausend



Impressum

© 2007 by Hermann Lixenfeld
Überarbeitet Auflage ♦ Self-Published ♦ Flörsheim-Weilbach 2020
Autor: Hermann Lixenfeld
Anschrift: Am Schlag 4 ♦ 65439 ♦ Flörsheim am Main
E-Mail: hermann.lixenfeld@web.de
Layout & Textsatz ♦ by Michael Lixenfeld

Alle Rechte vorbehalten gemäß UrhG

Weitergabe, Vervielfältigung und Archivierung dieser Publikation oder von Teilen daraus sind, zu welchem Zweck und in welcher Form auch immer, ohne die ausdrückliche schriftliche Genehmigung des Verfassers/Rechteinhabers nicht gestattet.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Volkstümlich- heimatgeschichtlicher Bericht von H. Lixenfeld - Selbstverlag

Heft Nr. 12 - Erstauflage i. Jahre 2007

Mein Leben auf der Schwelle zum dritten Jahrtausend

von Hermann Lixenfeld aus Weilbach a. / Ts.

geboren 03. Mai 1935

Das fängt schon wieder gut an. Wie soll ich diese Schilderungen benennen „Lebenserinnerungen“ oder „Memoiren“, wie es die gebildeten Zeitgenossen bezeichnen würden? Schließlich bin ich ja weder „gebildet“ noch „ausgebildet“. Der zweite Weltkrieg und die Zeit danach haben dies verhindert. Mir weniger wohl gesonnene, dumme Menschen behaupteten später ich sei „eingebildet“. Jenes primitive Fehlurteil resultiert aber aus der Tatsache, dass ich so weit wie möglich jeglichem Streit und Disput aus dem Wege ging. Dies erkannte ich bereits in frühen Kindertagen, wenn sich meine älteren Spielkameraden wegen unwesentlichen Dingen aufregten und sozusagen: „Um de` Katz` ihr`n Schwornz stritten“. Mir gingen durch diese frühen Erkenntnisse viele Konfrontationen des Lebens sozusagen „am Oberschenkel vorbei“. Einige Freunde sagten allerdings in unserer einfachen, ländlichen Sprache: „Des giet deem alles om Aarsch ve`bei“! Der gebildete und verständnisvolle Leser merkt bereits jetzt, dass man die Zitate in diesen Lebenserinnerungen in der trivialen, ordinären Umgangssprache der armen Kriegsgeschädigten und um ihre Ausbildung betrogenen Dorfbewohner benennt. Falls dies den eingebildeten Leser stört dann ist dies weiter nicht schlimm denn er ist ja eben nur eingebildet! Diese Klartext- Zitate haben den Vorteil, dass zukünftige Historiker unseren Zeitgeist nachempfinden können und eine Dorfjugend kennen lernen, die zwischen 1939 und 1947 absolut keine Gelegenheit hatten, eine bessere Schule zu besuchen. Schließlich waren die Schulräume von 1943 bis 1945 mit Soldaten und später mit Flüchtlingen belegt und der nachfolgende Schichtunterricht mit Hilfslehrern führte den Jahrgang 1935 gerade einmal am Analphabetentum vorbei. So entlies man uns in Lehre und Beruf. Die durch den Krieg verrohten Erwachsenen nahmen keine Rücksicht auf uns und somit lernte man sehr bald, sich ebenfalls wie die großen Vorbilder zu benehmen. Mit dieser Mannschaft schuf man das „Deutsche Wirtschaftswunder“ welches dann später die „sehr gut ausgebildeten“ und „maßlos eingebildeten“ Politiker in den Sand setzten!

**Diese Lebenserinnerungen sind gewidmet:
Meiner geliebten Ehefrau Inge
Meinen Kindern
Meinen Enkeln**

Volkstümlich - heimatgeschichtlicher Bericht von H. Lixenfeld - Selbstverlag

Heft Nr. 12 - Erstauflage 2006

Geschichtsbericht über mein Leben in Weilbach

Heft Nr. 12 / Arbeit Nr. 11

Inhaltsverzeichnis	Seiten
Die blinden Jahre	Seite 3
Frühe Kontakte	Seite 4
Natur- Spiele	Seite 10
Zwischenbilanz	Seite 17
Krieg und Schule	Seite 18
Kriegskinder	Seite 32
Chaos, Klauen, Schwarzmarkt	Seite 48
Handwerks- und Betrugslehre	Seite 59
Privatleben und Lehrjahre	Seite 63
Sex und Suff	Seite 71
Wer ist wer	Seite 75
Der Weg zur Ehe	Seite 77
Arbeit, Wohlstand, Kinder	Seite 83
Hobby, Vergnügen, Familie, Urlaub	Seite 87
Ausbildung, Einbildung, Lebensart	Seite 90
Die 80´er Jahre	Seite 96
Demokratie, Maulkorb, Strafe, Volksmeinung	Seite 100
Familie, Wiedervereinigung, Staatsbankrot	Seite 101
Nachlese sowie Vergleiche damals und heute	Seite 107
Zusammenfassung	Seite 111
Zeittafel meiner Erinnerungen	Seite 113

Die blinden Jahre

Der Mensch streitet oft und gerne obwohl mitunter kein Grund sichtbar ist. Nachdem in einer Feierrunde die Seelen im Alkoholnebel schweben, die Themen Sport, Politik, Gesellschaft, Fernsehen und Krankheit bis hin zum letzten „Durchfall“ erschöpft waren, wurde auch mal die Frage gestellt: Wie weit könnt ihr euch zurück erinnern? Einer meinte etwa in das 4. Lebensjahr ein anderer in das 5. und als ich sagte „meine erste Rückerinnerung liegt im 3. Lebensjahr“ erntete ich Hohn und Spott. Der Fragesteller verkündete nun Vollmundig, dass er bei 4,5 Jahren das erste Ereignis wahr nahm und berief sich auf wissenschaftliche Versuche, die eine frühere Erinnerung ausschließen. Ich verzichtete auf jegliche Diskussionen zu diesem Thema weil ich aus Erfahrung weiß, dass der liebe Gott das menschliche Langzeitgedächtnis ganz individuell vergeben hat. So gibt es eben Menschen die sich an sehr freudige und sehr schmerzliche Ereignisse ihrer frühesten Kindheit erinnern können. Man kann es nur nicht zeitlich einordnen. An der Stelle sei angemerkt, dass man mir meine ironischen Bemerkungen verzeihen möge. die absolute Wahrheit meiner Lebenserinnerungen wird dadurch nicht beeinträchtigt und das Verhalten der Menschen ist durch Ironie leichter zu ertragen.

Ganz entfernte Wahrnehmungen, ein behüteter Mittelpunkt zu sein wechseln bei mir ab mit unangenehmen Erfahrungen, wo man mir einen Stoß versetzte damit ich umfiel oder mir in das Gesicht schlug. Später wurde mir bewusst, dass meine um drei Jahre ältere Cousine Sofie hiermit ihre Eifersucht abreagierte. Somit fand ich es ganz normal, vor Tante Sofies Haus, auf wackeligen Beinchen an einen Kinderwagen zu gehen und dem Baby in`s Gesicht zu schlagen. Man schimpfte mich schrecklich aus und das muss mich wohl auch berührt haben, denn ich kann mich später an keine solche Szene mehr erinnern. Eine schwache Erinnerung daran, dass man mich mit einem Mädchenröckchen bekleidete, ist auch vorhanden. An unkontrollierten Stuhlabgang ist keine Erinnerung gegeben nur das Träumen man pinkele wie gewohnt gegen das Regenrohr, obwohl man im Bett lag, ist in Erinnerung. Man hatte aber schnell gelernt zu erwachen und das ungewollte Einnässen zu stoppen. Die Oma sagte später: „Unser Hämelsche wor frii sauwer“!

Manchmal fühlte man sich schrecklich zur Mutter hingezogen und wollte sogar mit ihr auf das Klosett gehen. Man erinnert sich an mehrere Ereignisse dieser Art bis die Mutter diese Affenallüren ablehnte. Nun warf der kleine Buzzen seine Mundharmonika schreiend und voller Zorn an die WC- Tür, was ihm umgehend das Ärschchen voll Prügel bescherte. Das Gebrüll aus Schmerz und ungedrosselter Wut lockte die liebe Oma herbei, die das arme misshandelte Wesen in Schutzhaft nahm. Oma, Opa, Tanten und Onkels, innerhalb der Hausgemeinschaft verwöhnten das arme Bübchen und nährten die Eifersucht der Cousine. Hermännchen erinnert sich detailgenau wie er die Flurtreppe hoch gehen wollte, Sofie auf der obersten Treppe stand und den Kleinen mit beiden Händen von der dritten Stufe nach unten stieß. Er fiel mit dem Kopf auf die spitze Türleiste und trug einen stark blutenden Winkelriß der Kopfhaut davon. Nachbar Gerhard Klös trug das schreiende Bündel zu den Gemeindeschwestern die eine Wundbehandlung vornahmen. Ich habe nie Sofies stechende Augen und die stoßenden Hände vergessen und sehe mich noch immer, wie ich später die starke Blutspur im Hof schaudernd betrachtete. Diese Ereignisse trugen sich vermutlich in der ersten Hälfte des dritten Lebensjahres zu. Eine genaue Zeitbestimmung war erst nach 2,7 Jahren möglich.

Ich sehe noch wie meine Mutter ihren „unruhigen Geist“ an der Hand nachzerre. In Höhe des Schwanes sagte sie: „Doo driwwe stiet de` Kall Stein, gie hie, sach guten Taach un`geb`em die Hand. Dies tat ich gerne, weil er mir dann immer einen Bonbon schenkte. Da sich Karl am 27.12 1937 erhängte war ich damals maximal 2,8 Jahre jung. Weil die Fam. Stein Juden waren, handelte Mutter demonstrativ gegen die Nazi-Verordnungen. Mit dieser ersten Ereignisdatierung endeten auch meine blinden Jahre. Erste und nie mehr übertroffene Zornesausbrüche provozierte bei mir Willi Remsperger. Wenn mich der um neun Jahre ältere von weitem, an der Hand meiner Mutter sah, hüpfte er vergnügt von einem Bein auf das andere und wies mit ausgestrecktem Arm und Zeigefinger auf mich. und rief immer wieder lachend: „Hermorn dorz lässt en`Forz“! Bereits das Hüpfen und der ausgestreckte Arm löste bei mir einen Zorn aus, dass ich mich von Mutter losriss, auf den Boden warf und zappelte. Mutter musste ihre Einkaufstasche abstellen und mich mit beiden Händen festhalten bis er vorbei war. Josef und Susanne Flach rissen dann ihr Fenster auf weil sie glaubten ein großes Unglück sei geschehen. Mutter redete mir lange ein: „Ei loss`en doch saache, ruf du doch oofach Dieterforz“. So rief ich dann schreiend und unter Tränen „Dieterforz, Dieterforz und vergrößerte den „Begegnungslärm“ noch erheblich. Oma beruhigte mich dann zu Hause mit: „Ei was hawwe`se dann widder met moim orme Hemelsche gemorcht“! Niemand konnte diese Reaktion verstehen, ich selber später auch nicht. Willi der früher von seiner Oma „Diedersche“ gerufen wurde, hatte sich wohl mit seinem „Furzsyndrom noch mehr Feinde geschaffen, denn man nannte ihn bis an sein Lebensende „Dieterforz“.

Frühe Kontakte knüpfen

Nach dieser Zeit blieben öfter Erinnerungen haften. Die vielleicht wichtigste Erinnerung war, dass mich Opa mit in sein Wirtshaus „Die Frühlingsau“ nahm. Die Betreiberfamilie Fritz hatten um drei Jahre ältere Zwillinge namens Helmut und Adolf, die von dem kleineren Hermann „Ottobuuwe“ genannt wurden. Deren Freunde waren wiederum etwa 1 bis zwei Jahre älter wodurch der drei jährige mit bis zu neun Jährigen in Kontakt kam. Diese wollten den Kleinen natürlich veräppeln, was ihnen aber nur zu Anfang gelang, weil das Bübchen durch Sofies Attacken bereits gewisse Erfahrungen gesammelt hatte. Schließlich duldeten man ihn als stillen Zuschauer ihrer Frechheiten gegenüber Erwachsenen und sich selber. Im nachhinein betrachtet lernte ich von ihnen unheimlich viele Verhaltensweisen für mein späteres Leben. Sie lehrten mich böse Worte rufen, stemmten mich hoch und ließen mich erst wieder runter bis ich „Futt, Sau, Memm und arschloch“ gerufen hatte. Opas Cousin Josef Flach (genannt Babaa) und seine Frau Susanne (gen. Mamaa) erzählten diese Dinge sofort meiner Mutter, die ihren „Biiese Buub“ unter Tränen attackierte. Oma nahm ihr „Herzblättchen“ aber sofort in Schutz und Onkel August meinte: „Die große Dreckbälsch doo driwwe sein Schuld“. Schließlich verbot man mir die Gesellschaft der „Ottobuuwe“ (Fritzebuwe), doch ich nutzte jede Fluchtmöglichkeit um zu ihnen zu gelangen. Ich erinnere mich gut an die wilden Wagenrennen mit dem Bollerwagen. Helmut und Adolf luden mehrere Jüngere zur Wagenfahrt ein, spannten sich als Pferde davor und versuchten den Wagen in den engen Kehren des Hofes zu kippen. Sie freuten sich wenn dies gelang, wir durcheinander purzelten und schrieten. Einige fielen immer wieder darauf rein.

Der Kindergarten erschien Mutter dann als letzter Ausweg. Dorthin schleifte sie nun ihr zappelndes und schreiendes „Problem“. Leider ohne Erfolg, weil die „Fritzebuuwe“ dort ihr letztes Jahr absolvierten, täglich den Hort unerlaubterweise verließen und ihren kleinen Freund mitnahmen. Leider aber wurden die großen Freunde nach wenigen Wochen in die Schule entlassen. Ab jener Zeit konnten die erstaunten Zeitgenossen beobachten, dass die Margarete Lixenfeld jeden Morgen ein armes zartes Wesen quälte indem sie es mit brutaler Gewalt in den Kinderhort zerrte und sehr oft hörten die Nachbarn am Abend ein heftiges Klatschen und erbärmliches Wehgeschrei. Anschließend hielt ein behaarter Männerarm das quiekende Bündelchen am Kragen aus dem Fenster des Obergeschosses, von wo dieses unschuldige Wesen vor Todesangst in den Hof pinkelte. Damit ersparte man sich die Wartezeit die das Kind benötigte, vor dem Bettchen gehen sein obligatorisches „Pipi“ zu verrichten. So war dies auch schon damals, wenn Eltern heiraten mussten, weil Nachwuchs unterwegs war und die nötige Lebensreife fehlte.

Onkels und Tanten waren meine guten Geister und Oma mein Abgott. Oft saß sie in ihrem Korbsessel und ich zu ihren Füßen auf dem Schemelchen. Sie sang ihre alten Küchenlieder und ich versuchte sie auf der Mundharmonika zu begleiten. An diese Stunden erinnere ich mich noch im Alter sehr, sehr gerne. Bei Oma, Onkels und Tanten verspürte ich Wärme und Geborgenheit, die ich bei den Eltern vermisste. Auf sie hörte ich auch und tat alles um sie als Freunde zu behalten. Meinen oft zornigen Vater konnte ich mit meinen vier Jahren überhaupt nicht verstehen und weil mich meine Mutter nicht schützen konnte, verlor ich auch den Seelenkontakt zu ihr. Wenn mich Vater vor den versammelten Hausbewohnern zornig und schreiend, fürchterlich traktierte standen meine Onkels dabei und kauten an den Fingernägeln. Nur Oma hatte den Mut, meinen Vater mit ihrem „Katzenstock“ von mir abzuwenden. Wenn mich später, bis in das hohe Alter hinein, jemand mit zornigen bösen Augen anschrie, blieb ich immer ruhig, verspürte aber einen tödlichen Hass gegen diesen Kontrahenten. Ich danke meinem Herrgott, dass er mich davor bewahrte, in einer solchen Situation die Nerven zu verlieren.

Ich mag so im fünften Lebensjahr gestanden haben als mir der Begriff „Tod“ bewusst wurde. Oma nahm mich mit zu einer Beerdigung und erklärte mir was der Tod bedeutet. Oma Carolines Tod im Juni 1938 ist mir, dem 3,2 Jährigen zwar noch in Erinnerung, aber ich hatte die Endgültigkeit des Ereignisses noch nicht begriffen. Das Ereignis der Bahnfahrt von Hofheim nach Langenhahn Westerwald prägte sich mehr ein. In den Folgejahren war eine familiäre Beerdigung in Weilbach für mich ein freudiges Ereignis, weil Opas 7 Geschwister dann nach dem Friedhofsgang in Omas guter Stube Kaffee tranken und so schöne alte Geschichten erzählten. Auch nahm mich Oma ab dato oft mit zu ihrer Kirchengemeinde nach Diedenbergen. Sie war sogar in der Lage dem viereinhalbjährigen zu erklären, warum sie nicht in Weilbach zum Gottesdienst gehen durfte obwohl sie Christin war und an den gleichen Gott glaubte. Warum die einen aber Katholisch und die anderen Evangelisch waren verstand ich nie, auch dann nicht als ich 1965 zu den evangelischen konvertierte. Ich verstand ohnehin mein ganzes Leben lang die Menschen nicht warum sie in die Kirche gingen, ging als Kind nur unter Zwang zum Gottesdienst und als Erwachsener nur bei besonderen Anlässen. Dafür empfand ich aber in der Natur eine wunderbare Nähe zu Gott, die über mein ganzes Leben hinweg meine Psyche stabilisierte. Omas Einladungen, sie zu begleiten, nahm ich oft wahr. So lernte ich ihre Schwägerinnen Eva Lang in der Flörsheim-

erstr., Katharina Allendorf in der Gänsegasse, Margarete Dörrhöfer und Barbara Zipf auf dem Erbsenberg, sowie ihre Freundinnen Frau Rüger, Frau Christ am Oberbach und Frau Mollart in der Hauptstraße kennen. Letztere gab mir oft eine Petroleumlampe und sagte: „Buubsche gie niwwer in euern aale Keller un` hol de`n Appel“. Jener Gewölbekeller von Omas ehemaligem Haus war mir unheimlich, aber ein guter Apfel im März war eine Kostbarkeit. Das Rascheln oder Sichten der Mäuse störte mich hier nicht. betrückernd war nur das unheimliche Angstgefühl in dem dunklen Gewölbe, was allerdings von dem erhabenen Gefühl des Stolzes, beim Rückweg auf der obersten Stufe mehrfach belohnt wurde. Jene Ausflüge sowohl mit Oma, als auch mit Mutter machte mich mit dem Dorf, seinen Bewohnern und vor allem mit den gleichaltrigen Kindern in frühester Kindheit vertraut. Sofies Großeltern lernte ich durch sie kennen. Besonders auf Heilig-Abend, wo man Geschenke abholte und auch im Jahresverlauf bei Besuchen. Der Korbflechter Christoph, genannt Kremer- Steffel, hatte infolge seines hohen Apfelweinkonsums eine schnelle, gasreiche Verdauung und die Gabe, jene falsche Luft wohl dosiert entsorgen zu können. Mit dieser naturgegebenen Humorbegabung bereitete er uns Kindern immer wieder eine große Freude. Er streckte uns einen Finger hin und wenn wir daran zogen, krachte es an seinem Hintern gewaltig. So zogen wir mehrfach an verschiedenen Fingern und wälzten uns mitunter nach jedem Donnerschlag oder Heuler vor Lachen auf dem Boden, frei nach dem lebensnahen Reim: „Wenn Politik uns traurig macht / alle arm sind keiner lacht / dann lässt der Opa einen Krachen / und alle Kinder lachen. So kann man auch mit kleinen Dingen / den Kindern eine Freude bringen“!

Auch die Großeltern im Westerwald sind mir gut in Erinnerung. Opa Georg war ein großer Mann mit vollem Haar und rotem Vollbart, der mich sehr gastfreundlich und liebevoll behandelte, obwohl sich die Nachbarschaft über meine angebliche negative Beeinflussung ihrer Kinder beschwerte. Nachbar „Hannese aal“ sagte immer: „Eisch sein fruu, wenn dee Fronkfordr Laads`hond werre ford is“! Es gab halt auch dort missgünstige Menschen. Opa schimpfte oder schlug mich nie, obgleich er die im Haus wohnenden Enkelkinder oft hart anpackte. Obwohl er der frömmste Mann im Dorfe war konnte man bei ihm ein sehr starkes Zornempfinden beobachten. So musste der kleine Enkel Alfons die Kühe beim Pflügen führen und weil das Kind Angst hatte, das Tier würde ihm auf die nackten Füße treten kam er immer mehr aus der Furche und die Tiere mit ihm. In unkontrolliertem Zorn schlug Opa nach den Tieren die ruckartig losrannten, den Enkel in die Furche warfen und Opa Pflügte den kleinen Buben unter die Erde. Weil Enkelin Thea ihm irgendwann heftig widersprach, stach er sie mit der Heugabel in den Hintern, was bei dem kleinen Bruder Albert einen Schreischock auslöste. Dagegen war das kleine Ereignis mit meinem größten Schatz, einem glänzenden Metallknopf mit Wappen, ein Pappentiel. Ich hatte ihn schweren Herzens, in einer mildtätigen Anwandlung in den Spendenbeutel der Kirchenkollekte geworfen. Als ich wenig später den Dorfpfarrer wütend, einem apokalyptischen Rächer gleich, auf unsere Haustür zu steuern sah, ahnte ich nichts gutes. In gebotener Vorsicht setzte ich mich über das nächste Fenster ab und eilte über die große Wiese zu den Tanten Käthe und Marie denen ich meinen Verdacht mitteilte. Als dann Opa laut schimpfend eintraf und von Familienschande sprach, hörte ich im Nebenzimmer wie ihm seine Töchter plausibel machten, dass ich der Kirchenlehre entsprechend mein liebstes Gut gespendet habe und somit ein besseres Gotteskind sei als der Pfarrer selbst. Der Pfarrer aber war für mich nicht nur eine „psychisch- klerikale Niete“ sondern auch hoch-

aktiv fremdenfeindlich, weil er genau wusste, dass ich der einzige Fremde im Dorf war.

Mein liebster Spielkamerad in Langenhahn war der um zwei Jahre ältere Nachbarsohn Horst Kaiser, den die Leute oft „Kaisers Wildsau“ nannten. Bei Auseinandersetzungen mit dem Rest der Dorfjugend bewarfen wir uns hin und wieder mit dem reichlich auf den Straßen liegenden frischem Kuhkot. Dies war für mich ein völlig neues Kommunikationsverfahren und eine wertvolle Alternative zu dem umherliegenden Basaltsplitt, weil er keine Verletzungen verursachte. Der Geruch des Kuhdreckes war sowieso allgegenwärtig, weil das zweigeschossige Bauernhaus mit der großen Scheune zusammengebaut, und der Kuhstall genau in der Mitte angeordnet war. Wollte man zum Plumpsklo, ging man vom Flur aus über eine Treppe durch den Kuh- Schweine- und Schafstall auf das Häuschen über dem Mist. Für die Nachtbedürfnisse hatte man das Töpfchen mit Deckel unter dem Bett stehen. Dies füllte den Schlafraum von mehreren Personen, bei geschlossenem Fenster mit einem Duft, vor dem selbst schädliche Bakterien fluchtartig das Weite suchten. Deshalb öffnete ich beim ersten Hahnenschrei das Fenster und genoss die kühle Morgenluft mit dem kräftigen Kuhgeruch. Zum Entsetzen meiner Frau schätze ich diese Mischung in ländlichen Urlaubsorten noch heute.

Jenes Alter zwischen vier und fünf Jahren birgt viele Erinnerungen. Da war also der ungeliebte Kinderhort, ein Gefängnis sozusagen, dessen böse Tanten den kleinen unternehmungslustigen Ausreißer nicht mochten. Wohl hätte er auch einmal gerne auf dem Schoß einer Tante gesessen und Streicheleinheiten entgegengenommen wie die anderen, aber es fehlte wohl an Verständnis und Sympathie. Damit hatte er in der Landesfrauenschule in Bad- Weilbach mehr Glück, wenn er mit den Eltern dort verweilte. Vater war dort Hausmeister und Mutter half in der Betriebswirtschaft aus. Die jungen Schülerinnen aus vornehmen Familien hatten ihre Freude an dem lebhaften Herzchen, der bei dieser und jener vielleicht schon Muttergefühle erweckte. Sie schleiften ihn überall mit hin Zimmer, Keller, Stallungen, Garten und schenken ihm viele Dinge, die sie ohnehin weggeworfen hätten, die Hermännchen aber sehr gut gebrauchen konnte. In der Küche schob man ihm feine Leckereien zu und Hausdame Frieda Krämer sowie die Lehrerinnen Fräul. Ullrich, Fr. Bornekehl und andere duldeten diese Machenschaften. Und schließlich machte ihm die Frau des Verwalters Kunz immer auf Wunsch eine Brause aus Natron und Zitrone. Das war ein Leben in Luxus und Freiheit und der Umgang mit diesen Menschen schaltete viele Kontakte in dem kleinen Geist. Selbst bei der strengen Hausdame Frida Krämer war er beliebt und erinnert sich, als er mit den Eltern bei einem Privatbesuch mit in ihrer Wohnung war, dass er friedlich auf ihrem Schoß eingeschlafen war.

Wenn Mutter nicht in der Frauenschule aushalf, gab es außer Kinderhort und Fritzebuuwe noch eine wichtige Alternative. Im Nachbarhaus wohnte der um ein Jahr jüngere Hansgünter Orth. Zu jener Zeit war dies ein einsames Kind, weil er wegen eines chronischen Mittelohrleidens die Wohnung hüten musste. Ich sehe ihn noch heute mit verbundenem Kopf, Wollmütze und braunem Pelzmäntelchen am Tor stehen. Mutter schilderte mir mitfühlend seine Lage und irgendwann empfand ich so etwas wie Mitleid. Nachdem mich seine Mutter mehrfach aufgefordert hatte, mit ihm in der Wohnung zu spielen folgte ich der Einladung und so entstand eine lebenslange Freundschaft. Günter hatte sehr viele Spielsachen, war geistig sei-

nem Alter entsprechend sehr weit voraus und nicht ganz so unruhig wie ich. Aber wir ergänzten uns sehr gut. Ich hatte niemals Langeweile, denn ich spielte auch mit allen Nachbarskindern im weiten Umfeld und wenn Mutter mich mit zu ihren, im ganzen Dorf verteilten, Freundinnen oder der Verwandtschaft nahm, mischte ich mich sofort unter die spielenden Kinder, die ich vom Kinderhort her kannte. Ich kann mich an keinen Fall erinnern, dass man mich abgelehnt hätte und habe mich wohl immer unbewusst angepasst. Schließlich musste man mich öfter suchen und weil ich mich bei meinen Ausflügen meist sehr verschmutzte, brachte mir dies bei den Eltern den Ruf „en biiese Buub“ zu sein ein. Sachlich betrachtet war dieses Verhalten eine lobenswerte, „früh kommunikative“ Eigenart.

In jenem fünften Lebensjahr lernte ich Franz Hart im Kindergarten kennen. Er war bereits damals ein kleiner Spaßvogel, der die anderen Kinder neckte und sich über ihre Reaktionen freute. Obwohl dies nicht meine Art war, wurden wir gute Freunde bis in das hohe Alter. Auch die um ein Jahr älteren Mädchen Trudi Wendel und Elfriede Müller waren mir „lieb und wert“. Letztere entfloh mit mir oft aus dem Kindergarten, um im gegenüber liegenden Bauernhaus ihrer Großeltern zu spielen. Opa Abt hatte ein Bein verloren und humpelte auf einem runden Holzstiel umher was mich sehr verwunderte. Wir humpelten dann auch so über den Hof, worüber er aber nur lachte. Mit Anni Weilbacher, Trudi und anderen suchten wir in der Müllhalde hinter dem alten Friedhof nach Schätzen. Meist waren es Kreidebrocken mit denen wir die Pflastersteine bekritzelten. Einmal jedoch spielten wir hinter dem „Speckkreuz“, einer Kreuzigungsgruppe, die heute in der Leichenhalle steht. Ich weiß nicht mehr wie wir auf die Idee kamen, jedenfalls wollten wir den spezifischen Unterschied zwischen uns feststellen aber keiner wollte den Anfang machen. Dann riss Trudi spontan ihr Höschen runter und sagte daaa. Anni bestand nun darauf, dass erst der Hermann seine Blöße zeigte, um dann auch ihr Geheimnis preis zu geben. Damit waren wir zufrieden und setzten unser vorheriges Spiel fort. Ähnliche Neugierattacken wurden später nochmal mit Cousine Anita und Herta praktiziert. Es wurde wechselweise Doktor und Patient oder Mutter und Kind gespielt und dabei gründlich überall untersucht. Anna Schwab, die uns beobachtete erzählte dies Margarete Klös, die ein mehrwöchiges Spielverbot verhängte. Danach war die erste sexuelle Neugierde gestillt und erwachte erst wieder nach der Pubertät, wo „anfassen und angefasst werden“ wieder akut wurde. Ein andermal spielte ich mit Anni und Trudi am Eddersheimer Berg, dem heutigen Industriegebiet. Trudi hatte die Idee kleine Kothäufchen Quer über die Straße zu verteilen, was uns sehr erfolgreich gelang. Ein besonderes Ereignis war dann gegeben, wenn ein Flugzeug oder der große Zeppelin über Weilbach schwebte. Ich glaubte immer, dass die von winzig kleinen Männlein geflogen wurden. Bis ein Segelflugzeug auf Dörrhöfers Acker, neben dem Speckkreuz notlanden musste. Damals waren wir alle erstaunt, als da ein richtiger, großer Mann ausstieg. Die Art unserer Freizeitbeschäftigung zeigt an, dass wir viel im Freien spielten, zuhause wenig Spielzeug hatten und sehr arm waren. Dies spiegelte sich auch an unserer Kleidung wieder. Im Sommer trugen wir dünne Turnhöschen, Hemdchen, Leibwäsche und liefen barfuss umher. In der kühleren Zeit bestand die Unterhose aus der sogenannten „Laib und Seelhose“ die vorn einen Schlitz und hinten eine Klappe hatte, darüber ein sogenanntes „Laibchen“ welches über Strapse die dicken Baumwollstrümpfe oben hielt. Es folgten Kurze Hosen, Pullover und Jacke. Die Kleidung der Mädchen war mit Ausnahme des Röckchens identisch. Besonders saubere Kinder waren wir nicht denn unser Spielplatz waren der Hof, Garten, die

Straße und das Feld. Die Waschmittel bestanden aus Waschschüssel, Kernseife, Waschlappen und Wurzelbürste. Ich war sehr stolz als ich in der Lage war, meine Hosenklappe selber zu öffnen und mich eigenhändig zu reinigen.

Über Krankheiten in diesen ersten Lebensjahren gibt es auch schwache Erinnerungen. Sie beschränken sich auf das angenehme Gefühl, wenn die Nase nach einem Schnupfen wieder aufging und jenen bedrückenden Fieberträumen. Da schaufelte man einen großen Berg Erde weg und anstatt kleiner wurde der immer größer bis man schweißgebadet und äußerst bedrückt erwachte. Die schweren, sich immer wiederholenden Alpträume beginnen erst im fünften Lebensjahr. Immer wieder verfolgte mich ein wild galoppierendes Pferd und zwar immer an der gleichen Geländemarke von der Friedhofstraße in die Erlenstraße. Ob das Pferd einen Reiter trug wurde ich nie gewahr. Immer wieder hatte ich auch den Traum von dem Dorf, das ich in dem Klostergrundgraben im Speckfeld empfand. Ein Tal mit hellen Rändern oder Felsen und weißen Häusern. Den anliegenden Wasserkesswald mit einem schlossartigem Gebäude und Nebenhäusern. Ich sehe mich unter Zeitzwang einen steilen, gekrümmten Weg hinauf eilen, der genau 45° zwischen Klostergrundtal und dem alten Mainarm verlief. Auf der Höhe waren links alte Zwetschgen- und Apfelbäume und ein diffuses Gebäude. Dem geraden Weg folgend sah ich mein jetziges Heimatdorf, das ich in den Träumen nie erreichte. Rein geometrisch entsprach das Gelände genau dem Weilbacher Speckfeld mit dem uralten Handelsweg. Diesen Traum empfand ich immer als angenehm und erregte mich nie auf. Sehr aufregend dagegen war das Schlachtereignis. Man fuhr Brühtrug und Schlachtgeschirr in der Hof, band sich weiße Schürzen um, wetzte die Messer und sah mich so eigenartig an. Sofort wurde mir klar: „Ei die wolle dich schlachte!“ Ich rannte sofort die Gartengrenze hoch und immer die Runde: Thomas Mannstraße, Raunheimerstraße, Am Schlag und Gartengrenze, bis sie mich eingeholt hatten. Dann hörte ich mich selber schreien und wurde schweißgebadet wach. Ich führte diesen Traum auf die ländlichen Praktiken zurück, Kleinkinder bei dem Hausschlachten zuschauen zu lassen. Meine spätere Ehefrau erzählte immer, dass sie sich mit vier Jahren einen Stuhl an das Fenster gezerrt hatte um zuzuschauen und bei dem Tötungsprozess ohnmächtig vom Stuhl fiel. Merkwürdigerweise träumte ich niemals vom Hochwasser, was mich jedes Jahr sehr beeindruckte, wenn sich die Fluten im Strudel durch die Brückenöffnung pressten oder über die Brückenstraße schossen. Manchmal waren die Straßen um das Gasthaus „Zum Schwanen“ ein großer See und das Gebäude eine Wasserburg. Einmal wurde Hermann Grossmann mitgerissen und konnte gerade noch von den Zuschauern mit Stangen herausgefischt werden. Auch Angstträume von Schirmflickern, Topfflickern, Scherenschleifern oder Zigeunern entführt zu werden entfielen bei mir total, obwohl man uns ständig Angst vor diesen Gruppen einredete. Diese verwahrlost aussehenden Menschen lagerten sehr oft an der Friedhofsmauer. Lustige Erinnerungen bescherten uns immer wieder Drehorgelspieler mit ihrem frechen Äffchen, welches uns blitzschnell ein Apfelstückchen aus den Händen riss, einmal hinein biss und es dann gegen uns zurück warf. Wenn wir mit dem Finger auf es deuteten biss es uns auch in den Finger und triumphierte noch anschließend mit seinem Siegesgeschrei. Im Sommer wurden von uns außerdem noch die Straßenmusikanten und durchziehende Handwerksburschen als Eindrucksbereicherung empfunden. 95 % aller Weilbacher kannten mich als den Enkel des allseits geschätzten Philipp Lang und behandelten mich gut.

Naturspiele

Ab dem fünften Geburtstag deutete sich bereits eine Trennung der Geschlechter an. Viele Mädchen wurden schon angehalten auf jüngere Geschwister aufzupassen, beim Abwasch zu helfen oder einfache Handarbeiten zu üben, während wir Buben noch herum dödelt und sich mangels Spielsachen mit naturgegebenen Spielen vergnügten. Hermann verlagerte die ehemalige Zeit seiner Mädchenspiele zu den „Fritzebuuwe“, um sich kulturell zu bereichern. Dort wohnten sein Schulkamerad Otto Söder und dessen Bruder Egon, der recht gerne in Dreck und Pfützen spielte. Wenn er sich so richtig zugesuhlt hatte, zogen wir ihn nackt aus und trieben ihn mit einem Stöckchen an den Bach, um ihn abzuwaschen. Dies sahen die Straßenanlieger nicht gerne und beschimpften uns respektlos- verbal „Saubangerte, Läus`zipfel und Zores“. Wir ignorierten diese Unhöflichkeiten vorläufig und legten ihnen zum Dank gelegentlich einen dicken Haufen Exkrememente auf die Türschwelle. Wenn Ida Söder von den neidischen Nachbarn informiert, uns erwischte trieb sie uns mit einem Knüppel oder Fußtritt in die Flucht und haute ihrem ältesten Sohn Otto den Arsch voll. Man ging damals mit uns armen Kindern sehr grob um, weil die Jugendschutzgesetze erst in den 65. er Jahren von den Politikern erfunden wurden. Dann machten sie aber ihre Arbeit so gründlich, dass die Lehrer 2006 von den Schülern verprügelt werden und unter Polizeischutz arbeiten müssen. In jener Zeit beobachtete ich meine großen Freunde, wie sie in der Jauchegrube des privaten Klos den Füllstand mit einem Stöckchen prüften. Anschließend verteilten sie mehrere Eimer der zähen Substanz im Garten. Am nächsten Tag als alle Kinder im Hof versammelt waren, stimulierten sie den 3,5 jährigen Egon, indem sie seine Oberarme befühlten. Egon winkelte dazu seinen rechten Unterarm an, streckte sein dickes Bäuchlein vor und sagte selbstbewusst: „Mir sein Männer“! Nun schlug der spitzfindige Adolf vor, „Parademarsch“ zu spielen. Bei diesem Spiel stellten wir uns hintereinander auf. Adolf ging mit einer kleinen Hakenkreuzfahne voraus und alle folgten ihm durch Hof und Garten. Dabei sangen wir nach dem Königsgrätzer Marsch den sinnigen Text: „Parademarsch, Parademarsch de` Hauptmann hot e` Loch im Aarsch“ wobei wir fest aufstapften wie dies Soldaten tun. Zuletzt führte der Weg genau über die Abortgrube, über die jene „Fritzebuuwe“ einen großen Schritt machten. Der Kleine Egon trat mitten auf die Bohle und stand unmittelbar bis zum Hals in der Zähen Jauche die ohne Wasserspülung nur aus Stuhlgang und Urin bestand. Dies hatte den Vorteil, dass der Kleine nicht umfallen konnte aber auch den Nachteil, dass man ihn nur mit vereinten Kräften aus der zähen Masse herausziehen konnte. Schließlich musste man ja auch aufpassen, dass man sich nicht die Finger beschmutzte, weil sich der unangenehme Geruch in den Poren sehr lange hielt. Als Egon weinen wollte, baute man ihn auf mit den Worten: „Mir sin` Männer“ und spritze ihn mit dem Wasserschlauch ab. Dann wusch man ihn und seine Kleider gründlich und Gewissenhaft. Mir, dem 5,5 jährigen war klar, dass diese Sache manipuliert war und der Anschlag jedem von uns kleineren gegolten hatte. Wir anderen hatten eben nur Glück. Ida Söder fand ihren Jüngsten am Abend optisch unversehrt vor, nur roch er nicht so gut wie sonst. Im Nachhinein muss man die Zwillinge lobend bewundern. Hatten sie doch die erst zwanzig Jahre später erfundenen Unfallschutzbestimmungen vorausgeahnt und den Jauchepiegel so eingestellt, dass die Oberkante der Jauche deutlich unter Egons Unterlippe lag. Den armen Jauchetaucher nannte man seit jenem Ereignis nur noch: „De` Puddelwurm“.

Für mich hatte sich eine wohltuende Zeitspanne aufgetan. Vater wurde im Sept. 1940 zur Wehrmacht eingezogen und als er seinen Stammhalter nachts wach machte, um sich zu verabschieden, war dies dem „Vielgeprügelten“ völlig egal. Mutter wurde zur Feldarbeit bei den Bauern verpflichtet und somit stand das liebe Kind unter Omas Aufsicht. Sofies fantasiebegabte Querele fanden kein Ende. Trotzdem ging ich mit ihr an die Natron- Lithion Quelle „Sülzewater“, in Aluminiumkannen mit Stülpedeckel holen. Mit Wasserflaschen durften wir nicht an den Brunnen, weil sie uns der Wasserfabrikant Cesanne dort wegnahm. Hinter dem Spielplatz am heutigen Faulbrunnenweg führte ein Trampelpfad auf der ehemaligen Feldwegtrasse direkt zum Brunnen. Die alte Faulbrunnenstrasse war an der Autobahn abgebagert und unpassierbar, sie wurde aber nach Einstellung des Autobahnbaues um 1939 durch einen aufgeschütteten Wegedamm wieder passierbar gemacht. Der Trampelpfad wurde dann unter Strafandrohung verboten. Am Brunnen angekommen galt es erst einmal, sich satt zu trinken. Das Wasser mit seinem Salz- und Natrongeschmack schmeckte im Sommer aus dem Aluminiumbehälter herzerfrischend. Alsdann wurde geübt wie man die bis zum Rande gefüllte Kanne über den Kopf schleudern konnte ohne etwas zu verschütten und erst dann trödelte man nach Hause. Großmutter erzählte später oft, dass ich solches Brunnenwasser bereits als Kleinstkind gerne trank. Als ich dabei mit den Zähnen klapperte sah man, dass ich zahnte. Zwischen dem vierten und dem sechsten Lebensjahr half ich Oma besonders viel. Die Erde aus der Kratzeisen-grube entfernen, im Garten helfen, einkaufen gehen oder Hühnereier ausheben bzw. auf dem Heustall suchen. Die Cousinen lehnten jede Arbeitsleistung ab, waren aber sehr neidig, wenn mich Oma extra belohnte. Da ich nun von dem Truthuhn und dem Rotländer- Hahn immer wieder attackiert wurde, beschloss man, dass ich mir bei den Angreifern Respekt verschaffen musste. Tagelang geplant und endlich überredet wurde das Truthuhn weggesperrt. Dem Bub reichte man einen kräftigen Stock, gab ihm allerbeste Ratschläge und schubste ihn in die eingezäunte Kampf- Arena. Der mutige Held hatte eine kleine Galgenfrist weil der Hahn gerade seine Pflicht auf einem Huhn erfüllte. nachdem er glucksend abgesprungen war, sah er „klein Siegfried“, fixierte ihn mit stechendem Blick, rannte los, hob ab und landete auf dem Kopf des kleinen Helden. Die Krallen auf dem Kopf und die Flügelschläge lösten bei dem mutigen Drachentöter einen schrecklichen Urschrei aus, aber der Hahn fiel zu Boden und ging in den Nahkampf über in dem er hüpfend und flügelschlagend nach dem Gesicht seines Gegners pickte. Draußen schrie die Zuschauermenge „Uff ´en, Uff ´en“ und Plötzlich überwältigte den Drachentöter einen ungeheuren Wutausbruch. Er schlug, in einer dichten Staubwolke stehend, beidhändig mit seinem Schlachtschwert zu und als er irgendwann den Feind am Kopf traf, blieb der wie tot vor ihm liegen. Alle Tribüengäste tobten, die Cousinen hüpfen voller Freude auf dem Rasen herum und Ritter „Heeremann“ erfüllte ein nie erlebtes Glücksgefühl. Er schaute auf sein vermeintlich totes Opfer, da öffnete der Hahn ein Auge sah seinen Bezwinger stechend an, rappelte sich hoch und Humpelte glucksend und den Kopf schwenkend zu seinem Hühnerharem wo er „abwertend gackernd“ empfangen wurde. Nach endlosem Zureden veranstaltete man das gleiche Turnier mit dem Truthuhn. Diesmal hatte man den edlen Ritter nach langem Palaver mit Papphelm und breitem Holzschwert ausgerüstet und ihm eingeübt, dem feindlichen Drachenvogel seitlich an den langen Hals zu schlagen. Als sie sich in Augenhöhe gegenüber standen schlug Ritter Eisenherz sofort zu so das der Vogel mit angeknicktem Hals die Flucht ergriff. Der Hahn griff nie mehr an aber das Truthuhn, wenn es Junge

Küken ausgebrütet hatte, immer wieder. Seit diesen Heldentaten musste ich Cousine Anita im Hühnerpferch, am Mist immer beschützen wenn sie dort ihr großes Geschäft verrichtete. Da die elf Hausbewohner nur ein WC hatten, mussten wir Kinder in den morgendlichen Stoßzeiten unser Häufchen am Mist verrichten und Anita schrie immer kläglich, wenn die Hühner gierig ihr Würstchen vom „Kinderpoo“ hinweg pickten. Ein Großereignis in der „Villa Durcheinander“ sollte man noch erwähnen: Wenn Sofies drei Cousinen aus Okriftel im Sommer zu Besuch bei uns waren, wurden die große Zinkbadewanne und die größte „Preng“ auf dem Rasen stehend mit Wasser gefüllt und wenn fünf Mädchen plus ein Junge lustvoll in dem erfrischenden Wasser planschten, ging dies nie ohne Zank ab. Hermännchen, der sich gegen diese fünf „Weibers“ behaupten musste, gebrauchte dabei, zum Entsetzen der weiblichen Erwachsenen, die Kraftausdrücke seiner großen Freunde. Dies Gefiel dem „Loose- Schoo“ und er sagte: „Suu`en Kerl will ich aach noch!“ Er schwängerte nochmals seine Frau Anna, die ihm dann das vierte Mädchen gebar. Man kann halt nichts im Leben erzwingen! Die Tatsache, dass wir bereits damals den Luxus hatten ein Rasenstück zu besitzen erklärt sich so. Onkel August arbeitete als Korbmacher und hatte dort ein Betonbecken installiert, wo er seine Weiden nass hielt. Außerdem nutzte er die Rasenfläche als Zwischenlager für Korbwaren und für Käsehorden die er für eine Handkäsefabrik reparierte.

Meine abenteuerlichste Freizeit verbrachte ich bei den „Fritzebuuwe“. Ich war im sechsten Lebensjahr und wir begannen die Ära des Bunkerbaues. Im Hof der Familie Fritz stand ein offener Schuppen mit Pultdach. Rechts war ein Schweinestall abgemauert und links war offen, für Hasenställe und Gartengeräte. Die Stalldecke war mit krummen Asthölzern ausgelegt und alten Brettern abgedichtet. Darüber war das Stroh für die Streu gelagert. Hier bauten wir unseren ersten Bunker, der über eine enge Höhle bekrabbelt wurde. Der dunkle Bunkerraum wurde durch den Eingang und eine angehobene Dachziegel spärlich beleuchtet. Nun saßen die großen Buben eng gedrängt zusammen und rauchten gestohlene Zigaretten, welche von den Zwillingen aus Mutters Lagerraum requiriert waren. Der Rauchmief war unmöglich und selbst die Schweine unter uns grunzten empört, so dass ich glaubte sie würden husten. Man bot mir auch eine Zigarette an in der Hoffnung, ich würde daraufhin in die Hosen machen, was ich aber gerade so abwenden konnte, indem ich heimlich in Nachbars Garten die Hosen wendete. Wir saßen nun oft im Bunker und Otto Söder wäre gerne dabei gewesen. Nach zähen Verhandlungen durfte er mit, wenn er das Familiengrammophon mit Schallplatten holte. Die immer gleichen Schallplatten „Der Äppelwoibalzer“ und „Schwalben aus dem Süden“ stimulierten uns sehr und regten sogar die beiden Schweine an oder auf, dass sie immer unruhiger wurden. Nach wenigen glücklichen Tagen brach die Aufziehkurbel ab und wir drehten die Platten mal schnell oder langsam mit dem Finger. Dies war für uns ein ungeheurer Sound- und Lachgewinn, für die Schweine aber ein großes Ärgernis. Nachdem die beiden Platten total zerkratzt waren brachte Otto die Platte mit dem schönen Marsch „Feuert los“ an. Im Mittelteil der Ruhmreichen Hymne sangen wir lauthals mit: „Des gornze Scheißhaus steht in Flammen hurra mir sinn die Feierwehr“ und wippten alle mit dem Gesäß im Takt dazu. Die Schweine aber lieferten den passenden Background mit ihrem hysterischen gequicke. An einem unglücklichen Tag als wir kräftig wippten und uns anschickten, die herrliche Gesangseinlage zu starten, brach der Bunkerboden mit schrecklichem Getöse unter uns zusammen und bescherte uns ein nie erlebtes

Chaos. Die beiden hochstrapazierten Schweine rasten schreiend über uns arme Kinder und über die Trümmer hinweg, bis sich das eine gegen die Tür warf und die Bänder aus den Bohlen riss. Ich sah wie es sich abrollte und wie das zweite fast auf die liegende Genossin sprang. Anschließend rasten beide unter schrecklichem Schreien durch den Hof, beschädigten die Gartenmöbel, rissen die Wäsche von den Leinen und wollten sich gar nicht beruhigen. Wir saßen noch immer da, geschockt und stumm wie die Ölgötzen. Dann kicherte einer, und wenig später hub ein schallendes Gelächter an. Dieses Freudensfanal wandelte sich aber blitzschnell in ein Inferno der Tränen, als Paula Fritz wie aus dem nichts kommend mit einem großen Hofbesen fürchterlich schimpfend und wahllos, auf die armen und hilflosen Kinder einschlug. Ich weiß nicht mehr, wie ich diesem Inferno entkam und fand mich in unserer Waschküche wieder, wo ich meine Wunden und Beulen kühlte. Auf meinem Zimmer tastete ich die blauen, schmerzhaften Flecken ab und glaubte nun zu wissen wie das jüngste Gericht aussieht. „Schreckliche Geschöpfe werden alles zertrampeln und der liebe Gott erschlägt die armen, unschuldigen Sünder mit einem großen Besen!“ An jenem Abend hatte ich keinen Appetit und mimte den Kranken Helden. Mutter hatte sich unter Tränen von Opa jenes Desaster berichten lassen und wollte nichts mehr von mir wissen. Wie gut, dass Papa bei den Soldaten war, der hätte sicher was wissen wollen. Nur meine liebe Oma brachte mir ein gegläppertes Ei und ein Stück weiches Brot, welches ich hochbeinig zerkaute, weil mir der Kiefer so weh tat. Nun ja, das größte Unglück überrascht uns immer im höchsten Glück!

Ich ging nun vorsichtshalber viele Tage zu Hansgünter spielen, denn man weiß ja wie nachtragend manche Menschen, wegen nichts und wieder nichts sein können. Der um ein Jahr jüngere Günter hatte Bilderbücher mit Texten in großer Kinderschrift, die er mir fließend vorlas. Ich bezweifelte vehement sein Können, doch er überzeugte mich souverän von seiner Kunst. Dies lies mir keine Ruhe und ich spielte tagelang mit ihm zusammen Schule und Lesen üben, bis ich mühsam einen Text runterstottern konnte. Dieses Spiel übten wir oft und als ich im Herbst in die Schule kam konnte ich recht gut Kinderschrift lesen, jedoch nicht schreiben. Die Anziehungskraft der „Fritzebüwe“ mit ihren älteren Freunden dämpfte meinen Lerneifer jedoch gewaltig. Als ich nach vielen Tagen wieder die Wirthausstube betrat, sagte Paula Fritz: „Naa du klooner Dreckbornkert, bist joo aach widder doo!“ Opa, der mit Freunden am Stammtisch saß lachte Ho. Ho. Ho. und die anderen meinten: „Philipp, doo hoste awwer aach ooner!“ Jene Wirtshausgäste kannte man aus der Nachbarschaft und wusste bereits um ihre Eigenarten. Der hagere Jakob Weilbacher und Franz Keller stritten sich hin und wieder voller Gift, bis der dicke Seppel Keller mit der Faust auf den Tisch schlug, dass die Fugen krachten und Ruhe gebot. Der kleine, krummbeinige Adam Wenzel wurde nur bei Trunkenheit böseartig, Johann Buch und Adam Germer waren die Stänkerer am Stammtisch und der „Bäcker, Josef Remsperger war ein kinderfreundlicher, lieber Zeitgenosse, der sich köstlich über die Stammtischrunde und über uns Kinder amüsierte. Wenn er kam riefen wir immer: „Bäckerlatsch, Bäckerlatsch“, dann lief er uns nach, fing mich ein und hängte mich mit dem Hosenbund an einen Haken an der Hauswand. Die Freunde kugelten sich ob dem schreienden, zappelnden Bündel lachend auf dem Boden bis mich der „Bäcker- Hermann“ aus meiner Lage befreite und mir mein Schmerzensgeld in Form von Bonbons in die Hand gab. Er war mein guter Freund und Gönner so lange er lebte. Der merkwürdigste Gast aber war ein außergewöhnlich dunkel gekleideter Mann aus Eddersheim, den sie „Bullmann-

Schorsch nannten. Er hatte eine Aktentasche mit Verpflegung, einen Stock und einen kleinen Hund dabei. Einmal hatte man ihm seine Tasche leer gegessen und den Diebstahl so dargestellt, dass er seinen armen Hund verdächtigte und schlug. Manchmal war auch ein hässlicher, grober Mann aus Marxheim am Tisch, den sie „Eier- Jaab“ nannten. Er hatte eine wunderschöne, gutgekleidete Frau dabei, die er betont lässig behandelte. Sie hieß Gräbenstein und soll angeblich ihrem Mann, einem hohen Beamten im Landratsamt, davongelaufen sein.

Verglichen mit den Integrationsproblemen des dritten Jahrtausends fühlte ich mich damals hier sofort wieder heimisch. Infolge des prekären, unglückseligen Unfalles im Schweinestall hatten die Freunde ihren Aktionsradius an die Gemarkungsgrenzen verlegt. Hier fuhr eine Feldbahn der Autobahngesellschaft (Fa. Holzmann) den Kies von der Grube an dem Wasserwerks- Waldrand entlang auf die Autobahntrasse. Einige der Arbeiter mochten uns überhaupt nicht doch andere, die in der „Frühlings Au“ ihren Abendschoppen tranken oder dort logierten bzw. dort wohnten, wie einer der Ingenieure, dessen elegant gekleidete schöne Frau ihre Wäsche mit Benzin wusch, erwirkten eine gnädige Duldung. Die Technik der Bagger, Schienen, Weichen und Kipploren interessierte uns ungemein, besonders sonntags wenn niemand an der Baustelle war. Da nun öfter etwas fehlte verdächtigte man natürlich, wie auch heute in der großen Politik, immer die schwächste Partei, weshalb die Allianz der Duldung ins Wanken geriet. Man war deshalb froh, wenn wir uns durch die Einzäunung in den Wasserwerkswald schlugen und lachte noch, wenn es dort so richtig Zoff gab. Im Wald hatte nämlich der Förster Korndlinger aus Okriftel das Sagen, der uns partout nicht leiden konnte. Wenn er uns brutal und unter Androhung von Vogelschrot aus seinem Revier vertrieben hatte und wir unsere Kapriolen wieder an der Sandgrube trieben, lachte der niemals, weil er psychologisch dazu nicht fähig war. Da es nun den allerbravsten Kindern dieser Welt nicht möglich ist, in Frieden zwischen solch feindlichen Polen zu spielen, schenkten wir wieder dem heimischen Hof der Familie Fritz unsere ganze Liebe. Wenn wir dort lautes Wagenrasseln, Peitschenknallen und „Jü-aaa, jü-aaa“ hörten, rannten wir schnell zum Tor um den verrückten „Schleide- Joob“ zu sehen. Aufrecht auf dem Wagen stehend jagte der sein Rappengespann aus seiner schrägen Hofeinfahrt die Straße hoch und schleuderte den Bollerwagen aus der Seitenstraße in die Bahnhofstraße so, als wäre es ein Römischer Kampfwagen. Die wilden Gesichter der schwarzen Pferde, die fliegenden Mähnen und der Schaum am Gebiss der aufgeregten Tiere bleibt für mich ein unvergessenes Bild. Die Dorfbauern kannten sein „Russisches Roulette“ und brachten immer ihr Gespann erfolgreich aus dem Wege.

Am 4.5.41 wurde meine Schwester Anne geboren. Mutter musste zwar jetzt nicht mehr mit den Bauern ins Feld, war aber mit dem kleinen Kind voll beschäftigt. Vater war auf Sonderurlaub bei uns und hatte mir sogar Rollschuhe mitgebracht, die ich zu seiner Enttäuschung nicht gebührend beachtete weil wir bei den Fritze-Zwillingen gerade ein neues, „hochinteressantes Projekt“ in Arbeit hatten . In der nordwestlichen Hofecke der Fam. Fritz stand ein mächtiger Lichtmast, der mit einem gedrillten ca. 1,5 cm dickem Aluminiumseil abgespannt war. Ideal also, um gewagte Kletterübungen zu veranstalten. Wer am höchsten kam war Sieger doch dies ging nicht lange gut. Der listige Adolf hatte nämlich heimlich an der fünf Meter Marke Schmierfett aufgetragen, so dass der erste der die Stelle erreichte blitzartig nach unten glitt und jaulend seine angesengten Hände kühlte. Man fand

jeden Tag ein neues Opfer, welches den Trick noch nicht kannte und so vergingen einige frohe und kurzweilige Tage. Danach standen meine großen Freunde im Garten und riefen mir zu „Ei hipp doch über die Mauer“. Ich folgte dem guten Rat und sprang wie gewohnt, stand aber unmittelbar bis an die Knie in jener dicken, zähen Jauche. Während ich mich mühsam aus dem stinkenden Brei quälte, warfen sich die Genossen auf den Boden und wollten sich vor lauter Freude geradeswegs totlachen. Man trägt solche Scherze gelassen und denkt: Das gelingt Euch nie mehr! Als die Gesellen wenige Tage später auf dem Balkon standen und Büchsendeckel warfen, war ich in Eile. Damit ich nichts verpasse, nahm ich den kurzen Weg und stand auf der Mauer um zu springen. Ich betrachtete aber genau den Boden unter mir, sah also den eingeebneten Boden von meinem letzten Sprung und dahinter unberührter Boden mit Grünbewuchs und genau da sprang ich hin. Ich merkte aber sofort, dass ich einen Fehler gemacht hatte denn ich stand wieder in der Jauche und das Geschrei auf dem Balkon wolle diesmal kein Ende nehmen. Das Eintauchen in die Masse tat ja nicht weh. Die feinen Ästchen, das Zeitungspapier und die Erde verursachten keine Wunden und wenn sich die zarte Masse durch die Zehen quetschte war dies auch nicht unangenehm. Nur der Geruch war ungemein störend. Trotz wiederholtem Waschen mit Kernseife schaute man mich überall vorwurfsvoll an und rümpfte die Nase. Oma sagte vorwurfsvoll: „Ei Hemelche du musst`der mehr die Fiiß wesche“, Nur Mama schrie respektlos: Die Säu sein widder iwwer die gepuddelte Äcker gerennt“! Diese Erwachsenen hatten halt überhaupt keine Ahnung von der bunten Palette ländlichen Glückes.

Nun war es wieder einmal an der Zeit mehr mit Hansgünter zu spielen und sich in wissenschaftlicher Disziplin zu üben. Mit ihm ging ich dann oft am Sonntag zu dessen Tante Anna und Onkel Willi Weilbacher Sonntagsgeld abholen. Der Onkel war Bürgermeister und das ehemalige Judenhaus wurde von der NSDAP als Parteizentrale und Dienstwohnung genutzt. Hier interessierte uns an erster Stelle der Raum, in dem sich Karl Stein erhängt hatte. In dem kleinen Garten gruben wir tiefe Löcher und suchten „Geheimnisse“ bzw. den vergrabenen Judenschatz. Wir fanden aber nur einen verrosteten neun mm Trommelrevolver. Schließlich stöberten wir in den Partieräumen und wenn Parade angesagt war, hatten wir einen Logenplatz. SA, HJ, Jungvolk, BDM und Reichsfrauenschaft sammelten sich dann auf dem Schulhof, formierten sich und zogen mit Fahnen und Standarten singend durch das Dorf. Das wichtigste Lied war: „Die Fahne hoch die Reihen fest geschlossen, SA marschiert in treuem festen Schritt.....“ und dann setzte man meist das markige Lied nach: „Es zittern die morschen Knochen“ welches mit dem tatsächlich erfolgten Schluss endete: „Und wir werden weiter Marschieren / wenn alles in Scherben fällt / und heute gehört uns Deutschland / und morgen die ganze Welt (ohne Geld)“! Der Komponist dieses braunen Schlaglers wusste wohl bereits damals, dass das 1000 jährige Reich genau so enden wird. Die Parade wurde am Schützenhaus beendet wo jung und alt mit Kleinkaliber um die Wette schoss und wo sie von der Frauenschaft bewirtet wurden. Hansgünter war dort „Hahn im Korb“ denn außer dem Bürgermeister- Ehepaar waren auch BDM- Führerin Cousine Anneliese und SA-Mann Onkel Johann Elsenheimer bei diesem Spektakel anwesend. Für mich brachten diese Begegnungen auch kleine Vorteile ein, weil man meine Person dann kannte, was mich später oft vor brutalen Stockhieben und Fußtritten bewahrte. Die Verwandlung der Menschen durch die Uniform beschäftigte mich damals sehr, denn plötzlich sah ich schöne Herrenmenschen die ich vorher nur als arm gekleidete Bauernknechte kannte. Der göttliche Führer

konnte offensichtlich zaubern und aus „Dreckklamotten Gold machen“! Als mich die „Fritzebuuwe“ nach langen Tagen der Abstinenz, vom Balkon aus anriefen: „Heermorn, kimmste bissi riwwer mer hawwe wors neies“ sagte ich sehr zögerlich zu, befasste mich noch ein wenig mit den spielenden Kindern in unserer Straße und trödelte dann zur Frühlingsau. Bereits von der anderen Straßenseite war zu beobachten, dass das Tor zur Gartenwirtschaft nur einen Spalt weit Offen war. Sonst war dies aber immer weit geöffnet. Als nunmehr sechs jähriger war ich aus Erfahrung mittlerweile sehr vorsichtig. Es entspann sich ein Dialog zwischen der „Balkonpartei“ und mir, bis der Langhannese- Schoo gemächlich um die Ecke schlurfte und die Tür aufstieß. Ein wahrer Wasserfall ergoss sich über ihn und an der Tür baumelte scheppernd eine flache Aluminiumschüssel an einer Schnur. Die Täter waren blitzschnell vom Balkon verschwunden und es gelang ihnen ab dato nie mehr mich derart anzuführen. Selbst bei dem beliebten Spiel den kleineren auf die Köpfe zu urinieren war ich so wachsam, dass ich nicht mehr zu den kleinen Stinkern gehörte. Dieses herzerfrischende Spiel ging so, dass uns einer der „Fritzebuuwe“ an den Balkon oder unter den Kirchbaum lockte wobei der andere oben stand und auf die Kleinen herunter urinierte. Nur in der ersten Freundschaftsphase war ich hiermit betroffen. Mutter roch damals jeden Abend an meinen Haaren und entschied sich dann für Groß- oder Kleinreinigung.

Wir waren der erste Jahrgang, der nicht mehr im Frühling sondern im Herbst eingeschult wurde. Im Kindergarten, den ich ohnehin meistens schwänzte, und im Spielkreis machte sich eine gewisse Spannung bemerkbar, weil uns die Größeren schreckliche Horrorgeschichten vom Schulleben erzählten, an die wir auch glaubten. So geschah es, dass wir an der Wand des Nachbargebäudes wieder ein Häuschen aus alten Brettern errichtet hatten dessen Einstieg mit einem alten Kartoffelsack verhängt war. Nun saßen wir dicht gedrängt auf einer Bretterbank als Ida Söder auftauchte und ihren schreienden, zappelnden Otto brutal aus unserer Mitte riss. Seinen Protest: „De` Hermann is` joo aach debei“ beantwortete sie frech und respektlos: „Der Dreckbalsch giïet mich nix oo“! Diese schamlose Diskriminierung eines unschuldigen Geschöpfes habe ich ihr nie verziehen. Nach dieser unmenschlichen Szene zog Helmut ein Päckchen gestohlener Zigaretten aus der Tasche, verteilte sie und so begann ein behagliches Schmauchen. Man sah in dem winzigen Raum nicht mehr die eigene Hand vor den Augen, machte sich aber keine Gedanken darüber, wohin denn der Qualm entweichen sollte. Die älteren Jungens Gert Masselin und Willi Schlosser sahen von der Straße aus eine Rauchwolke, rannten in den Hof um das vermeintliche Feuer zu löschen und fanden uns mit bleichen Gesichtern aber leuchtenden Augen in der Hütte. Anstatt das sie froh gewesen wären, dass keine Feuerwehr alarmiert werden musste, drohten sie uns überheblich und böse, den Hauptlehrer Ruß zu informieren, was sie dann auch taten, weil sie von den größeren Partyteilnehmern Willi Simon, Karl Adam, Franz Burkhard, Werner Höckelt und Willi Wendel im Hof verprügelt wurden. Für uns kleineren war dies ein willkommener Schaukampf, den wir johlend honorierten. Von dem Lärm alarmiert kamen Paula Fritz mit Tochter „Elsie“ und zwei Wirtshausgästen den beiden Schulkameraden von Else zu Hilfe und bewarnten diese vor einem erholsamen Krankenhausaufenthalt. Dieser Vorfall bescherte mir wenige Wochen vor meiner Einschulung wieder eine Zwangstrennung von meinen geliebten Mitstreitern und führte mich in die kulturelle Welt von Hans-Günter oder ich fuhr mit Mutters Fahrrad in unserer Straße auf und ab. Allerdings konnte man nicht sitzen sondern stand senkrecht auf den Pedalen. Eine ganz

besonders schwierige Fahrleistung praktizierte man auf Opas Fahrrad weil man das rechte Bein schräg durch das Rahmendreieck schob und im stehen mühsam balancierend das Tretlager bewegte und noch dazu lenkte.

Wie bösartig in der Schule einseitig bestrafte Freunde sein können erfuhr ich dann in den Wochen vor meiner Einschulung. Sie hatten in der Schule ordentlich den Arsch voll Schläge bekommen und wollten unbedingt, dass ich auch eine gewisse Schmerzerfahrung erleiden sollte. So fanden sie Wege, mir überall wo sie mich trafen auszumalen wie unmenschlich man mich bereits am ersten Schultag bestrafen würde. Somit war für mich klar, dass ich diesem Elend aus dem Wege gehen werde. Ich bestand also darauf, alleine in die Aufnahmefeier zu gehen, und verschwand heimlich in der nächsten Seitenstraße um in meinem Lieblingsfeld der „Steinen“ die zwei Stunden zu verbringen. Nachdem ich zu Hause alle Fragen zur Zufriedenheit beantwortet hatte ging ich meinem Vergnügen nach. Abends Kastrierte Willi Scheider unsere und Tante Sofies Hasen mit einer Rasierklinke. Die armen Tiere schrieten so erbärmlich, dass ich das Weite suchte und sehr schlecht schlafen konnte. Als Tante Sofies Nachbarin früh morgens im Hof erschien und aufgeregt meldete ihre Hasen liefen in Feld und Garten umher, rannten alle zur Friedhofstraße um die Tiere einzufangen und so versäumte ich den zweiten Schultag. Mutter gab mir am dritten Tag eine Entschuldigung mit, die ich im Feld zerriss und in ein Karnickelloch warf. Pünktlich zu Hause angekommen sagte Mutter: „Komm nimm dei Knittelkannsche, mer sammelle die scheene Kniddele uff de` Strooß uff!“ Ich rannte voraus und lief Fräulein Mlitz, der Lehrerin vor die Füße. Diese stellte mir sofort die unangenehme Frage wo ich die letzten drei Tage gewesen sei. Mir fiel nichts besseres ein als zu antworten: „Ei ich musst met de` Mama uff die Stoone Brombeer`n plicke gii“. Sie wunderte sich sichtlich und in dem Moment kam Mutter um die Ecke. Ich hörte die Lehrerin sagen: Ei Frau Lixenfeld wie können sie denn.....“ Ich ergriff sofort die Flucht, weil ich aus Erfahrung wusste, dass ein Zeitgewinn in solchen Situationen stets von Vorteil ist. Spät abends kam ich nach Hause und die gesamte Hausgemeinschaft empfing mich mit ernstern Gesichtern. Mutter sagte unter Tränen: Ei Buub, wie kannste dann suu wors mache“. Ich machte schließlich allen klar, dass ich nicht gewillt bin, mein Junges Leben unter Terror und Folter in der Schule zu beenden. Nach geduldiger Hinterfragung der näheren Umstände meiner Antischulhaltung wusch man mich gründlich, kleidete mich fein an und ging noch zur gleichen Stunde mit mir zu Fräulein Mlitz um die Dinge zu klären. Man versprach mir absolute Straffreiheit, erteilte den älteren Angstmachern eine Rüge und dann wurde ich endlich am vierten Tage der Klasse feierlich vorgestellt.

Zwischenbilanz

Zwei wichtige Dinge sollten an dieser Stelle geklärt werden: 1.) Das Empfinden und Artikulieren von gut oder schlecht und 2.) die Zeitdatierung der frühkindlichen Ereignisse. Zu 1.) kann ich mich vor dem sechsten Lebensjahr nicht erinnern, dass ich bei den Kapriolen meiner großen Freunde ein Gefühl der Zustimmung oder Ablehnung empfunden hätte. Im Nachhinein betrachtet sehe ich mich als Zuschauer der die Tragweite jener Handlungen nicht verstand und nur deshalb gerne dabei war, weil immer etwas los war. Wenn mich meine Zeitgenossen deshalb als „böses Kind“ bezeichneten spricht dies eindeutig für ihre „Denkträchtigkeit

bzw. Dummheit“ oder käme etwa Jemand im Jahre 2000 auf die Idee, einen „Krimizuschauer“ als kriminell zu bezeichnen? Ganz bewusst kann ich mich nur an die Empfindungen von Zorn und Schmerz erinnern. Erst viel später wurde mir bewusst, dass ein Kleinkind diese Eigenschaften durch Erfahrungen im Elternhaus, beim Kasperltheater oder aus einem guten Kinderbuch erlernen muss. Die beiden letzteren standen uns kaum zur Verfügung und die spontanen Prügel durch einen zornigen Vater, ohne Plausibelmachung der Bestrafungsgründe war total falsch. Hätte man dem Kind in Ruhe genau erklärt, warum es bestraft wird und ihm anschließend Hausarrest erteilt, dann hätte dieses Kind die Unterscheidung von gut oder schlecht zwei Jahre früher begriffen. Bei meinen eigenen Kindern hatte ich jedenfalls den Eindruck, dass sie durch die Kinderprogramme im Fernsehen gewisse Alltagszenen sehr viel früher als wir damals bewerten konnten. So gesehen habe ich die Gründe jener Jauchespiele und Pinkelkapriolen meiner großen Freunde weder verstanden noch gebilligt und solches auch nie mit meinen späteren Kameraden in Szene gesetzt.

Zu 2.) der Zeitbestimmung von Kindheitserinnerungen benötigte ich immer eine datierte Zeitmarke. Die erste Zeitmarke war der Todestag von Karl Stein. Verglichen mit meinem Geburtstag konnte man mein Lebensalter bestimmen. Die Erinnerung aber, dass er vom alten Bawier Gottfried Koch nicht in der Frisierstube, sondern wegen der Judendiskriminierung in Tante Annas Küche rasiert wurde, liegt also vor der Begegnung auf der Brücke. Die zweite Zeitmarke war Oma Carolines Tod in Langenhahn. Die dritte Zeitmarke war, als Mutter die letzte Banane zwischen mir und der im Sportwagen sitzenden Cousine Anita 1938 aufteilte. Etwa einen Tag zuvor schnitt Oma Anna aus der letzten Orange einen Stern und teilte das Fruchtfleisch unter den Enkel auf. Sich wiederholende Feste erscheinen in der Erinnerung immer als ähnliche Bilder, die zeitlich nicht trennbar sind. Man geht zu Fastnacht mit Vater durch die Dorfstraßen, die von vielen Menschen in bunten Kostümen bevölkert waren. Oft wurden wir von maskierten Gruppen angehalten, die künstlich ihre Stimmen verstellten. Wenn mich dann mehrere Damen auf den Arm nahmen merkte ich, dass Mutter dabei war. Vater nahm mich dann mit ins Wirtshaus zum Engel, wo ich eine Limonade und einen „Hattekuchen“ bekam. Weil mir aber die Gespräche und der Gesang zu laut waren, ging ich auf die Straße und spielte dort mit den Kindern. Ähnlich stellt sich die weltliche Kirchweihfeier dar. Karusell, fahren in der Kutsche oder auf einem Pferd, Zuckerstand, Spielzeugstand und Tanzsaal mit lauter Blasmusik, die mich wieder auf die Straße trieb. 1938 war der 13 jährige Cousin Erich als Kerbegast zu Besuch in Weilbach und ich war damals 3,3 Jahre jung. Dies war die letzte Kerb mit Kerbeburschen vor dem ersten Weltkrieg, an die ich mich sehr genau erinnern kann.

Krieg und Schule

Dass wir uns bereits mitten im zweiten Weltkrieg befanden war mir schon lange bewusst. Vom Einmarsch in das Sudetenland 1938 sowie Memelland 1939 ist allerdings keine Erinnerung vorhanden. Den Einmarsch in Polen und Frankreich 1939 nahm ich nur wahr, weil plötzlich polnische und französische Kriegsgefangene bei den Bauern arbeiteten und Vater Päckchen mit Schokolade aus Frankreich zu uns schickte. Der Soldatentod, den der Sohn von Omas Freundin Maria Rüger in Frankreich erlitt, bewegte mich bereits sehr, weil ich ihn noch wenige

Wochen vorher in schicker SS- Uniform gesehen hatte. Nach dem Frankreichfeldzug 1940 standen wir stundenlang an der Hauptstraße und winkten den Soldaten der 6. Armee zu, die in Richtung Osten fuhren. Dabei ergriff ein Beiwageninsasse eine unvorsichtige Gans am Hals und zog sie unter lautem Beifallgeschrei seiner Kameraden in den Wagen. Den Einmarsch nach Russland 1941 erlebte ich dann ganz bewusst mit, weil Tante Käthes Ehemann Theodor ganz zu Anfang fiel und im Radio den ganzen Tag über Marschmusik ertönte. Wenig später kam auch Tante Teklas Mann zu Tode. Die Tatsache, dass meine Cousin Waltraut, Rolf, Ilse und Bernd ohne Väter waren, leitete bei mir die Frage ein: Warum Krieg und Tod? Es bedurfte aber noch einige Zeit, bis ich selbständig solche Fragen überdenken konnte. Bis zum Kriegsende kamen 12 Personen aus der Familie zu Tode.

In jener Zeit hörte ich bei den Verwandten in Weilbach und auch in Langenhahn / Westerwald allergrößte Kritik an Hitler und seiner Kriegspolitik. Man schärfte uns Kindern bereits damals immer wieder ein, außerhalb der Familie kein Sterbenswörtchen dieser privaten Meinung verlauten zu lassen. In der Schule wiederum belehrte uns Fräulein Mlitz, ihr alles mitzuteilen was zu Hause gegen ihr großes Idol Adolf Hitler erzählt wurde. Einige Kinder folgten ihrer Aufforderung und besicherten ihren Angehörigen ein Problem. Sie kamen zwar damals noch nicht in Haft, wurden aber in Listen als nicht Vertrauenswürdig eingestuft. Später wurde geheimnisvoll weitergegeben, dass die Nationalsozialisten sogenannte Konzentrationslager eingerichtet hätten, in welchen obige Regimeverleumder oder politische Gegner auf Zeit inhaftiert würden. Man wolle diese Menschen durch psychologische Behandlung und schwere Arbeit zugunsten des Regimes umerziehen. Von Massenmord und Judenvernichtung war bei diesen geflüsterten Informationen nie die Rede. Eine Tatsache hatten alle, auch wir Kinder, verstanden. Wer bei der Weitergabe gewisser Flüsterinformationen erwischt wurde, musste mit massiver Verfolgung rechnen. Die böartigen Unterstellungen um 1990, dass die Deutschen Bürger über alle Nazi- Verbrechen informiert waren muss ich entschieden zurückweisen. In Anbetracht der Tatsache, dass mittlerweile bekannt war, wo Parteispitzel agierten, warnte man uns Kinder noch eindringlicher. Ich befolgte dies so korrekt, dass ich nicht einmal bei meinen Freunden oder bei Hansgünter etwas aussagte. Das Verdunkelungsgesetz wurde bei uns wenig beachtet. Als Mutter bei Dunkelheit noch nicht zu Hause war, stand ich bei voller Beleuchtung auf einem Stuhl und suchte im Schrank nach Süßigkeiten. Plötzlich stand Sebastian Dienst im Türrahmen und schrie mich schrecklich an. Zu tote erschrocken und verärgert über meine erfolglose Suche sagte ich nur voller Zorn. „Ach leck mich doch am Aasch“! Da fing der „Verdunkelungspeter“ an zu zappeln und mit sich überschlagender Stimme an zu Schreien, dass die ganze Hausgemeinschaft in größter Panik zusammenlief. Anhand des grotesken Eiertanzes muss ich wohl mild gelächelt haben, was ihn fast an den Zusammenbruch brachte. Zu allem Unglück traf nun Mutter ein. Klein Anne schrie bereits vor der Haustüre aus Leibeskräften und Mutter stimmte mit ein, als sie die schrecklichen Anklagen gegen mich erfuhr. Sie leckte mich später laut weinend mit ihrem größten Kochlöffel an meinem armen Poo. Oma tröstete mich später mit den Worten: „Der Drecksack wird aach noch sei Fett ab kriie“! Die mit hoher Geldstrafe geahndete Verdunkelungspflicht wurde ab dem 1.6.1940 erfolgten Fliegerangriff auf die Hoechst- AG etwas ernster genommen. Damals war das einzige Todesopfer der Weilbacher Josef Badeck, der Vater des späteren Kreis- und Landtagsabgeordneten Georg Badeck. Er war kurz vorher aus der Kompanie von Onkel Johann Krämer reklamiert worden und

der „Krämer- Schoo überlebte den gesamten Russlandfeldzug. Nachdem die Engländer das Werk und die Stadt am 7.6. und 29. 6. nochmals angriffen, erfolgte am 12.10.1940 ein großer Nachtangriff. Die Verdunkelung rückte danach ins persönliche Interesse aller Bürger. Für uns Kinder hatte nun die „Splittersuche“ begonnen, die zu einem wahren Andenken- Syndrom wurde.

Aber da war ja auch noch die Schule, die uns den ganzen Tag verdarb. Morgens pünktlich erscheinen, vor dem Haupteingang in Zweierreihen und Sitzordnung antreten und in festem Marschtritt die Treppen hoch in den Klassenraum, auf unsere Plätze marschieren. Hacken zusammen knallen, im Sprechchor guten Morgen Fräulein Mlitz sagen, den rechten Arm heben und „Heil- Hitler“ rufen und dann beten: „Herr, schütze unseren Führer und segne sein Werk und sei mit uns allen und schenke uns den Frieden. Amen“! Für diese Einstudierung benötigten wir eine lange Zeit. Wir scheinen dies aber so überzeugend gebetet zu haben, dass der Massenmörder sein Werk, die Zerstörung des alten Europas, äußerst gründlich vollenden konnte. Später übten wir dann noch das Lied ein: „Traget das Vaterland in Eurem Herzen“. Beim Singen mussten wir mit den Füßen im Takt mittrampeln und mit den Armen dirigieren, was den Kameraden sehr schwer fiel. Mir aber, dem größten Musikgenie der Familie fiel dies nicht schwer. Vater war nach dem Frankreichfeldzug in Duisburg bei der Fliegerabwehr (FLAK) stationiert. Da nun Onkel Georg in Düsseldorf ein Musikladen betrieb, brachte er mir vor der Einschulung eine richtige Knopfharmika mit und zeigte mir die Grundgriffe. Ich konnte auch in kürzester Zeit die Kirchenmelodie „Kommt her ihr Kreaturen all“ mit schleifenden Bässen spielen. Nun saß ich jeden Tag vor der Haustür und intonierte meinen sakralen Superhit, wobei der kleinere Dietma Klös vom Nachbargrundstück angeregt wurde, den Takt auf seinem Marmeladeneimer mit zu trommeln. Nach wochenlangem Kulturterror kam die entnervte Mararete Klös zu Oma und flehte erbarmungswürdig: „Anna, lern doch um Gottes Wille den Hermann e`poor annern Lieder ich wer sonst verrickt met deene zwaa“! Und somit war Oma angeregt, mir ihr gesamtes Liedgut, vom Küchenlied bis zum aktuellen Schlager mitzuteilen und alle wunderten sich, wie schnell der Bub dies nach Gehör nachspielen konnte. Mein Ruf als Musiktalent erreichte auch Fräulein Mlitz, die mich nun drängte in Ihrer Musikschule mitzuarbeiten, aber ich lehnte vehement ab, weil ich eine panische Angst vor dem Spott meiner großen Freunde hatte. Ich konnte später als Erwachsener nie verstehen, warum ich als Kind eine solche Angst vor Herabwürdigung durch die Freunde empfand. Das Verhältnis Schüler zur Lehrerin war und blieb aber trotz Ablehnung der Musikschule sehr herzlich. Sie lockte die Begründung jener Ablehnung aus mir heraus und versuchte, mich ab dato von dem Freundeskreis zu isolieren. Wenn wir uns vor der Frühlingau aufhielten und die Lehrerin um die Friedhofsecke bog, zog ich mich schnell zurück, weil sie jedes Mal bei mir stehen blieb und mich freundlich anredete, damit aber den triefenden Hohn und Spott meiner Freunde auf mich zog. Weder ihr noch meiner Familie gelang es, mich aus dieser Sausuhle zu ziehen! Fräulein Mlitz war trotz ihres energischen Auftretens ein sozial eingestellter, gutartiger Mensch den man in Dorf wegen seiner NS- Schwärmerei verkannte. Die offensichtliche Abneigung der Dörfler gegen Jene, vermeintliche Parteigenossin zeigt deutlich, dass die Mehrheit der Weilbacher nicht für Hitlers Ideale war. Viele Arbeitslose hatte man mit Arbeitsversprechen in die Partei und SA gelockt, kleinen Bauern versprach man bessere Existenzmöglichkeiten und größere Bauern erhofften sich als SA-Mitglied mehr Schutz vor den Plünderungen der Kommunisten und Separatisten in

den zwanziger Jahren. Mit dem Lernen hatte ich im ersten Schuljahr überhaupt keine Schwierigkeiten, obwohl niemand zu Hause mit mir übte. Ich durfte oft vorlesen, bekam Orden für gute Schreibleistungen und durfte Märchen nacherzählen, die ich selber erlesen hatte. Mit dem „der, die, das“ hatte das Fräulein allerdings nicht nur mit den Kameraden, sondern auch mit mir Probleme. Wir setzten vor alle Dinge das „die“ und sagten: „Die Auto, die Edgar, die Fuß, die Bach oder die Tort“ und bis auf die letzten beiden Begriffe die Bach und die Torte hat sie tatsächlich dieses Mammutwerk vollbracht. Sie war sehr bemüht die Schwächeren mitzuziehen, was ihr auch gut gelang, denn es musste keiner von uns die Klasse wiederholen. Trotzdem bildeten sich Clübchen, die aber mehr auf den Standesdünkel einiger Familien zurückzuführen sind. Infolge meiner schulischen Erstfolge machte ich keine Schularbeiten, sondern schrieb alles bei Cousine Adelheit ab. Als Tante Anna dies unterband wurde Otto Söder mein „Hausaufgaben-Sekretär“. Mutter kümmerte sich überhaupt nicht um meine Schularbeiten.

Ich hatte nun weniger Zeit mit den Fritzebuben zu spielen. Nach dem Abschreiben der Schularbeiten musste im Sommer Hasenfutter eingeholt werden und im Herbst wurden Ähren gelesen sowie Kartoffeln und Äpfel „gestoppelt“. Das heißt, wenn Felder und Bäume abgeerntet waren durfte man sich die noch verbliebenen Früchte nehmen. Ich zog also mit Oma von Baum zu Baum durch das Feld und wenn wir abends müde nach Hause kamen hatten wir einen Sack voll Früchte erbeutet. Für Oma suchte ich auch wilde Brombeeren oder sammelte „Stoone Tee“, ein Teekraut welches an den Sandhängen der großen Kiesgruben wild, wuchs und auch als wilder Salbei bekannt war. Beliebt war auch Johanniskraut. Bei diesen Exkursionen besuchte ich auch früher oft Onkel Philipp, der vor dem Militärdienst in der Grube von Fritz Ziegler arbeitete. Bei solchem Umherstreunen wurde einem auch gewahr, was sich in der Gemarkung etwas verändert hatte. In der Streng- Gewann und Hochstein- Gewann waren plötzlich Löcher und Gräben aufgeworfen in denen Scheinwerfer und Ortungsgeräte standen und in der Tabacksgewann stand seit einem Jahr der Batterie- Befehlsstand, genannt „BB-Stellung“. Leider wurde dies alles gegen unsere Neugierde abgesperrt und streng bewacht.

Im Sommer über war ich auch viel mit den Rollschuhen unterwegs, was ich sehr gut beherrschte. Leider eignete sich dafür im Ostende nur der Rad und Gehweg an der Hattersheimerstraße, der asphaltiert war und sich ca. 1,5 m breit bis zum heutigen Kastengrundweg erstreckte. Dort oben war ein Wegedreieck wo die Basaltpflasterbelegte „Wiesbadener Chaussee“ auf die gleichermaßen befestigte Hattersheimer Straße einmündete. Man nannte es: „Das Wiesbadener Dreieck“. Die Flörsheimer Verwaltung nannte es dann 2004 „Mainzer Dreieck“ aber man muss wissen, dass die Flörsheimer Verwaltung nie ein gutes Verhältnis zu alten, Weilbacher Flurbezeichnungen hatten. Die Straßen nach Flörsheim, Hofheim und Eddersheim waren bereits asphaltiert. In Weilbach selbst waren außer der Hauptstraße noch die Schlossstrasse und die Eddersheimer- Straße mit Basaltpflaster belegt. Letztere bestand noch 1938 wie alle anderen Dorfstraßen aus Schotter und Basaltsplitt. An dem kleinen Berg in Höhe der heutigen Jos. Theisstraße fuhrten sich immer wieder Lastwagen fest und boten uns Kindern ein hoch willkommenes Schauspiel dar. Zur Abwechslung ging ich auch oft für Oma einkaufen, weil die Cousinen diesen Dienst meist verweigerten. Somit lernte ich auch alle Geschäfte im Dorf kennen, wobei mir besonders das kleine Krämerlädchen von

Adam Kinkel gefiel. Man konnte dort alles bekommen was man im Normalhaushalt benötigte und darüber hinaus für 1 Pfg. einen Bonbon, für 2 Pfg. eine Lakritzstange oder für 5 Pfg. eine Rolle Dropse. Plötzlich aber gab es nur noch Sonderzuweisungen oder gar nichts mehr und dann lutschten wir Maggiwürfel. So stand ich auch wieder einmal mit den Zwillingen in dem Laden und Helmut fragte: „Habt`er Bomboo? Habt`er Lakritz? Habt`er Maggiwürfel“? und als Frau Kinkel alles traurig verneinte sagte Adolf: „Was habt`er dann Iwwerhaupt noch, ihr habt joo noch koon Forz im Aasch“! Als wenig später weiße Tonpfeifchen im Schaufenster lagen hatte jeder von uns umgehend so ein Klöbchen, mit denen wir trockene Baumblätter Rauchten. Dies gefiel dem jüngeren Karlheinz Press so gut, dass er nachhause rannte und erfolglos um Geld bettelte. Als er voller Frust wieder bei uns erschien gab ihm einer der Großen den gutgemeinten Rat, drüben auf der Schotterstraße einen großen Stein zu holen, die Scheibe einzuwerfen und sich ein Pfeifchen zu nehmen. Karlheinz nahm nun sofort einen Stein, warf die Scheibe ein, nahm sich ein Pfeifchen und dann hatten wir wieder unsere Sensation. Karlheinz wurde von seiner Mutter grün und blau geschlagen, die Zwillinge tanzten vor lachen wiehernd auf der Straße und gingen straffrei aus und ich bekam wegen „Furz und Pfeife“ von Muttern meine gewohnte Abreibung, obwohl ich mit den Handlungen direkt, überhaupt nichts zu tun hatte. Die damalige Logik hieß halt: „Mit gegangen, mit gehangen“!

Der Krieg belastete uns mittlerweile sehr. Die kargen Rationen der Lebensmittelkarten veranlassten viele Kinder, die Mutter auf die Felder der Bauern zu begleiten und dort ein wenig mitzuarbeiten. Dort konnte man dann in der Imbisspause das frische Brot dick mit Butter und Marmelade belegen und bis zu 10 Scheiben vertilgen. Diese vielen Zusatzaufgaben gingen allerdings zu Lasten der Hausaufgaben, die von vielen Schülern nur noch spärlich erledigt wurden. Nachdem 1941 die ersten Bomben nachts in der Gemarkung niedergingen wurde auch der Fliegeralarm von der Bevölkerung ernst genommen, der zu Anfang noch mit dem Martinshorn gegeben wurde. Nun hieß es aufwachen, anziehen, Köfferchen nehmen und in den Keller eilen, was nach dem Kriegseintritt der Amerikaner immer öfter geschah. Nachts kamen die Engländer und wenn wir morgens müde in der Klasse saßen und die Sirenen heulten, jubelten wir vor Freude weil wir heimgehen durften. Nun schickte der schlimmste Kriegswinter seine Vorboten und im Schulkeller stapelten sich gespendete Winterkleidung und Stiefel für die frierenden Frontsoldaten im Osten. Vier Weilbacher waren bereits 1941 im Osten gefallen.

Jener Winter war sehr Kalt und in unserem Garten waren ca. 4m hohe Schneeverwehungen. Die „Fritzebuuwe“ bastelten sich Skier und ich tat dies zuhause nach. Ich besorgte mir zwei Bretter vom Heustall, nagelte vorn zwei Blechstücke dran, die ich leicht nach oben hoch bog. Aber wie mache ich die Bindung? Da fielen mir Omas Lieblingssandalen ein, die sie erst im Herbst mühsam erstanden hatte. Und siehe da, meine Schuhe passten genau hinein. Ich nagelte die Sandalenspitzen mit je drei Flachkopfnägel fest und hatte meine bewegliche Bindung. Als Oma dies wenig später gewahr wurde, waren die Sandalensohlen gerade noch vor dem Durchbrechen zu Retten. Ich disponierte kurzerhand um organisierte unerlaubterweise Sofies neue Hudora- Schlittschuhe und ging zum Oberbach in die sogenannte „Krotteck“ auf die Eisbahn. Hier war viel Betrieb und als ich die Gesichtskontrolle bestanden hatte durfte ich Schlittschuhe laufen. Abends machte

Sofie einen Riesenkrach und die Hausbewohner machten mir die Auflage, Sofie am nächsten Tag als Wiedergutmachung das Schlittschuhfahren beizubringen. Dies geschah so, dass ich Sofie einwies und sie stützte aber so oft wie möglich ausrutschte, damit sie alleine stand und hinfiel. Abends hatte sie die Schnauze voll und ich durfte immer mit der Einschränkung fahren, wenn sie im Sommer mit meinen Rollschuhen fahren dürfe. Ich war nun viele Tage ohne meine Freunde bei meinen Schulkameraden, die in dem Ortsteil wohnten. Die älteren Buben hatten den Mühlbach gestaut und die Burgwiese überflutet. Später weiteten sie die Eisbahn noch aus, indem sie den festgefahrenen Schnee oberhalb des Mühlbaches durch Wasseraufschüttung vereisten. Somit war eine Sprungchance geschaffen, über die sie mit Todesverachtung zu Tale rasten und oft schrecklich auf die Schnauze flogen. Nach einigen Tagen riskierten wir Kleinen dies auch und wer ohne Sturz unten ankam war der Allergrößte. Diese Unfälle sahen zwar sehr schlimm aus, erforderten aber keine Knochenbrüche. Wenn man die Bodenhaftung verlor flog man mehrere Meter durch die Luft bis die Schlittschuhe wieder die Eisfläche berührten. Die unebene Eisstruktur verhinderte aber oft einen schlüssigen Bodenkontakt, so dass man stürzte und mehrere Meter auf dem Bauche liegend zu Tale rutschte. Nur die dicke Winterkleidung und die Handschuhe verhinderten schmerzhaftes Hautabschürfungen. Einige blaue Flecken gab es allerdings immer wieder bei dieser harmlosen Kinderbelustigung. Rein optisch sah dies aus wie die waghalsigen Abfahrtsrennen um das Jahr 2000, nur bekamen wir keine Millionengagen oder Medaillen, waren keine Helden der Nation und mussten unsere blauen Prellungen selber behandeln. Mit den „Fritzebuben“ und ihren Freunden fuhr ich auch oft den Bachlauf abwärts bis zur Lache am Bahndamm, wo ein großer See zur Eisbahn gefroren war. Hier musste man sich erst mit der Eddersheimer Jugend auseinandersetzen, arrangieren und konnte dann vielleicht in Frieden die Eisbahn genießen. Wenn man im Nachhinein an die enge Fahrrinne der Dorfstraßen denkt, deren Ränder mit hohen Schneewülsten gesäumt waren und wo gerade einmal ein Pferdefuhrwerk fahren konnte, dann mutet einem dies immer noch als unmöglich an. Unsere Soldaten an der Ostfront erlebten damals „Die weiße Hölle pur“!

Der heiß ersehnte Frühling brachte uns aber auch den Krieg näher an die Haustür. Der erste feindliche Begleitjäger war hinter dem Kurpark ins Feld gestürzt. Wir rannten alle aufgeregt nach Bad Weilbach aber die Flak- Soldaten hatten das Gelände bereits abgesperrt. Einige Erwachsene erzählten sich geheimnisvoll, Flörsheimer Bauern hätten den Piloten erschlagen, was allerdings nie bewiesen wurde. Nach den Aufräumarbeiten fanden wir noch einige Blechfetzen die dann höher gehandelt wurden als Granatsplitter von der Fliegerabwehr. Im nachhinein wissen wir, dass Frankfurt zwischen dem 4. Juni 1940 und dem 13. März 1945 insgesamt 79 Luftangriffe erlebte. 1940 = 15, 1941 = 15, 1942 = 6, 1943 = 7, 1944 = 25 und 1945 = 11. Gemessen an den ab Herbst 1943 einsetzenden Großangriffen war es also in diesem Frühling noch erträglich. Als es aber 1943 immer wieder im Radio hieß: „Schwere Bomberverbände im Anflug auf Frankfurt“ lernte man auch in Weilbach das Beten im Luftschuttkeller, der keiner war. Wir saßen nämlich im Kellerchen mit der kleinsten Trägerspannung eng zusammengepfert und wenn auch nur eine Bombe neben dem Haus eingeschlagen wäre, hätte hier keiner von uns überlebt. Opa wusste dies und blieb immer bei Alarm in seinem Bett liegen oder stand im Hof und schaute dem Feuerwerk zu. Ich ließ es mir nicht nehmen, mit einem französischen Beutestahlhelm geschützt trotz der Protes-

te aller Damen im Haus, bei Opa im Hof zu verweilen. Für mich war es ein unvergessenes, schauriges Schauspiel, wenn die Scheinwerfer den Himmel absuchten, ein Flugzeug in ihrem Schnittpunkt begleiteten bzw. für die FLAK sichtbar festhielten. Dann sah man die Explosionswölkchen der Fliegerabwehr und ganz selten auch einmal einen Treffer. Schließlich sah man dann in östlicher Richtung die Markierungszeichen und Explosionsblitze der Bomben, den Feuerschein der Brände und hörte dann das grollende Donnern der Explosionen. Um uns herum hörte man oft das tick, tack der aufschlagenden Granatsplitter und dann wusste ich in welcher Richtung man morgens nach den begehrten Souvenirs suchen musste. Wenn später das heulen einer Bombe zu hören war sagte Opa der alte Frontkämpfer: „Dej käämt nit bei uns“, damit hatte er auch immer recht. Die Kinder schliefen derweil im Keller auf primitiven Pritschen und Tante Katharina saß vor ihrem brennenden Wachsstock und betete laut vor sich hin. Man muss wohl hier nicht extra betonen, dass ab dato die Weilbacher Gemarkung immer wieder mit Fehl- und Notabwürfen von Bomben frequentiert wurde. In Weilbach hatte die Ära des großen Bunkerbaues begonnen. Die Familien Ziegler, Köhler und Nauheimer erbauten einen solchen unterirdigen Betonklotz im Hausgarten. Das Ende von Nauheimers Schutzanlage lag etwa unter der Verkehrsinsel, der heutigen Ampel- Kreuzung.

Wir Kinder taten es selbstverständlich den Erwachsenen nach und erbauten im Garten der Zwillinge Fritz einen Zweisitzerbunker. Die ausgehobene Grube wurde mit Brettern abgedeckt, über denen ein alter Kartoffelsack als Abdichtung lag. Darüber waren ca. 10 cm Erde aufgefüllt und den Einstieg ermöglichte eine mit Scharnieren befestigte Holzklappe. Helmut und ich durften als erste einsitzen und weil dies Adolf und Otto zu lange dauerte, hüpfen sie auf dem Bunkerdach herum, ahmten Fliegerbrummen sowie Explosionen nach und spielten Bombenteppich, dass uns die Erde auf die Köpfe rieselte. Der sichtlich verärgerte Helmut verließ darauf den Unterstand mit mir und ich übernahm den Bombenangriff. Nun kam Helmut mit einem hohen Eimer jener steifen Jauche zurück, kippte ihn über der Klappe leicht an und forderte die Insassen auf die Klappe zu Öffnen. Ich sah Ottos fragendes Gesicht, hörte ein saugendes Geräusch „Plupp“ und dann war Otto nicht mehr zu sehen. Helmut schleuderte den Eimer in den Garten und rannte davon während ich entgeistert auf den zappelnden Otto starrte, dessen Konturen langsam wieder Formen annahmen. Sein uriges Gebrüll erinnerte mich aber daran, den Ort des Bombenangriffes umgehend zu verlassen. Die Tatsache dass Otto vorn, unter der Klappe saß gab mir später zu denken Ob hier nicht eine Generalstabsplanung voraus ging? Ich mischte mich mit betont unschuldigem Gesicht unter die Völkerball spielenden Kinder in unserer Straße. Wenig später hörte man Ida Söder mit unangenehm schriller Stimme schrecklich schimpfen. „Die sagramense Saubangert, die Drecksäu un` du Rindvieh mecht aach noch met. Mer müsst eisch all minanner an die Wand werfe dass der hänge bleibt“! Nun erschien mir diese primitive Ausdrucksweise gegen arme kleine Kinder doch äußerst vulgär und man brauchte sich im Nachhinein nicht zu wundern, dass jene Erwachsene einen Mann wählten der Millionen Menschen an jener imaginären Wand zu Tode brachte.

Jenes Völkerballspiel war sehr beliebt. Man ritzte drei Striche quer über den Naturboden der Straße. Der mittlere symbolisierte die Völkergrenze und die beiden äußeren den Völkerraum. Zwei Parteien versuchten dann, sich mit einem Ball zu

treffen und der getroffene schied aus dem Spiel aus. Die letzten in ihrem Feld befindlichen Kinder hatten gewonnen. Dann gab es noch das Nachlaufspiel, das Versteckspiel, Räuber und Gendarm, das Hickelspiel oder das Kreiselspiel. Die Parteien wurden über Abzählreime ausgewählt die etwa so lauteten: „Enne denne dortz, de` Deifel lässt en` Forz. Er lässt`en in die Hoose, es riecht wie Aprikose, enne denne daus un` du bist aus“! Solch Spiele spielten die Zwillinge Fritz allerdings nie mit. Nachdem ich vorsichtshalber ihre Gesellschaft einige Tage gemieden hatte sammelte ich runde Büchsendeckel, genannt „Flatscher“, die man auf unserem Feldweg hinter dem Haus zu Haufe fand. Sie gelangten dort mit der Kohlenasche hin, die man auf dem Feldweg deponierte. Als ich im Hof der Zwillinge eintraf, zeigte man sich über die „Flatscher“ sehr angetan. Sofort erklommen wir unsere Artilleriestellung die sich auf dem Balkon im ersten Obergeschoß befand. An der östlichen Brüstung stehend warfen wir die runden Blechscheiben dann ohne Rücksicht auf das vor uns liegende Wohngebiet, dem leichten nordostwind entgegen. Die sich drehenden Diskusscheiben änderten dabei ständig ihre Flugbahn und flatschten oft senkrecht nach unten in die Erde. Maria Dillmann hatte ihre vornehme frankfurter Verwandtschaft zu Besuch, die im Hof um den reich gedeckten Tisch saßen und genüsslich tafelten. Wir warfen unbekümmert unsere Deckel in genau diese Richtung und die frohe Tafelrunde sahen und ahnten nichts was um sie geschah. Schließlich flog ein Deckel leicht steigend in ihre Richtung, stieg steil nach oben, änderte seine Flugbahn senkrecht nach unten, prallte an die Fensterbank im Obergeschoss und steckte dann leicht vibrierend in der Kartoffelbreischüssel der Feierrunde. Die spitzen Schreie der Damen gerade noch wahrnehmend, verschwanden wir von unserem Gefechtsstand und verteilten uns mit biederer Miene im Dorf. Ich hatte mich über den Friedhof und die Hausgärten in unseren Hof geschlagen und ging harmlos pfeifend aus dem Tor zu Dillmans wo Hansgünter im ersten Stock wohnte. Tante Käthe, die mich im Hof traf meinte süffisant: Na du Goldklumpe, heut` warst du joo mol nit bei dene Saubälsch do driwwwe debei“! Maria Ort aber fragte mich unterschwellig: Was hoste dann met dene Bixedeckel gemacht, die de`vorhint uff em Weeg gesammelt host? Dieses abscheuliche Misstrauen war ein Zeichen jener schlimmen Zeit, wo keiner dem anderen mehr traute und jeder jeden argwöhnisch beobachtete. „Ei die Leute sollen doch froh sein, dass es keine Fliegerbombe war, die auf ihrem Tisch landete“!

In der Schule klappte es noch recht gut, die Aufgaben waren schnell gemacht und das Hasenfutter war auch schnell besorgt. Man hatte herausgefunden, dass in den Kleeäckern die größten Löwenzahnbüsche wuchsen und wenn man dann Mitte Mai Zeit hatte ging man gemeinsam unerlaubterweise Kirschen essen. Der Josef Weilbacher hatte auf „der Steinen“ drei große Bäume mit Frühkirschen, die uns wohl mundeten und die er akribisch bewachte. Die Stare hielt er mit Vogelscheuchen fern und uns drohte er mit Mord und Totschlag. Wir wussten aber um seine landwirtschaftliche Pflichtarbeit, stellten Wachposten auf und schlugen uns die Bäuche voll. Zu jener Zeit hatten meine großen Freunde bereits keine Hemmungen mehr, verbotene Feldfrüchte zu ernten. Ich hielt dies für ganz normal und so lässt sich wohl auch unser „Einbruchspiel“ erklären. Irgendwer kam also auf die Idee bei Ida Söder Einbrecher zu spielen. Nun hätten wir ja leicht über das flache Dach der Wirtsstube und dem Kehlblech des Saalbaues in die Küchengaube eindringen können, doch dies war viel zu leicht. Wir kletterten die 3m hohe, senkrechte Wand am Kamin hoch, in dessen Putz zur Zierde zerschlagene Quarzsteine

eingedrückt waren. Das war ein Nervenkitzel mit spitzen Fingern und Holzsandalen an den Füßen dort hochzuklettern, aber wir schafften dies schließlich alle. Nun war es eine Kleinigkeit über das flache Dach im zweiten Obergeschoss das angelehnte Fenster aufzudrücken und einzusteigen. Dies war wohl für uns alle ein tolles Gefühl alle Schränke auszuräumen und alles Brauchbare zu requirieren. Ich hatte einen Zirkelkasten und eine Uhr erbeutet und zu Hause versteckt. Wenige Stunden später saßen wir in einer Reihe auf dem Randstein vor dem Gasthaus und spielten unser Lieblingsspiel. Jeder raffte soviel Staub und Dreck im Floss zusammen wie er erreichen konnte und stopfte den Dreck in Turn- und Unterhose. Dann hielt man die Hosenbeine zu, ging zur Straßenmitte, öffnete die Hosenbeine und lief breitbeinig die Straße entlang. Wer nun den längsten Strich zog, der hatte gewonnen. Jene Masse aus getrocknetem Kuh- und Pferdedreck, Unrat und Straßenstaub verunreinigte zwar unsere Wäsche, stärkte aber dafür unser Immunsystem. Die seit einigen Wochen im Saalbau mit ihren Müttern einquartierten russischen Kinder schauten uns dabei verständnislos zu. Solche westlichen Kulturspiele verstanden diese „Untermenschen“ nicht. Die wussten noch nicht einmal wie man eine Klosettschüssel benützte, sie stellten sich mit den Füßen auf den vorderen Brillenrand und verschmutzten den hinteren Rand mit ihren Exkrementen. Unser ästhetisches Spiel wurde plötzlich durch Ida Söders unmenschliches Schimpfen und Ottos jämmerliches Schreien unterbrochen. Man konnte an dem Geschrei richtig hören wie sie das arme Kind durch die gesamte Wohnung prügelte und dabei völlig unbeherrscht schrie: „Duu saublödes Rindvieh ich hab dir doch verboote met dene selbstgezoochene Saubälsch se` spille“. Wir waren erschüttert ob solcher trivialen Ausdrucksweise und es war uns wieder einmal klar, dass Otto nicht in der Lage war seine Mutter glaubhaft anzulügen. Und genau dies ist die wichtigste menschliche Lernübung in der Jugend ganz besonders dann, wenn man später einmal Topmanager oder Spitzenpolitiker werden will. Ich hatte nun das Gefühl, dass es Zeit war mich abzusetzen, weil ich Ihre Reaktionen kannte. Sie ging nicht zu Paula Fritz um sich zu beschweren weil diese nur immer lächelte und bedauernd die Schultern zuckte. Marie Schneider verteidigte ihren Schorsch und Toni mit den Worten: „Des mache mei Buuwe nit“! Wenn sie aber zu meiner Mutter kam fand sie stets ein offenes Ohr, obwohl ich völlig unschuldig war, weil ich eben nur als Mitläufer dabei war. Als ich wenig später heim kam war die Hausgemeinschaft in heller Aufregung. Mutter packte mich stumm am Arm, ergriff einen bereit gestellten Stock und wollte mich doch tatsächlich verprügeln. Ich riss mich aber los und lief in den Garten um ihr den wahren Hergang auf Distanz zu erklären, was sie aber offensichtlich nicht interessierte. Nun wiederholte sich das gleiche Spiel, was Ida und Otto vorher spielten nur mit dem Unterschied, dass Mutter hinter mir her lief und weinte und ich mich stumm darauf konzentrierte schneller zu sein wie Sie um ihren Schlägen erfolgreich auszuweichen. Schließlich stoppte Oma die versuchte Kindesmisshandlung und ich konnte endlich glaubhaft schildern, dass ich nur Mitläufer war. Nach meinem Rechtsgefühl hatte ich hier also keine Prügel verdient wohl aber für die zwei Gläser Eingemachtes welches ich aus dem Keller gestohlen hatte, um sie bei den russischen Hilfwilligen (Fremdarbeiter) gegen Buntstifte einzutauschen. Die Männer waren nach den russischen Frauen und Kindern einquartiert worden und wurden zu Aufräumarbeiten nach Fliegerangriffen in Frankfurt eingesetzt. Sie unterschlugen aus Hunger, und trotz höchster Strafen Fundgegenstände, die sie dann mit uns tauschten. Sie brachten es erstaunlicherweise zu zwei Fahrrädern, auf denen sie sich gegenseitig das Radfahren beibrachten. Sie standen am Straßenrand und feuerten ihre

Radfahrer an, die mit überhöhter Geschwindigkeit vor der Gruppe bremsen wollten und schrecklich stürzten. Einerseits gab ihr Verhalten dem von Frl. Mlitz probagierten Untermenschentum recht, andererseits staunte ich über ihre Geschicklichkeit die Schäden an den Rädern zu reparieren. Nachdem mir aber der gut deutsch sprechende ukrainer Fladimir erfolgreich beim Rechnen und Komma setzen geholfen hatte konnte mir niemand mehr etwas von Untermenschen erzählen. Fladi sah genau aus wie wir und nur sein Cousin hatte ein fernöstliches Aussehen. Wir alle schätzten die gebildeten Menschen, die uns bei Bedarf zur Feldarbeit helfen durften sehr und gaben ihnen gut zu Essen, wobei sie entgegen den strengen Vorschriften mit uns zusammen am Tisch saßen.

Endlich waren Sommerferien und Mutter, Anne und ich waren auf dem Westwald bei Tante Anna und ihren Kindern Magda, Thea, Albert und Winfried. Tante Thekla hatte ihre Wohnung in Kiel aufgegeben und wohnte mit Waltraut und Rolf ebenfalls bei Opa Georg. Der Stallduft im Haus und der Kuhdreckgeruch von der Straße und den Weiden war mir ein Hochgenuss. Nur die Stechfliegen, die sich von den Kuhfladen üppig ernährten, mochte ich überhaupt nicht. An der Stelle sollte ich ernsthaft erwähnen, dass ich nicht, wie mir immer wieder unterstellt wurde, die Jugend dort anführte oder verführte sondern ich erzählte lediglich was wir so alles in Weilbach trieben. Dass wir beispielsweise von der großen Friedhof-Linde, deren riesigen Äste über die Eddersheimer Straße ragten, herunterkackten um ein durchfahrendes Fuhrwerk zu treffen. Was kann ich nun dafür wenn die Dorfrabauken dies nachahmen wollten. Erstmals allerdings am ruhenden Objekt dem Nachbar „Hannese Aal“ nämlich, der vor der Haustür auf einer Bank unter einem großen Baum saß und sein Pfeifchen schmauchte. Die Stinkbombe klatschte vor seine Füße und bis der alte Mann reagierte war der Attentäter entfleucht. Im ganzen Dorf war es klar, dass ich der Täter war aber ich war das wirklich nicht. Als man mich im Familienkreise bedrängte sagte ich schließlich: „Ei wenn isch des geweese wer, dann hätt ich den Hannese Aal aach getroffen“! Ich hatte den Eindruck, dass man mir nun Glauben schenkte, denn man diskutierte anschließend, welcher Dorfchaote der Täter war. Wenn ich nach solchen maßlosen Verdächtigungen in Opas enttäushtes Gesicht sah, durchströmte mich ein vorher nie wahrgenommenes Gefühl von Mitleid. Manchesmal hatte ich den dringenden Verdacht, dass sich die Dorfjugend bei meiner Anwesenheit mehr erlaubte als sonst, weil man mich dann verantwortlich machen konnte.

Die letzten Ferienwochen verbrachten wir in Weilbach und ich ging mit Mutter „Ähren lesen“. Unsere Bauern ernteten damals mit den sogenannten „Selbstbindern“, die das Getreide in gebundenen Garben ablegten. Hierbei brachen viele Ähren ab, die von den Arbeiterfamilien aufgesammelt werden durften. Wir Kinder sammelten den ganzen Getreidehalm auf und machten Sträußchen. Dabei zogen wir auch immer wieder einmal Ähren aus den Gaben die zu Mehreren, in großen Haufen zum Trocknen aufgestellt waren. Dies wiederum gefiel den Bauern nicht, weshalb sie das Ähren lesen auf manchen Äckern verboten. Da wir uns aber nicht an das Verbot hielten, eskalierten manche Bauern zu unsachlicher, brutaler Kinderverfolgung. Wenn solche Kinderschänder im Dorf bekannt waren kam es oft vor, dass ein solcher Bösewicht sein im Feld abgestelltes Ackergerät anspannte, welches sich nach wenigen Metern Fahrt in alle Einzelteile auflöste. Die missverstandenen geschundenen Kinderlein hatten vorher fachmännisch alle Schrauben und Splinte entfernt.

Wenn ich noch Zeit hatte fuhr ich auch mit meinem Fahrrad, welches Vater von Duisburg Mitgebracht hatte. Da ich der einzige Junge war der ein Fahrrad besaß gab es auch Neider und am missgünstigsten waren die Zwillinge. Nachdem ich es in ihrem Hof abgestellt hatte waren plötzlich beide Reifen platt. Sie zeigten eine diebische Freude und pumpeten mir großzügig Luft in die Schläuche die sofort wieder entwich. Nun schlugen sie mir vor, Milch in die Ventile zu füllen was aber nichts nutzte. Ich schob mein Vehikel nachhause wo Mutter sofort schimpfte: „So, hawwe se` der schun die Reife kaputt gestoche“! Opa zeigte mir wie man den Mantel abhebelte, Wusch mir die Milch aus dem Schlauch und zeigte mir wie man die Flicker aufsetzte. Wir verklebten mehrere Kleine Löcher, verbrauchten alle Reparaturreserven, die ich dann aus Flörsheim wieder besorgen musste und nach diesem Abenteuer ließ ich mein Rad nicht mehr aus den Händen und den Augen. Nach diesem Ereignis empfand ich das erste Mal Ablehnung für die Taten der „Fritzebuwe“ und begann ihre Machenschaften als gut oder schlecht zu beurteilen. Ich verbrachte ab dato höchstens noch 10% meiner Freizeit mit ihnen, konnte mich aber nicht entgütig von ihnen trennen, weil diese wenige Zeit mit ihnen tatsächlich immer mit viel Aktion ausgefüllt war. Schließlich waren die fast elf-jährigen Buben sehr lebhaft, intelligent aber Schul- und Lernfaul, bastelten aber alle möglichen Dinge ohne fremde Hilfe zusammen. Hier bauten sie einen kleinen Spielzeugmotor an eine Bohnenmühle und schnitzelten einige Körbe Bohnen klein, dann reparierten sie die Bierzapfanlage oder ein Türschloss. Demgegenüber stand ein hohes Potential an Spitzfindigkeit, Schadenfreude und Missgunst. Von dem Material dieser Bierzapfanlage profitierten wir alle, nachdem eine Zapfleitung still gelegt war. In die Bohrung jener Kunststoffleitung passten genau die runden Samenperlen der Spargelstauden neben unserem Hausgarten. Die Zwillinge zerschnitten die Leitung in 50 cm lange Stücke und trieben damit einen einträglichen Handel. Somit hatten wir alle ein treffsicheres Blasrohr mit dem wir uns gegenseitig die Perlen in die Gesichter und Augen schossen. Nur einmal hatten wir als gemeinsames Ziel: Das geöffnete Schlafzimmerfenster von Maria Orth. Wir alle, einschließlich Hansgünter bliesen eine längere Zeit diese harten, grünen Perlen in die Fensteröffnung, bis uns unartikulierte Schreie aus dem Zimmer aufschreckten. Günters Mutter war außer sich vor Schreck und Tante Käthe sowie Tante Anna halfen ihr das Zimmer wieder herzurichten. „In jener Zeit konnte man spielen was immer man wollte, irgendwer hatte immer was dagegen“!

Sonntagmorgens gingen wir oft in das Feld zu Willi Burgharts Schäfer und befassten uns mit den Schafen. Von ihm bekamen die Zwillinge ein junges Tier welches die Mutter nicht ernähren konnte. Sie zogen den Winzling mühsam mit der Flasche groß und schafften später zum Nulltarif Futterrüben, Gras und Heu für das Tier herbei. Wenn kein schönes Wetter war, hatten wir Sonntags oft unseren Lauf zur Familie Adam. Der 15 jährige Hermann und der 13 jährige Karl sorgten hier für Stimmung. Der 7 Jährige Artur provozierte die Großen zum Streit und Mutter Susanna beschimpfte gellend und hysterisch ihre Großen, während die kleine Schwester Hilde sich verschüchtert unter dem Tisch oder der Bank verkroch. Den schadenfrohen Zwillingen gab die Szene Grund zu wieherndem Lachen und ich empfand Mitleid für das verschüchterte Mädchen.

Die schönsten Momente empfand ich, wenn wir morgens singend in das Feld zogen. „Früh morgens wenn die Hähne kräh`n ziehen wir ins Feld hinaus“, war das einzige Lied welches wir mit Melodie und Text konnten. Im Frühling wenn der

Tau auf dem jungen Grün in der Sonne funkelte und die Lerchen zwitschernd in der Luft flatterten empfand ich hier Glück und Freiheit. Aber auch jetzt im Herbst war dies schön. In der Schule lernten wir ja keine Wanderlieder und im Feld sangen wir nicht „Traget das Vaterland“ sondern: „Traget Kamelia zwischen den Beinen „. Ein weiteres Umgetextetes Lied lautete: Eine Futt met lange Labbe is`im kalte Winter gut, gib dem Bibbel eine Kappe dass er nit erfrieren tut, hollahie, holla- ho-o-o holla hia- hia- hia- holla- hooo“. Der herbstliche Hauptsport war das Organisieren von Nüssen. Aber das restliche Obst war auch immer willkommen. An Werktagen nahm mich auch Mutter oft zum Bauern mit, Kartoffelnernten oder ich suchte Hasenfutter, wobei manche Futterrübe im Hasenfuttersack verschwand. Die reine Spielzeit war bereits in die abendliche Dunkelzeit verschoben, wo wir auf dem Friedhof und in den Gärten „Räuber und Gendarm oder Verstecken spielten. Hier erregten wir bei den Anliegern außerdem noch Ärger weil wir auf den flachen und spitzen Mauerkronen stundenlang um den Friedhof balancierten. Nach der Kartoffelernte war das Stoppeln angesagt und als es Kälter wurde war ich wieder mehr bei Hansgünter zum Lesen und Malen. Wir hatten bereits alle Märchenbände in der Gemeindebücherei ausgelesen und hatten gerade die Abenteuerbücher aus der Deutschen Ostlandbesiedelung in Arbeit. Wäre ich nur im Rechnen auch so gut gewesen, aber ich hatte durch eine dreiwöchige Kinderkrankheit den Anschluss verloren und mogelte mich recht und schlecht durch. Nur ein Wort von mir an Fräulein Mlitz hatte genügt und sie hätte mit liebend gerne das wenige was fehlte beigebracht aber die Angst vor dem Spott der Freunde war so groß, dass ich mich nicht traute. Somit fiel ich im Rechnen und der Interpunktion in ein Tiefes Lerndefizit welches ich erst im 18. Lebensjahre schließen konnte.

Die Treibjagd im Herbst brachte uns wieder ein Unterhaltungspotential der besonderen Art. Herr Breitkreuz der Jagdpächter, ein Beamter aus Höchst hatte ein steifes Bein und humpelte kurios über die Äcker, war aber ein guter Schütze. Er hatte eine Treibermannschaft organisiert und ca. 30 Jäger eingeladen. Dann knallte es den ganzen Tag in der Gemarkung und am Abend fuhr man bis zu zwei große Leiterwagen voll Beute (oft bis zu 300 Tiere) ins Dorf. Wir sammelten leere Patronenhülsen und Franz Burghart (gen. Schippel) organisierte eine ganze Schachtel Patronen. Unseren Wunsch, einmal einen Hasen zu stehlen vereitelten die zahlreich mitgeführten Hunde. Franz Burkhart brachte es fertig einen sogenannten „Stopfenrevolver“ mit dem ansonsten Kinder ihre Knallstopfen abschossen für die organisierte Jagdmunition zu präparieren. Er verkürzte das Rohr damit der Schlagbolzen das Zündhütchen erreichte, klemmte die Patrone mit einem Stück Gummischlauch an den Pistolenlauf und streute das Schrot ohne Führung durch den Flintenlauf in das Gelände. Wir standen alle neugierig um ihn herum und sahen tatsächlich zu, wie er auf einer Distanz von ca. 15 m einen Raben vom Baum schoss. Dies ist mir noch heute ein Rätsel und auch die Tatsache, dass niemand von uns verletzt wurde! Das Schnee- und Eisvergnügen im Winter 42/43 genossen wir wie oben geschildert und wenn es das Wetter zuließ zogen wir auf der Autobahntrasse bis zum Main und erkletterten die Brückenköpfe. Die Vorweihnachtszeit war wieder geprägt mit äußerst vulgären Anschuldigungen gegen meine Person durch Mutter, Tante Katharina und Tante Sofie. Sie artikulierten ihre Wahrnehmung indiskret und offen, dass ihr Weihnachtsgebäckvorrat unverhältnismäßig schnell abgenommen hätte. Dabei schielten sie immer zu Unrecht so komisch zu meiner Person. Was ging dies mich an, schließlich hatten sie doch auch Kinder und wenn die nicht fähig waren ihre Spuren fachmännisch zu ver-

wischen, war dies doch nicht mein Bier! Ich jedenfalls nahm mir für solche Exkursionen immer soviel Zeit, damit ich alle Verstecke so verließ, wie ich sie angetroffen hatte und bei Oma habe ich nie Weihnachtsgebäck gestohlen. Sie nahm mich auch immer in Schutz und sagte: „Der Bub mecht so was nit, awwer die Mänscher hab ich schun on mei`m Zeich erwischt“! Ich fühlte mich nach solcher Verteidigung dann immer wie nach der späteren Beichte und Absolution. Zu Weihnachten wurden bereits viele Gefallene Soldaten und vier an Diphtherie gestorbene Kinder beweint Die toten Töchter der Familien Rüger, Keller, Seelig berührten mich dabei weniger, aber der Tod von meiner Spielkameradin Trudi Wendel schmerzte mich sehr. Die Zeitgenossen wurden aber auch von schweren Furunkel und Geschwüren geplagt. Ich selber hatte ein Geschwür am Hinterkopf und musste mit Mutter in Eiskälte mit dem Fahrrad nach Flörsheim zu Dr. Hammel fahren, was mich ungemein belastete. Aber auch dies ging vorüber und man schickte mich nach dem Abheilen der Wunde zu Tante Annas Vater dem alten Bawier Gottfried Koch, einem kauzigen, humorlosen Gesellen. Er bevorzugte grundsätzlich die erwachsenen Kunden, erledigte zwischendurch seine Posthalterarbeit und nachdem ich zwei Stunden vergeblich gewartet hatte lieferte ich mir mit ihm ein unschönes Rededuell, welches ich mit dem schönen götzschen Zitat abschloss. Dies zeigte bei dem Alten überhaupt keine Regung und nur ein anderer Armleuchter verriet mich bei Tante Anna, die sofort Mutter, ihre Freundin informierte und somit wäre mein Unglück bereits wieder besiegelt gewesen, wenn ich nicht die neuen Segeltuchschuhe mit Holzsohlen gehabt hätte. Als ich abends heim kam war Mutter so hektisch und ließ mir keine Zeit meine Schuhe auszuziehen, nahm einen bereitgelegten Knüppel und machte Anstalten mich zu erschlagen. Ich warf mich aber geistesgegenwärtig auf den anvisierten Körperteil und wehrte mit den Holzsohlen die mörderischen Schläge ab. Durch den abnormalen Lärm angelockt standen alle Hausbewohner in dem Zimmer und Oma brachte die weinende Tochter nebst schreiende Enkelin Anne wieder zur Ruhe. Dazu gab es nur eine Erklärung: „Die Menschen waren durch den schrecklichen Krieg total verroht“!

Die drei Jahre ältere Cousine Sofie und ihre Freundin Thea Masselin wollten einige Tage später auf der Rodelbahn ihre Überlegenheit an mir testen. Ich wies sie aber entschieden ab und rührte sie so zu Tränen, dass Theas 13 jähriger Bruder Gerd die Familienehre an mir rächen wollte. Ich konnte aber gerade noch zu meinen großen Freunden entfliehen von, denen Gerd wusste, dass er hier den Kürzeren ziehen würde. Somit war ich wieder gezwungen die nächsten Tage im Schutze meiner Freunde zu verbringen. Sofie aber verfolgte ab dato die Taktik psychologisch, seelischer Verfolgung gegen mich armen Cousin und verführte die anderen Cousinen sie dabei zu unterstützen. Die Mütter waren ja „dienstverpflichtet“ außer Haus und Oma wusste sehr wohl wer die Verfolgungsjagden im Haus provozierte und schimpfte fürchterlich auf Sofie. Diese trieb es dann aber noch toller bis mich Oma darum bat für sie einkaufen zu gehen, auch wenn sie gar nichts dringend benötigte. Da ich ihr nie eine Hilfeleistung verweigerte funktionierte dieser Trick immer. Sofie war und blieb der allergrößte Provokateur gegen ihren einzigen Cousin und merkte nie wo man aufhören sollte. Dies wusste sie allerdings auch nicht bei Ihren Freundinnen mit denen sie ständig Streit hatte, so dass Tante Katharina bei deren Eltern immer wieder um Frieden bitten musste. Ihren größten hysterischen Eiertanz inszenierte sie bei ihrer ersten hl. Kommunion 1941, der von ihren Eltern wie immer wortlos entschuldigt wurde. Als Sofie später, nach zwei Scheidungen, von den Ärzten als „manisch- depressiv“ eingestuft wurde

war allen Beteiligten klar, warum sie sich als Kind so verhielt.

An dieser Stelle soll auch an das Pompöse Hochzeitereignis in jenem Jahr erinnert werden in welchem Mutters Cousin Hermann Kurz, Else Hochheimer heiratete. Als einzigen männlicher Nachkommen des Onkels Philipp Lang wurde Hermännchen verurteilt, mit Cousine Anita den Schleier zu tragen. Aufgeputzt in schicker Marineuniform und Anita in weißer Montur, durften wir der pompösen Polizeiuniform des Bräutigams nicht nachstehen. Ich fühlte mich in den feinen, geliehenen Kleidern schrecklich unwohl. Es waren die schlimmsten Minuten meines bisherigen Lebens als wir alle nach der Trauung vor der Kirche standen und meine Freunde, ob meines ungeliebten Ehrenamtes ein infames Spottgeheul anstimmten. Es war damals nämlich noch Sitte, dass sich alle Kinder und jugendliche bei diesem Ereignis vor der Kirche versammelten, weil der Bräutigam nebst Trauzeugen Münzen unter des Junge Volk warfen. Dieser alte, vorchristliche Brauch hatte auch die Zwillinge nebst Anhang angelockt. Für diese schlimme Schmähung durch die Freunde wurde ich aber reichlich entschädigt weil diesmal alle Geschwister von Großvater beisammen saßen, die nach einigem Alkoholkonsum reichlich vom „Rothsbock und Büchspfaff“ erzählten. Sie waren sogar höchst gnädig bereit meine sachbezogenen Fragen zu beantworten und noch einige Zugaben zu gewähren. Man wunderte sich überschwänglich, dass Philipps sechs jähriger Enkel an ihren alten Überlieferungen so interessiert war und Opa war sichtlich stolz auf seinen Enkel. Bei dieser Feierlichkeit lernte ich auch die Großcousins Albert, Erika, Ludwig und Giesela Simon kennen die mit Ihren Müttern Elisabett und Babette aus Hochheim, gegenüber in der Bäckerei ihres Großvaters verweilten.

Diese Erinnerungen mussten aber im Herbst 1942 einer schlimmen Reallage weichen die auch von uns Kindern intensiv wahrgenommen wurde. Es begann damit, dass Vater bei einem Kurzurlaub erzählte, sie hätten gerade einen Munitionstransport bis fast an die Wolga gefahren, wobei sie bei Nacht die Hauptkampflinie überfuhren. Seinem rabiaten und raubeinigem Kameraden Max habe er es zu verdanken, dass man im Schlamm und Dreck den Rückweg fand. Max besorgte auch Winterpelze und Stiefel damit sie den kommenden Winter überstanden. Einmal verbrachten sie sogar einen nächtlichen Wintersturm in einem Schuppen mit tiefgefrorenen Leichen, während die Diesel die ganze Nacht tuckerten damit der Motor nicht einfro. Das Trauma Stalingrad war für mich damit eröffnet. Ab jener Zeit wurde man als sieben jähriger aus dem sorglosen Kindesempfinden in die Welt der Erwachsenen transferiert und nahm deren Probleme wahr. Man erinnert sich sowohl präzise an die Sondermeldungen die Wolka erreicht zu haben, als auch an die Einkesselung im November und das langsame Sterben der 6. Armee, die man uns aber nur spärlich mitteilte. Auch von der Deputation der Juden 1941/42 erfuhren wir in Weilbach nichts, weil unsere jüdischen Mitbürger ausgewandert waren. Noch weniger erfuhren wir von Rommels Rückzug aus Nordafrika. Unser Informant war mittlerweile jener schwarze Bakelitkasten den man „Volksempfänger“ nannte. Vater hatte ihn 1939 zwar im Zorn auf den Boden geworfen, aber anschließend soweit wieder repariert, dass Mutter auf dem Stuhl stehend, mit dem Ohr am Lautsprecher den Feindsender abhören konnte. Diese Vorsicht war dringend geboten, weil Nazispione heimlich an den Fenstern bei Dunkelheit lauschten ob niemand diesen Feindsender abhörte. Wer bei diesem Vergehen erwischt oder verraten wurde konnte bis hin zur KZ.- Einweisung bestraft werden. Es rührte mich

damals sehr, als Tante Katharina beim Kneten des Plätzchenteiges von Stalingrad redete und ihre Tränen dabei in den Teig tropften.

Kriegskinder

Der Jahreswechsel 42/43 war in unserer Familie nur vom Niedergang Stalingrads geprägt, wo neun Weilbacher den Tod fanden. Ein Überlebender war unser Nachbar Peter Badeck, der später nie von diesem Desaster erzählen wollte. Den Fall von Stalingrad beging man mit Trauermusik und markigen Reden und im übrigen ließen uns die zunehmenden Bombenangriffe keine Zeit zur Trauer. Man hatte die Technik des „Feuersturms“ erlernt und übte sich mit wachsender Begeisterung, die Stadtbevölkerungen auszurotten. Nun erst wurde mir bewusst was es bedeutete, dass sich Amerika in den Krieg eingemischt hatte weil nachts die Engländer und bei Tag die Amerikaner den Himmel beherrschten. Trotzdem johlten wir, wenn fast täglich vormittags zwischen 9 und 10 Uhr Fliegeralarm gegeben wurde und somit die Schule beendet war. Anschließend standen wir auf der Straße und schauten nach den endlosen Bomberpulks, die über Weilbach und dem Taunus ihrem Völkermordauftrag entgegen flogen. Genau dieser Begriff ist hier zutreffend, egal ob dies von Deutschen oder Alliierten verübt wurde, denn es gibt keine humanitäre Rechtfertigung hilflose Frauen und Kinder zu eliminieren. Zu erwähnen sei an dieser Stelle auch die Praktiken, explosives Kinderspielzeug abzuwerfen. Dagegen waren der Abwurf von Kartoffelkäfern noch harmlos.

Mutter musste jetzt wie alle anderen zuvor ihre Luftschutzausbildung absolvieren. Man brachte ihr bei, wie man in einem Wassereimer die Handfeuerspritze bedient und mit einer Sandtüte Brandbomben löscht. Sonntagvormittags gingen Parteimitglieder und Hilfwillige von Haus zu Haus um WHW- Abzeichen oder anderes zu verkaufen. Jene Tiere aus buntem Porzellan waren bei uns Kindern sehr begehrt. Die Flaggenparaden am Wochenabschluss vor der Schule waren uns allerdings ein lästiges Muss. Welches Kind steht schon ewig lange mit erhobenem rechten Arm im Karre und hört schmalzige Reden und Gedichte auf den Führer oder singt „Es zittern die morschen Knochen“. Viele von uns hörten im Kreise der Familie, dass der Krieg nicht zu gewinnen ist und ich selber empfand dies auch so. Aber offensichtlich gab es noch immer eine Mehrheit, die dies nicht wahrhaben wollte. Rückzug im Osten, Nordafrika verloren und Alliiertenlandung auf Sizilien muss doch zu Denken geben, aber leider besaßen nur wenige diese Eigenschaft. Man gab sich immer wieder Mühe die Menschen auf befohlenen Parteiveranstaltungen vom Sinn ihrer Politik zu überzeugen und registrierte genau, wer nicht an den Veranstaltungen teilnahm. Aus Furcht vor Benachteiligung oder gar Verfolgung besuchten viele diese Veranstaltungen und so ging ich auch mit Mutter zu diesen langweiligen „Eigenlobsfesten“. Die Angst der Weilbacher hatte ihre Begründung denn die Nazis hatten den mittelalterlichen „Pranger“ in abgewandelter Form wiederentdeckt. Egal ob kleine Verdachtsmomente oder massive Delikte vorlagen, ließ man die Delinquenten von zwei SA-Männern flankiert von der Wohnung zur Amtsstube vorführen, was wir als allergrößte Schande empfanden. Die beiden Erwachsene Alois Preuß und Alois Hoffman wurden mehrmals, nach vorheriger Ankündigung durch das Dorf geführt. Sie hatten sich nichts zuschulden kommen lassen und ertrugen würdevoll diese Schmach. Man wollte die nicht linientreuen lediglich damit beugen. Desgleichen praktizierten HJ und Jungvolk. Ich erlebte

mehrmals solche Maßnahmen und beobachtet, dass die Uniformierten stark und breitbeinig einherschritten so, als hätten sie geschwollene Hoden. Bei den Zwillingen, die absolut nicht in die befohlenen Gruppenstunden wollten erlebte ich zwei solcher Abführungen. Ich hatte die beiden auch nie in Uniform gesehen und vermute, dass sie wohl keine hatten oder wollten. Schließlich mussten diese Klamotten ja von den Eltern mitfinanziert werden. Unterhaltender waren die „Tage der Wehrmacht“, wo in einer großen „Goulaschkanone“ Erbsensuppe mit Wüstchen gekocht wurde und die Soldaten mit den Kindern spielten oder Geschenke verteilten. Akzeptabel waren auch die „Erste Maifeiern“. Noch immer wurde Frl. Mlitz nicht müde uns abzufragen, was die Familien über Hitler sagten und da berichtete Betty Singer: „Ei Frollein. de` Herr Weilbacher hot beim Katoffel ausmache gesaat, de` Hitler kann mich om Aasch lecke“! Somit konnte die Dorfgemeinschaft wenig später am „Schwarzen Brett“ lesen, dass der Bauer Josef Weilbacher, genannt „Zackerpluck“ am nächsten Tag wegen Verleumdung zur Vernehmung vorgeführt wird. Damit war gewährleistet, dass viele Zuschauer am Straßenrand standen. In jedem anderen Dorf hätte dies mit einer KZ- Einweisung geendet aber Ortsgruppenleiter Willi Burkhardt hatte hier seine eigenen Methoden. Er legte dem Angeklagten in den Mund, dass bei dem Sack zu schnüren die Schnur zerriss und er aus diesem Grund den Götz zitierte. Mit diesem Trick erhielt er den landwirtschaftlichen Produktionsbetrieb und hatte außerdem einen Pferdeführer der ihm verpflichtet war, gemeinnützige Frachtfuhren zu machen. Um diese Zeit wurde auch der Frankfurter ausgebombte Herr Becker vorgeführt weil er kommunistische Parolen gegen die Partei von sich gab. Da er sich aber keine goldene Brücken bauen lies, wurde er in ein KZ eingeliefert. Sein Sohn Adi, der seines Aussehens wegen „des Äffje“ genannt wurde war ab dato schutzlos den wenigen hirnapputierten Rabauken als Prügelknabe überlassen. Glück dagegen hatten einige Zeit vorher die Vereinsfreunde Johann Badeck und Ewald Bangert die, nach einer feuchtfröhlichen Tour Arm in Arm von der Rose in den Schwänen wankten und die Internationale sangen. Willi Burkhardt senkte am Tisch neben dem Eingang seine Zeitung und sagte zu seinen Fußballerfreunden: „Ihr verdammte Aaschlöcher, wisst ihr dann was ihr Euch domit oo`duut? Ich müsst Euch jetzt oozeiche, awwer dann heest`s ; de`Borgerd hot die fortgeschafft! Nach diesen Worten schüttete er ihnen seinen Apfelwein ins Gesicht und verließ das Lokal seines Vaters. Wenn die Praktiken Willi Burkhardts an die richtige Stelle weiter gemeldet worden wären dann hätte man ihn umgehend um Amt und Freiheit gebracht. Diese Tatsache will man um 1990 nicht mehr wahrhaben, aber so war es nun einmal!

Wir Buben verbrachten den Winter wie bereits beschrieben oder schauten uns eine Beerdigung an, wo der Kriegerverein Ehrensallut schoss. Ein ganz besonderes Ereignis war hierbei die Beerdigung von Sofies Opa- Steffel Krämer. Als Musiker wurde er unter den Klängen der Blaskapelle Krämer zu Grabe getragen. Ich war entsetzt über die respektlosen Witze der Musikkameraden vor der Beerdigung und beeindruckt von der salbungsvollen Trauermusik auf dem Grabwege. Als sie sich aber nach der Zeremonie abrubt umdrehten und unter lustigen Klängen den Ort der Trauer verließen sowie während des „Flanesskaffees“ Schnaps tranken, pietätlose Witze rissen und fröhliche Musik machten, konnte ich die Welt dieser Erwachsenen nicht mehr verstehen. Der Friedhof gehörte zu unserem Spielbereich und wenn wir absolut nichts besseres zu tun hatten halfen wir dem Seppel Dörrhöfer für zwei Groschen ein Grab zuzuschaukeln. Seppel, genannt „Glitsch“ sagte dann: „Der doo unne des wor en Dunnerkeil dem werft die dicke Brocke

uff's Koppteil“, oder „des wor en kloore Kerl dem werft`er de feune Sand uff de` Kobb“. Einmal fanden wir Jakob, den Knecht von Adam Lemb, genannt „Lembe-Schorsch“ unter einem Buchsbaum, über einem Grab liegend und glaubten er wäre Tot. Durch unser aufgeregtes Geschnatter wachte er auf und lallte volltrunken: „Ihr Bangert macht eich hoom un` losst mich schloofe“. Jakobs Fortbewegungsart in Volltrunkenheit war uns gut bekannt. Er stand dann kerzengerade, mitten auf der Dorfstraße und wankte hin und her wie ein Baum im Winde. Dann taumelte er ein paar Schritte nach links und wieder nach rechts und blieb wieder stehen. Dabei sah man in seinem roten Gesicht keine Regung. Aber die blauviolette dicke Nase und das struppige Haar gaben ihm ein melancholisches, und zugleich wildes Aussehen. Jakob wurde nach dem Kriege von einem Sandauto tot gefahren und wurde das erste Opfer der Kieslobby.

Mit der Natur und den Tieren kannten wir uns gut aus, was besonders die stets freilaufenden Hunde betraf. Auch damals gab es bereits kinderlose Ehepaare die als Kindersatz ihren „Struppi“ hatten, wie dies bei Familie Hofmann neben dem Anwesen Fritz zutraf. Frau Hofmann war ständig bemüht, dass ihr Pudelrüde ein Weibchen zur Begattung fand. Deshalb ging sie mit ihm mehrmals am Tag durch das Dorf und schaute genüsslich zu wenn Struppi eine läufige Hündin belegte. Geschah dies in unserem Einflussbereich dann holten die Zwillinge zum Leidwesen von Frau Hofmann einen Eimer Wasser und schüttete ihn über die kopulierenden Hunde. Die Tiere erschrecken dann, der Rüde viel vor Schreck von der Hündin, konnte sich aber im Genitalbereich nicht lösen weshalb sie verkrampft in Gegenrichtung standen und stumm litten. Frau Hofmann verfolgte uns dann unter hysterischem Gezeter und somit hatten wir wieder unseren Spaß. Frau Hofmanns Mann, Parteigenosse und leitender Angestellter hatte wohl bewirkt, dass seine „Tussi“ keine Dienstpflicht erfüllen musste wie die anderen Frauen, doch konnte er aber trotzdem nicht unsere Anschläge verhindern, obwohl ihn ein Polizist namens Herzberger unterstützt hätte, der im ersten Obergeschoss wohnte. Die Besamung von Kühen erlebte ich im Westende bei meinem Freund Franz. Wir tummelten uns am Kriegerdenkmal als die Bande gewahr wurde, dass man eine Kuh zum Ochsenstall trieb. Der ganze Haufen befand sich sofort in heller Aufregung und versuchte sich heimlich an der Einfriedungsmauer zu platzieren, indem sie Brettstücke an die Mauer anlehnten, worauf sie stehen konnten um über die Mauer zu schauen. Wenn der Stallbetreuer Hieronimus (Ronni) dies sah vertrieb er die Zuschauer brutal mit Peitschenhieben und Steinwürfen. Die Buben dankten ihm diese Freundlichkeiten indem sie seine Gartenkulturen sowie die Gartenhütte beschädigten, eine Tüte mit Exkrementen ins Schlafzimmer warfen und noch andere fantasievolle Spielchen mit ihm trieben. Er wiederum setzte das Spiel fort, indem er aus der Gartenhütte mit Vogelschrot auf die armen Kinder schoss. Somit war dank seiner Kinderfreundlichkeit ein Teil des Unterhaltungsprogramms im Westend gesichert. Einmal war ich bei ihrem „Ochsensich- Spiel“ dabei. Die Kinder krabbelten dabei auf allen Vieren im Gras und ein vorher bestimmter Ochse (Stier) durfte sie bespringen. Da nun jeder einmal Stier sein wollte entstand bereits zu Anfang ein lautes Palaver. Arnold Schauß drohte dann oft: „Hanne Toch (Hans Koch) is bin de` Otz, wenn is nit de Otz sei derf mach is nit mehr mit, lette Aasch ma nitz mehr mit“! Die größeren Buben wichen dem Stier meist aus, damit er ins Leere sprang und wälzten sich dann vor Lachen auf dem Rasen. Dieses natürliche Kinderspiel unterbrach dann Anna Weilbacher (Annasche- Geel) indem sie die Faselszene mit schrillum Geschimpfe störte und die Kuhherde mit Stockschlägen

vertrieb. Die Kinder dankten ihr diese Mitwirkung mit fantasiereicher Gegenliebe und so hatte man auch ohne technisches Spielzeug seinen Zeitvertreib. Den absoluten Zeugungsakt beobachtete ich dann bei der „Krotteckjugend“ am Hofgut. Nach eindeutigem Kuh- Deckalarm erstiegen wir die Mauerkrone in der Hintergasse und sahen einen schnaubenden Stier hinter einer Kuh mit ausgefahrenem Penis. Zwei Knechte (Schweizer) hielten die Kuh am Kopfgeschirr und einer hielt das am Nasenring des Stieres befestigte Seil während ein dritter versuchte mit einem Stöckchen den Ziemer anzuheben damit er in die Öffnung gelangte. Da dies aber nicht gelang wurde der Stier so wild, dass er die Kuh verletzte. Da ging eine Zuschauerin zum Stier, nahm den Ziemer in die Faust, führte den Penis zielgenau in die Öffnung und sprang blitzschnell zur Seite. Daran hatte sie gut getan, denn der Stier entwickelte anschließend eine Wildheit, die mich ungemein beeindruckte. Diese Beobachtung hatte Seltenheitswert weil man auch hier die zuschauenden Kinder verjagte. Diese „Krotteck- Jugend hatte das Landschaftlich schönste Gelände. Der „Hohe Rain“ am Oberbach bot mit seiner 15 Meter hohen Böschung Anreiz für Höhlen und Bunkerbau. Auf der Burgwiese fand man Gänse und Enteneier und am alten Wehr (Baaddempel) konnte man im Sommer das Wasser anstauen und schwimmen oder Forellen fangen. Auch der Mühlbach (Mihlbeet) mit dem alten Wasserrad im Mühlschacht war ein beliebter Tummelplatz. Mich störten dort allerdings die großen Wasserratten, die man hin und wieder hinweghuschen sah. Das Spiel „Krotte ve`senke“ war mir allerdings sehr zuwider. Man fing dort eine Kröte, steckte ihr einen Gras- oder Strohhalm in den After, blies sie voll Luft, setzte sie auf das Wasser und warf so lange mit Steinen auf das arme Tier bis es Tot war. Ich vermute, dass hier außer mir keiner Mitleid mit dieser Kreatur empfand. Eine jede Spielgruppe hatte so ihre eigene Art sich an den Zeitgenossen, der Natur und ihren Geschöpfen zu erfreuen.

Wenn ich dann im März mit den Zwillingen in der Gemarkung „Die Steinen“ spielte, zündeten wir dort tagelang die 4m hohen Böschungen an. Der hohe ,dürre Bewuchs brannte fantastisch und wir stanken abends 10 m gegen den Wind nach Rauch. Ich verbrachte immer weniger Zeit mit den Zwillingen, weil ich immer öfter ihre Handlungen nicht mehr verstand, insbesondere die Sache mit dem Ball. Paula Fritz hatte bei einem Besuch bei ihrer Schwester in Frankfurt einen dicken bunten Ball mitgebracht und ihn dem um 5 Jahre jüngeren Bruder Paul gegeben. Ein solcher Ball hatte zu jener Zeit einen unersetzlich hohen Wert bei uns Kindern und nur die 11 jährigen Zwillinge empfanden ein solches Spielzeug als völlig wertlos. So traute ich meinen eigenen Augen nicht, als die Fritzebuuwe wenige Tage später den Ball unter ein fahrendes Sandauto warfen. Sie wiederholten dieses Spielchen mehrmals bis es knallte und der Ball platt war. Die Zwillinge konnten sich vor Freude kaum fassen und Paulchen lief mit den Überresten schreiend zur Mama. Diese beschimpfte ihre großen mit: „Ihr Dreckbälsch, ihr Saubälsch mer müsst eich de ganze Daach mem dick Bengel uff eier bleede Köpp haache“! Die Verhaltensweise der Zwillinge konnte ich später nie analysieren. Sie waren intelligent, waren technisch sehr begabt jedoch ungemein schadenfroh und wohl auch recht neidisch, aber in der Schule absolut lernfaul. Sie hatten damals nie ein Buch gelesen, spielten keine Ball- oder Kinderspiele mit, hatten aber immerhin viel Begabung zur Tieraufzucht und konnten diese Tiere auch schlachten. Ihre Mutter schimpfte oft mit ihnen und wenn sie die Braven züchtigen wollte, liefen die einfach davon. Die Witwe lebte von der Gastwirtschaft und hatte wenig Zeit sich um die Kinder zu kümmern und die Bübchen machten was sie wollten, beschafften

aber Futter für die Tiere die sie selber erworben hatten. So holten sie auch einen jungen Turmfalken aus ihrem Nest im Kirchturm. Dieses Tier war unmöglich gefräßig. Vorn stopfte man ihm rohes Fleisch zu und hinten produzierte es riesige Kothaufen. Nach wenigen Tagen konnten wir nicht mehr genügend Sperlinge und Tauben schießen und stellten Schlingen vor Kaninchenlöchern auf, die wir noch vor Schulbeginn kontrollierten. Nach ständiger Verfolgung und Unverständnis durch den Jagdliebhaber Peter Buch ließen wir den Vogel fliegen als er gerade so Flügel war. Er flatterte auf einen Baum vor der Kirche und schrie mit seinen ebenfalls flügelnden Geschwistern um die Wette. Die streng geschützten Falken wurden immer wieder von den größeren Buben aus den Nestern gestohlen. Als ich einmal mit im Turm war, erwischte uns Bürgermeister Weilbacher. Er ließ mich mit den Worten: „Hau ab du klooner Dreckbalg“ entwischen und bestrafte die Großen. Als ich ihn mit Hans Günter zwei Tage später besuchte sagte er freundlich: „Warum leefst du dann dauernd met dene böse große Buuwe e`rum“? Ich konnte diese Frage nie beantworten. Da gerät ein dreijähriger Bub in die Gesellschaft dieser Größeren und erlebt über mehrere Jahre als passiver Zuschauer deren Eskapaden. Er entwickelte nie das Bedürfnis selber aktiv zu sein weil ja eh immer etwas los war. Bis zu den Geschichten mit seinem Fahrrad und dem Ball erinnert er sich nicht einmal, dass er die Taten der Freunde mit gut oder schlecht bewertete. Erst mit acht Jahren fällt ihm auf, dass die Streiche der Zwillinge über das Normalmaß hinaus gingen und weil ihn Erwachsene immer wieder mahnten diese Gesellschaft zu meiden, schränkte er auch seine Besuche dort ein. Wenn aber ein besonderes Ereignis bei den „Fritzebuuwe“ stattfand wirkte er trotzdem passiv mit. Dieses Verhalten verschaffte ihm dann auch prompt einen sehr schlechten Ruf in der Dorfgemeinschaft, bis über sein zwanzigstes Lebensjahr hinaus. Die Tatsache, dass der 8jährige dank seines großen Literaturkonsums längst anders dachte als seine Genossen war ja niemandem bekannt. Im Nachhinein betrachtet waren ihm die Streiche der Zwillinge, nach Schule, Kinderarbeit und Literatur auch eine sehr willkommene Entspannungstherapie.

Vater hatte 43 nach seinen „Heldentaten“ in Russland Heimaturlaub bekommen. Bei einem Besuch im Kurhaus begleitete ich ihn und freute mich darüber, weil man mich dort noch kannte. Thomy, ein kleiner Mann der sein Theologiestudium abgebrochen hatte und früher als Hilfsarbeiter in der Frauenschule angestellt war, begleitete jetzt eine Stelle im Russenlager hinter dem Badehaus. Er nahm uns mit in das Lager und wollte uns wohl seine Macht vorführen indem er dort einen Russen bestialisch, wegen einer Kleinigkeit bestrafte. Als er den Knüppel ergriff hob der Mann bittend die Hände und stammelte mit weit aufgerissenen Augen: „Nein, nein, nein“, aber Thomy schlug so unbarmherzig zu, dass mir schlecht wurde und ich davon lief. Ich musste wohl mit meinen schmutzigen Händen ein Paar Tränen abgewischt haben und war im Gesicht verschmiert. So traf mich eine Lehrerin im Hof, wischte mir mein Gesicht ab und fragte was mit mir los sei. Ich erzählte ihr von Thomys Gewaltakt worauf sie sagte: „Du bist ein lieber kleiner Kerl, komm mit mir in den Garten“. Wenig später hörten wir von der Flörsheimer Straße her einen schönen, stimmigen Gesang. Dort marschierten mehrere Kolonnen Russen in exaktem Schritt und sangen einen Kasatschock dazu. Eine der Maiden meinte: „Schrecklich wie diese Untermenschen singen“! Worauf ich prompt erwiderte: „Des sein koo Unnermensche.....“ und da fühlte ich eine Hand auf meinem Mund und war sofort still. Später erzählte ich der Lehrerin von Fladimir und seiner Hausaufgabenhilfe worauf sie sagte: „Erzähle das niemandem und bleib so ein guter Bub

wie du bist“! An jenem Tag hörte ich auch von Lazarettplänen, die man im Kurhaus installieren wollte. Es war mein letzter Besuch in der Landesfrauenschule und bei meiner Gönnerin Frau Kunz.

Dies war der letzte normale Kriegssommer mit durch die Felder streunen, lesen, Schulbesuch, Hasenfuttersuche und Ähren lesen. Wir kannten jeden Feldbesitzer, was auch sehr wichtig war wenn wir etwas auf fremdem Boden organisierten. Bei der Heimatflak wurden die Gesichter der Bedienungen immer jünger und es waren viele Mädchen unter der Besatzung. Durch das Dorf quälten sich immer öfter Autos mit stinkendem Holzvergaser und die Dreschmaschine in der „Schellmellengewann“ war ein neuer Anziehungspunkt für uns. Hier waren wir sehr unbeliebt, weil wir 1943 wiederholt Getreidesäckchen vom Bedienungspersonal requirierten, die jene von den Bauern gestohlen hatten. Wenn man uns dabei erwischte mussten wir stets schneller sein als die Verfolger, die uns brutal verprügelt hätten. Aber wir waren „Gott sei Dank“ immer schneller. Die Kinderfeindlichkeit ist also keine Erfindung der Zeit um 2000 sondern war bereits damals wohl bekannt. Den Aufbau des doppelstöckigen Kerbekarusells, gegenüber vom Kriegerdenkmal erlebte ich nun mit meinem Freund Franz und seiner Clique. Diese lieben Kleinen hatten auch ihre Allüren und viele Feinde. Gruben sie doch aus Langeweile das kleine Töchterchen der Schausteller bis zum Halse in die Sandgrube ein. Das Kind weinte bitterlich und als die Mutter jene Zwangslage erfasste schrie sie hysterisch mit. Wenige Tage später brachen Franz und Genossen in die Schießbude ein und stahlen dort Papierblumen, die sie großzügig an die Mädchen verschenkten. Diese armen Buben wurden auch ständig verfolgt. Spielten sie in den Sprunggruben kam Oberturnwart Badeck und verjagte sie, vergnügten die sich am Kriegerdenkmal verfolgte sie August Schäfer, schauten sie dem Gemeindebullen zu, schlug sie Hironimus mit der Peitsche und wenn sie „Ochsensich“ spielten verjagte sie „Geels- Annasche“ mit der Hundepeitsche. Da blieb denen doch gar nichts anderes mehr übrig als kleine Mädchen im Sand einzugraben. Auf jener Kirchweih fuhr ich das letzte mal auf dem doppelstöckigen Karussell. Als ich meine letzte Karte in der Hand hielt luden mich Helmut Dörrhöfer, Willi Wendel, Karl Adam und andere ein, in dem im ersten Obergeschoss befindlichem „Brummtopsch“ mit zu fahren. Dieses Gerät konnte man entgegen der Karussell- Drehung über ein großes, zentral angeordnetes Rad in hohe Umdrehungen versetzen. Ich konnte bereits zu Anfang der Tour nichts mehr wahrnehmen und antwortete auf die Fragen der um 5 Jahre Älteren, „Hermornsche kannst du noch“ mit jaa. Als das Karussell anhielt wankte ich mühsam die Treppe herunter, ging mit zitternden Beinen aus der Menge und erbrach mich gegen die Wand des Geräteschuppens vom Turnverein. Dann wankte ich totenbleich wie Volltrunken nachhause. Mir wohlgesonnene Zeitgenossen sagten: Ei Bubsche is` der schlecht, solle mer dich hoom bringe“? Und weniger gutgesonnene sagten: Daa guck doch der Dreckbalsch, doo fällt`er om hellischde Daach stockbesoffe dors`s Ort“!

Trotz der vielen Schulunterbrechungen wegen Fliegeralarm freuten wir uns auf die kommenden Herbstferien und waren voller Tatendrang. In diesem Überschwang der Gefühle warben die Westendler morgens in der Schule um Unterstützung für die Erstürmung der Festung „Hironimus“ in den Schrebergärten am Faulbornweg. Sie fanden bei den Experten vom Ostend begeisterte Zustimmung und somit stand am Nachmittag eine wohlgerüstete sturmbereite Armee todesmutiger Helden vor Ronnis Gartenhütte. In Erwartung der Vogelschrotsalven des Gegners war

die erste Sturmwelle neben ihrem Knüppel als Schwert mit den runden Abdeckdeckel von Waschkesseln ausgerüstet. Nachdem die Artillerie die Festung mit dicken Steinen sturmreif geschossen hatte wurde gestürmt, obwohl der Feind offensichtlich die Festung nicht besetzt hielt. Das Schleifen der Festung mit den Holzstöcken hielt sich anschließend in Grenzen und nach dem üblichen Palaver trennte man sich nach dem heroischen Vorbild nationalsozialistischem Heldentums unter dem Nationalschlager „Ob` s stürmt oder schneit ob die Sonne uns lacht“. Die Börsartigkeit der Erwachsenen gönnte den Kindern aber nicht ihren bescheidenen Erfolg und schickte uns am nächsten Tag den Polizisten Greuling an den Hals, der uns nach Schulschluss direkt auf dem Schulhof verhaftete. Dieser gemeine Mensch rief doch vor versammelter Schuljugend unsere aller Namen auf und weil Artur Adam fehlte mussten die gefangene Armee mit zu Adams gehen. Der gute Artur saß ahnungslos im Hof und spießte mit Nadel und Faden Apfelstücke auf, die er für den Winter trocknen wollte. Als ihm Greuling seine niederträchtige Absicht der Verhaftung kund tat warf ihm Artur sein Werk ins Gesicht und ergriff die Flucht. Er rannte in den Garten, um das Haus, durch den Hof und wieder in den Garten und der schimpfende Greuling hinterher. Susanne Adam stand im Fenster und untermalte die Szene in hoher, hysterischer Stimmlage mit allen bösen Wörtern die ihr gerade einfielen und das waren nicht wenige. Die Situation steigerte sich so grotesk, dass die Zwillinge schreiend und lachend von einem Bein auf das andere hüpfen und wir alle als Mitbetroffene laut Beifall gröhlten, wenn die beiden an uns vorbei rannten. Der Nachbar Lorenz Wendel erschien nun durch den Jubel angelockt und beendete diese Lachnummer, indem er Artur entgegen lief und ihn festhielt. Dieser Vorfall zeigt wieder einmal deutlich jenes Unvermögen der Erwachsenen, das unschuldige Seelenleben ihrer Kinder zu verstehen. Greuling dieser staatlich beauftragte Vergewaltiger der kindlichen Psyche führte uns nun geradewegs zum Haus unseres Feindes Hieronimus. Vor dem Tor baute er sich vor uns auf und fragte: „kennt ihr diesen Mann“? Auf diese blöde Frage gaben wir ihm aber keine Antwort. Daraufhin sagte er zu mir ich solle das Tor öffnen, worauf er die Leidensgenossen hinein zitierte und mit seinem Rad folgte. Ich stand während dieses Vorganges am Tor und sah den großen Schlüssel innen stecken und da kam mir ganz spontan die Idee den Schlüssel abziehen, das Tor zu schließen und von außen abzuschließen was ich auch sofort ausführte. Ich warf den Schlüssel so weit ich konnte von mir und lief hinweg um Zeit zu gewinnen, weil ich aus Erfahrung wusste, dass dies in solcher Lage niemals falsch sein kann. Der um drei Jahre ältere Helmut Beifuß genannt „Stups“, verfolgte mich auf seinem Fahrrad und stellte mich auf dem Feld wo heute die Grundschule steht. Ich hob einen dicken Stein auf, lief ihm entgegen und schrie: „Ich haach Dich kaputt du Hund“! Dies schien er wörtlich zu nehmen und suchte das Weite. Ich verbrachte den Nachmittag auf den Steinen in den Hecken, schlich mich gegen Abend an einen Strohhaufen am heutigen Turnplatz und richtete mich mit einigen Äpfeln in der Tasche auf dem Haufen häuslich ein. Gegen Abend hörte ich bis in die Nacht hinein ständig Suchtrupps, die nach mir riefen aber ich dachte überhaupt nicht daran aufzugeben, hatte mich in dem frischen Stroh eingekuschelt und schlief den Schlaf des Gerechten. Jene Suchaktionen waren deshalb so hektisch weil sich einige Wochen zuvor ein Flörsheimer Bub aus Angst vor Strafe vor einen Zug gelegt hatte. Am frühen Morgen wurde ich wieder durch lautes Rufen Wach: „Heeermorn dein Baba is doo komm e`raus“ ! Da war ich aber besonders skeptisch, doch als man immer wieder versicherte: „Niemand tut dir was“, verließ ich mein Versteck und näherte mich einen großen Bogen schlagend, denn man

konnte ja nie wissen ob ich mein Versteck nochmals brauchte, dem Suchtrupp, wo man mich tatsächlich ohne Schläge freudig begrüßte. Oma weinte sehr und das tat mir so schrecklich leid. Den anderen tat das bisschen Angst ganz recht und mein Image bei den Kindern war enorm gestiegen. Ich erzählte ihnen tagelang, getreu aus meiner Abenteuerliteratur, von der schaurigen Wildnis in den Hecken wo ich mit Fuchs und Dachs Aug in Aug übernachtet hatte. Vater hatte bereits morgens in voller Montur und die 9 mm Armeepistole am Koppel, bei Bürgermeister und Polizei alles geklärt. Ich empfand während der ganzen Geschichte überhaupt keine Angst, gab aber an, ich hätte aus Todesangst gehandelt. Solche Notlügen gebrauchte ich ab dato oft. Sie verloren aber irgendwann ihre Wirkung und auch dieses Abenteuer selbst brachte mir auf Dauer gesehen keine Vorteile ein, denn diejenigen, die mich vorher nicht kannten glaubten jetzt auch, dass ich ein „ganz böser Finger“ sei.

Ich denke mal, dass die Familie froh war mich in den Herbstferien mit Opa Philipp zum Westerwald abschieben zu können. Dort halfen wir Opa Georg und Tante Anna bei der Kartoffelernte, die nicht wie bei uns mit der Maschine sondern mit Grabgabeln erfolgte. Man fuhr dort sogar das Kartoffelkraut in die Scheune ein, um es als Streu zu verwenden. So saßen Albert und ich am 04.10.43 bei Opa Georg auf dem Erntewagen, während Opa Philipp die Kühe führte als über uns die Hölle losbrach. Wir Kinder lagen auf dem Rücken und schauten diesem grandiosen Schauspiel zu. Die heulenden Motore, das Rattern der Bordwaffen und die halsbrecherischen Flugmanöver der Maschinen, brennende Flugzeuge, die mit gigantischer Explosion rundum in die Wälder stürzten und die weißen Pünktchen der Fallschirme werde ich nie vergessen. Nun hörten wir lautes Geschimpfe um uns und sahen, wie sich der Ortsgruppenleiter mit Opa Philipp um das Gespann stritt. Der Gruppenleiter wollte es in den Schutz des „Enger Hölzchen“, ziehen wo noch mehr Menschen unterstanden. Wir aber wollten weiterfahren. Opa Georg schrie nun: De` liewe Gott werd us `schütze“ und zog dem Quertreiber eine mit der Peitsche über. Als wir weiter fuhren, stürzte ein englisches Flugzeug seitlich von uns in den Wald und ein Fallschirm schwebte direkt über uns. Ich sprang von dem Wagen und rannte unter lautem Protest der Großväter dem Fallschirm nach, erreichte ihn aber erst zwei Kilometer weiter am Waldrand. Da stand also ein junger Mann in schönem Pilotendress verängstigt auf der Wiese und zwei Buben aus dem Dorf gafften ihn bereits an. Fast gleichzeitig mit mir kam der Postbote von Langenhahn mit einem Knüppel in der Hand und schlug auf den Mann ein. Dieser wehrte die Schläge recht und schlecht ab bis gleich darauf einige Flaksoldaten den Mann in Schutz nahmen. Der Schläger wurde nach dem Krieg von den Alliierten schwer bestraft, denn die Sieger hatten ja dann alle Rechte gepachtet. Wir hörten dann am nächsten Morgen im Radio von einem der schwersten Luftangriffe mit „Feuersturm“ auf Frankfurt, von großen Schäden im Umland und dass deutsche Abfangjäger über dem Westerwald große Erfolge erzielt hätten. Ich hatte allerdings den Eindruck, dass genau so viele deutsche Maschinen abstürzten wie englische. Da nun telefonisch keine Verbindung nach Weilbach möglich war, brachen wir unseren Urlaub vorzeitig ab und fuhren nachhause. Durchlöchernte Lokomotiven und verbrannte Wagons auf den Abstellgleisen erinnerten uns unterwegs daran, dass unsere Reise bereits ein lebensgefährliches Risiko war. Trotzdem war jener letzte Kriegsurlaub bei Opa Lixenfeld wunderbar. Wenn ich mit den Cousinen Magda und Thea mit dem Handwägelchen Tauschfracht nach Westerburg oder Eiledchen bringen musste rodelten wir mit dem Vehikel unter

Lebensgefahr die steilen Gefällestrrecken hinab und bremsten das Gefährt durch einem langen Stock ab, den wir als Hebel unter den Wagen klemmten.

In Weilbach wurden wieder Frankfurter Ausgebombte evakuiert und ansonsten brachte der herbstliche Alltag viele Entfaltungsmöglichkeiten für uns Kinder. Als dicke Wolkenbildung Regen ankündigte, nutzten viele Bauern die Gelegenheit ihre Jauche auf die Felder zu bringen. Wir saßen noch barfuss und in Turnhosen auf dem Randstein und die Zwillinge meinten, dass Otto endlich seine Mutprobe bestehen sollte. Es ging darum, dem vorbeifahrenden Bauern das Ventil am Jauchefass zu Öffnen und möglichst ohne Jauchespritzer zur Seite zu springen, was jedoch keinem von uns exakt gelungen war. Mich hatte es bis an die Oberschenkel erwicht und die Zwillinge wurden nur bis zu Waden und Knie beglückt. Jenes Ventil mit langem Öffnungshebel war am tiefsten, hinteren Ende des Jauchefasses angeordnet und wurde auf dem Acker über einen Seilzug auf Rollenlagern geöffnet. Da sich unser Spielchen bei den Bauern herumgesprochen hatte, reagierten sie in Höhe Frühlingsau sehr misstrauisch und schlugen unverhofft mit der Peitsche nach hinten aus. Der erfindungsreiche Sebastian Dörhöfer „Dr. Bestel“ hatte sogar ein Warnglöckchen an der Schnur installiert. Die hinterlistigen Zwillinge wussten, dass der „Zackerplucks- Joosep“ Jauche fuhr und kannten die besondere Tücke seines Auslaufventils. Der Öffnungshebel bewegte sich die ersten 10 ° sehr schwer und schwenkte dann wesentlich leichter nach oben. Als nun unser Wachtpfosten den Josef Weilbächer meldete, verschwanden wir alle hinter dem Tor und als Josef seine dicke Zigarre schmauchend vorbei war, rannte Otto an den Hebel und versuchte ihn vergeblich mit einer Hand hochzustemmen. Da schaute er nach oben, nahm die zweite Hand zu Hilfe und dann war es passiert. Otto stand voll im Jauchestrahle, wurde noch mit einem Peitschenhieb belohnt, war wunderbar drapiert mit allem was eine gemischte Jauchegrube zu bieten hatte und wurde noch unter dem Gejohle der Zwillinge vom „Zackerpluck“ verfolgt. Auf das später zu hörende, blumenreiche Begeisterungsgeschrei von Ida Söder wird hier diskret verzichtet. Jenes Jauchexperiment war der Abschluss einer interessanten Versuchsreihe. Weil aber die Nachbarschaft eine nie da gewesene, kinderfeindliche Aktion gegen uns starteten konzentrierten wir uns auf das, was es für uns noch zu ernten gab. Aber auch hier waren uns die Bauern nicht besonders wohl gesonnen. Ihre Kinderfeindlichkeit stand im krassen Gegensatz zu Adolfs Zeugungsprogramms, welches die Kriegsverluste ausgleichen sollte.

Der Schulunterricht hatte in diesem Jahr nicht nur durch die Fliegeralarme gelitten, sondern das Heilkräutersuchen und Kartoffelkäferlesen kostete auch viel Zeit. Außerdem wurden die Klassenräume oft als Auffangquartiere für Ausgebombte benötigt, bis schließlich Soldaten in der Schule und in den Saalbauten einquartiert wurden. Hausaufgaben erhielten wir ab dato in Gasthäusern oder im Freien. Weihnacht und Jahreswechsel 1943/44 waren sehr traurig. Die Frontlinie verlief wieder durch die Ukraine und die gefallenen Weilbacher bedrückten auch uns Kinder, weil viele den Vater verloren hatten. Die Wahrsagerinnen hatten Hochkonjunktur und die Kirchen waren immer voll mit Gläubigen. Ich musste seit einem halben Jahr den Unterricht z. hl. Kommunion besuchen, was mir überhaupt nicht gefiel. Pfarrer Schäfer kontrollierte seit einigen Monaten, ob der Jahrgang 1935 regelmäßig die Sonntagsandacht besuchte und drohte mit Verweigerung der Teilnahme zur ersten hl. Kommunion. Trotz des Widerstandes der Nationalsozialisten konnten die religiösen Feste nicht verhindert werden, weil das Volk und selbst

Parteimitglieder ihren Glauben aufrecht erhielten. In meiner Familie wurde regelmäßig der Feindsender abgehört, obwohl sehr harte Strafen darauf standen. In der Mundpropaganda gingen die unmöglichsten Falschmeldungen um und niemand glaubte mehr was Sache ist. Hätte man damals die Wahrheit über jene Vernichtungslager verbreitet, so hätte dies niemand geglaubt. Das wiederum, was nach 1960 von den Vernichtungslagern propagiert wurde sollte man auch, trotz Auschwitzlüge- Gesetz ebenso kritisch hinterfragen. Die Politiker waten seit Kain und Abel im Blut ihrer anders denkenden Zeitgenossen und sie werden es bis zum Ende der Menschheit weiterhin tun. Mit Lügen, Morde und Verleumdung rechtfertigen sie ihr Handeln. Wenn man zum Bsp. behauptet in Auschwitz seien 4 Mio. Juden getötet worden und später spricht man von 0,9 Mio. dann bläst man weiterhin das Feuer des Hasses an.

Man versuchte uns Erstkommunikanten nun mit Maulkorb und Gehirnwäsche an die Leine zu legen, was allerdings nicht gelang. Nachdem Probebeichten total daneben gingen, verteilte man Sündenbüchlein mit vorgegebenen Sünden, die wir nur ankreuzen mussten. Ich empfand diese Methode als der absolute Unsinn, leierte meine angekreuzten Schändlichkeiten herunter, wobei mir egal war ob ich ein Paar mehr Verbrechen beichtete als ich jemals verübt hatte. Ich habe auch niemals meine Buße abgeleistet sonder einige Zeit in der Bank gesessen und meinen Gedanken nachgehungen. Ich war nun sowohl damals als auch später niemals in der Lage, der Heiligen Messe mit Andacht zu folgen. Meine tiefempfundenen Gedanken und Bitten zu Gott empfand ich immer nur, wenn ich alleine in stiller Natur oder bei Sonnenuntergang Zwiesprache mit meinem Schöpfer hielt. Somit kam dann der große Tag, an dem die Familie ein Fest veranstaltete wie in Friedenszeiten. Wein und Sekt hatten wir seit gut zwei Jahren von Vaters Oberleutnant, einem Sektfabrikanten aus Wiesbaden, gegen Naturalien getauscht. Jene Familie hatte ein Mädchen in meinem Alter namens Giesela (Gigi) die wie eine kleine Prinzessin gekleidet war und ich fühlte mich ihr gegenüber immer wie der letzte Bauer. Wenn schon in Wiesbaden, besuchten wir auch immer Tante Tilli, die Cousine meiner Mutter und Tante Elisabeth Caprano, die als Haushälterin bei einer vornehmen Wiesbadener Familie angestellt war. Mit Vaters Oberleutnant und zusammen mit der Weilbacher Verwandtschaft war vom Festtagsbraten bis hin zur Butterkremtorte alles vorhanden. Letztere verhinderte um ein Haar den Kommuniongang, weil ich vor der Kirche heimlich von der süßen Kreme genascht hatte. Tante Katharina, die mich erwischte schrie sofort hysterisch und wollte zum Pfarrer gehen. Mutter weinte herzerreißend und nachdem Tante Sofie die beiden nicht beruhigen konnte sagte Oma energisch: De liewe Gott hot uns all` noch`e mool zusamme geführt, de`Alwies, de`Schoo, de`August un de`Philipp hawwe Sonderurlaub un`mir sein noch all` gesund, un`doo nimmt der aach nit krumm, dass der Bub nit mehr nüchtern zur Kommunion giet"! Sonderurlaub 1944 war allerdings ein großes Privileg. Ich hatte zuvor an alle Vorgesetzten der Vier herzlich abgefasste Briefe geschrieben und um Sonderurlaub gebeten. Die eigentliche Feier in der Kirche brachte mir seelisch nicht viel, dafür war die Familienfeier um so schöner. Am schönsten aber war der Rundgang am Montag. Es war Brauch, dass sich alle Kommunionkinder gemeinsam bei allen beteiligten Familien vorstellten. Dort erhielt man im Fruchtgetränk auch ein Schuss Erdbeer-, Stachelbeer-, oder Kirchwein und schon bald zeigte sich die Wirkung des Alkohols in den kleinen Köpfen. Als wir nach dem letzten Besuch bei Alfred Fritz vom Bahnhof hoch liefen, wälzten wir uns vergnügt im Straßengraben und Otto rannte Zornig über die

Äcker, weil ihn einige geärgert hatten. Zerrissene Strümpfe und Grasflecken im Anzug waren äußerst peinlich, weil nichts mehr käuflich zu erwerben war und die gesamte Montur geliehen wurde. Schick waren wir schon. Die Mädchen ganz in weiß mit Kränzchen auf dem Kopf und die Buben ganz in schwarz mit Studentenhüte. Bei beiden Geschlechtern gab es Schäden an der Montur und keiner stand dem anderen nach.

Der Mai begann mit einer dörflichen Tragödie. Maria Remsperger, die Tochter früherer Parteimitglieder wurde von ihrer Mutter erwischt, wie sie sich mit einem polnischen Fremdarbeiter umarmte. Die sehr fromme und gleichzeitig parteigläubige Frau verlor die Nerven und schrie auf der Straße „über diese Schande“. Maria stellte sich dem Ortsgruppenleiter, der ihr, der Tochter seines Parteifreundes, viele goldene Brücken baute, die sie jedoch ablehnte. Sie wollte ihren Freund schützen, der nach geltenden NAZI-Richtlinien mit dem Tode zu rechnen hatte. Sie bestand deshalb darauf, alle Schuld auf sich zu nehmen und konnte somit nicht mehr vor der Einweisung in ein Konzentrationslager bewahrt werden. Der Freund aber war längst über einen geheimen Fluchtring in die Schweiz geflüchtet. Die Tragödie endete 1945 mit Marias Tod. Ich war sehr ergriffen von dieser Geschichte und verstand diese Welt nicht mehr. Weit weniger berührte mich hingegen das Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern, was man Vater verliehen hatte. Die Nachricht erreichte uns am 6.6. dem Tag der Invasion in der Normandie. Man sah allenthalben nachdenkliche ernste Gesichter, denn die Krim war verloren, die Sowjets waren in Budapest sowie Warschau und die Alliierten standen vor Montecasino. In jenen Tagen stand Tante Katharina in Tränen vor Oma und erzählte, dass sie im Traum ihren blutverschmierten Mann sah. Wenig später kam Oma Krämer und sagte: „Meim August is` was bassiert, ich hab heut` nacht Blut geseh“! Desgleichen sagte sie wenige Monate später über ihren Sohn Johann. In beiden Fällen wurden die Söhne in jenen Nächten schwer verwundet und wurden anschließend nachhause entlassen.

Für uns Buben war jener Sommer äußerst abwechslungsreich. Wir zogen mit den Soldaten der genesenden Kompanien zu Übungen in die Kiesgruben und wenn die jungen Soldaten sich weigerten in voller Ausrüstung vom Steilhang in die Sandböschung zu springen, hüpfte man barfuß und in Turnhosen voraus und wurde vom Spieß als Beispiel gelobt. Dafür durften wir dann einmal eine Übungspatrone mit dem Karabiner abfeuern. Wenn Bauern in der Nähe arbeiteten, bettelten wir um Wurstbrot für die Soldaten und bekamen auch oft etwas. Dann musste die Kompanie antreten und jeder durfte einmal ins Brot beißen. Wir hatten uns schnell angefreundet und tauschten bald zuhause gestohlenes Einweckgut gegen Übungsmunition und Nebelkerzen ein. Am Schönsten war aber für mich, wenn die Soldaten an- oder abmarschierten und ihre Lieder sangen oder ihre Singstunde hatten. Da viele Tiroler bei der Truppe waren, sang man auch ihre Lieder: „Ein Tiroler wollte Jagen...Es war ein Edelweis...oder den Bergsteigermarsch“. Das beliebteste Lied war aber: „Trudel ist ein schönes Mädchen“ was in dem Refrain endete: „Ich habe die Trudel nachhause gebracht / wohl in der Nacht / wohl in der Nacht / und das Mädle das hat mich so glücklich gemacht / wohl in der Nacht / wohl in der Nacht / und so standen wir vor ihrer Tür und küsst uns von zwei bis vier / und der Mond hat so schelmisch gelacht ha ha / wohl in der Nacht ha ha / Wohl in der Nacht“. Mir wurde bewusst, wie gerne sie diesen Traum erlebt hätten anstatt Krieg spielen zu müssen. Sie waren knapp dem Tod entronnen, wurden

hier wieder aufgepäppelt um erneut als Kanonenfutter zu dienen. Solche Gedanken mögen bei einem Neunjährigen merkwürdig anmuten, aber die Umstände jener Zeit und mein Literaturkonsum befähigten mich etwas früher zum Nachdenken über Umwelt und ihre Ereignisse. Ein Höhepunkt ihrer Übungen war der Straßenkampf in Weilbach. Als zwei Parteien mit Armbinden gekennzeichnet, kontrolliert von Schiedsrichtern lief hier ein Spektakel mit allen Infanteriewaffen ab und wir standen als Zuschauer, von den Schiedsrichtern überwacht, direkt dabei. Dass uns das Rattern der Maschinengewehre, das Knallen der Handgranaten und die vermeintlichen, umherliegenden Leichen der Soldaten sehr erregte, braucht man nicht besonders zu betonen. Das Attentat auf Hitler am 20.7. rührte außer Fräulein Mlitz niemand zu Tränen. Die Vorbereitung unseres geplanten Straßenkampfes war uns wichtiger. So hatten die „explosionsfreudigen Zwillinge“ bereits vor zwei Jahren begonnen eine Bomben- Entwicklungsserie mit Karbidflaschen zu starten. In eine wassergefüllte Flasche mit Patentverschluss gab man so viel Karbid hinein, dass der Gasdruck die Flasche sprengte. Eine heiße Explosion wollte uns nicht gelingen, weil die Druckwelle Kerzen oder beigebundenes Glimmholz ausblies. Immerhin hatten wir die Dosierung von Wasser, Karbid und Zeit so im Griff, dass wir brauchbare Handgranaten zur Verfügung hatten. Scharfe Munition bis hin zu 2 cm Projektile und Nebelkerzen oder Eierhandgranaten besorgten die „Fritzebuuwe“ über Werner Höckel der es mit seinen Genossen aus dem Schützenhaus stahl. Sie lenkten den Wachposten am Eingang ab und stiegen hinten an den Schießklappen in das Depot ein. Im nachhinein betrachtet waren uns die Westendler im Stehlen und der Handhabung von Munition weit überlegen. Je eine Gruppe von 16 und 14 jährigen Kontrahenten hatten Höhlen in die Steilwand der kriegshalber unterbrochenen Straßentrasse gebaut. Die Größeren erweckten den Unmut der Bevölkerung, weil sie mit Mädchen dort Unzucht trieben und die Jüngeren machten sich unbeliebt, weil sie die Höhle der Grossen mit scharfen Handgranaten zerstören wollten. Jene Differenzen bereinigten die Nazis unbewusst mit dem Einzug der 16 jährigen zur Heimatflak. Die pubertierenden Mädchen des Dorfes waren auch keine Engelchen. Einige der 14 jährigen hatten doch gerade einmal mehrere Kothäufchen auf den Turmbühnen der Kirche verteilt und damit den „Kirchenschisser- Skandal“ ausgelöst. Wenn hier also Unmoral und Gewalt im kleinen Dorf praktiziert wurden, musste man sich ja nicht wundern, dass sich ganze Völker höchst unmoralisch gegenseitig ausrotteten.

Im Spätsommer war die Bahnhofstraße mit ungemein vielen Menschen belebt, die bei den Bauern Sachwerte gegen Lebensmittel tauschen wollten und die Freiwilligenarmee vom Ostende standen sich zur Wehrübung im Friedhof und dem Garten der Zwillinge kampfbereit gegenüber. Ausgerüstet mit diversen Steinen, Karbidflaschen, Glühbirnen und alles was spektakulär zerplatzen konnte, sowie zwei Nebelkerzen begann ein erbittertes Ringen, als der Gegner vom Friedhof her über die Bahnhofstraße angriff. Nachdem alle Karbidflaschen und Glühbirnen auf dem Straßenpflaster zerschellt waren und der Steinvorrat zu Ende ging, zog Helmut mit der Kombizange eine Nebelkerze ab und warf sie auf die Straße und Adolf warf die zweite unten in die Hausgärten. Mit der Wirkung dieser Kriegsführung hatten wir allerdings nicht gerechnet. Die Fremden wichen entsetzt vor dem gelblich-weißen Nebel zurück, Einheimische rannten hustend oder mit übergezogenen Volksgasmasken aus den Häusern und wir schlugen mit unseren Stöcken auf alles was sich im Umfeld bewegte. Gut eine Hälfte Weilbachs war eingenebelt und die Menschen standen in panischem Entsetzen am Rande des Nebelfeldes. Die

Wachabteilung der Soldaten war aber sehr schnell zur Stelle, beruhigte die gestresste Menge und nahm umgehend die Verfolgung ihrer „Reservekollegen auf. Ich muss sagen, dass ich den Braten frühzeitig roch und mich taktisch klug über die Hausgärten in das friedliche Westende absetzte. Das hauptamtliche Kontingent der Wachabteilung nahm trotz Nebelwand einige Teilnehmer der Hilfsarmee gefangen und ließ sie , nach gehöriger Abreibung die Straße reinigen. Die Zwillinge als Anstifter des Desasters waren nicht unter den Gefangenen, wie dies halt auch immer so im richtigen Kriegsleben geschieht. Es trifft halt bloß immer die kleinen und immer auf den Kopf. Da man uns jegliches Kriegsspiel im Dorf vermieste, verlegten wir unseren Kriegsschauplatz in die große Sandgrube im „Steinenfeld“. Als wir dort in der Steilwand so richtig in Aktion waren ratterten Bordwaffen über uns. Wir glaubten es gelte uns und machten uns ganz klein. Dann hörten wie Menschen schreien, erklimmen die Oberkante und sahen die Fremdarbeiter, die man beim Graben einer Dickwurzmiete beschossen hatte. Bevor wir die Miete erreichten wurden wir von Soldaten der nahen Scheinwerferstellung abgewiesen und verfolgt. Da man uns nun auch im Feld nicht mochte, sprengten wir unsere explosiven 2cm Geschossköpfe in der Bedürfnisanstalt der „Frühlingsau“, wenn die Soldaten im Tageseinsatz waren. Zwischen zwei Brikett wurde ein Wachlicht gestellt und der Geschosskopf quer darüber gelegt und mit etwas Geduld knallte es nach einiger Zeit. Als Mutprobe wurde immer einer von uns hinter der dünnen Tür der Toilette eingeschlossen. Einmal hatten wir Manfred Müller vergessen. Seine Mutter suchte ihn, bis ihn schließlich die später heimkehrenden Soldaten weinend auf der Toilette fanden. Um Brennmaterial für den bevorstehenden Winter zu beschaffen, drangen die Bürger 1944 in den Wasserwerkswald ein und stahlen Holz. Ich war auch dort mit Beil und Säge, um unseren Handwagen zu füllen und plötzlich brach wieder die Hölle los. Tiefflieger beschossen einen ca. 150 m von uns entfernten Personenzug und das Schreien der Menschen gellte mir noch lange in den Ohren. Beim Heimfahren meines gestohlenen Holzes schaute ich ständig zum Himmel, damit ich rechtzeitig in Deckung gehen konnte sobald Flieger auftauchten.

Hansgünter war jetzt öfter bei uns, weil die Familie Ort im vergangenen Jahr Nachwuchs bekommen, und Mutter Maria weniger Zeit für ihn hatte. Sein Onkel Willi, der Bürgermeister, sah dies nicht gerne und versuchte mich zu beeinflussen, die Gesellschaft der Zwillinge zu meiden, aber so ganz einfach gelang es mir nicht die Gesellschaft jener „Knallköpfe“ abzubrechen. Onkel Willi hatte große Sorgen, weil ein Schreiben von der Höchster NSDAP- Zentrale vorlag, welches seinen Schwager Karl Ort belastete, mit Ausländern zu konspirieren. Hierauf stand die Strafe der KZ- Einlieferung. Die Strafe konnte nur abgewendet werden, wenn sich Karl freiwillig an die Front meldete, was auch einem Todesurteil ähnlich war. Der Grund jener Anklage war nach heutigem Recht lächerlich. Karl war am 04.10.43 bei dem Vormittagsangriff auf die Hedderheimer Kupferwerke verschüttet worden. Sein guter Freund, ein Franzose grub ihn mit bloßen Händen aus dem Schutt, bevor er erstickte. Sein Lebensretter besuchte den Schwerverletzten in seiner sonntäglichen Freizeit und so brauten sie aus Früchten ein Getränk zusammen, was ein Spitzel an die Partei meldete. Die Kinderlose Nachbarin Theresia Dörrhöfer saß immer bei Maria Ort und strickte für deren Kinder Kleidungsstücke. Ihren Mann Franz, ein überzeugtes Parteimitglied, verdächtigte man insgeheim der Indiskretion. Die beiden waren dermaßen freundlich zu uns Kindern, dass wir sie alle nur immer Tante Resia und Onkel Franz nannten. Karl Ort meldete sich

mit Hilfe seines Schwagers und des Ortsgruppenleiters, trotz seiner Knochenfrakturen, freiwillig und überlebte den Krieg. Von diesen Dingen erfuhren Günter und ich nur Bruchstücke. Wie spielten mit dem NS- Jungvolk Geländespiele mit und saßen manchmal dabei, wenn sie Boxen übten. Hier stellten sie immer einen schwachen, ängstlichen gegen einen stärkeren, damit dem schwächeren nichts anderes übrig blieb als ebenfalls draufzuschlagen. Man demonstrierte damit das Leitmotiv: „Hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder und flink wie Windhunde“. Diesen Spruch kehrten die Zwillinge und ihre Freunde in diesem Herbst 44 um und stahlen im Feld wie die Weltmeister und ich war meistens mit dabei. Am 25.10. wurde Peter Schäfers (Florian) hilfswilliger Russe Gritz Sizzizja von den Soldaten erschossen, weil er angeblich fliehen wollte. Der arme Mensch bekam immer einen Schock, wenn er Leute in Uniformen sah. Wenige Tage vorher sah er den Polizisten Greuling von Eddersheim kommen. Der Russe sprang vom Bauernwagen und lief davon. Greuling zog die Pistole und schoss unserem Freund Georg Schneider, der sich auf der anderen Straßenseite befand, durch den Oberschenkel. Diese Tat unterstreicht die Kinderfeindlichkeit dieses Eisernkreuzträgers. Wir nannten ihn nur „das Arschloch“. Daraufhin fingen die Soldaten den Russen ein und erschossen ihn später auf einem Fluchtversuch. Kein Mensch in Weilbach verstand diesen Unsinn, aber was machte in jener Zeit überhaupt noch Sinn. Am 17.12. erfolgte noch eine Invasion in Arnheim- Nimwegen bei dessen Bekämpfung drei Kampfgruppen des Flak- Corps mitwirkten, für die Vater Munition fuhr. Nachdem mehrfach falsche Kaliber angeliefert wurden, drohten die Batteriechefs den Fahrern bei Falschlieferung ein Standgericht an. So standen Vater und Max im Depot und ein Offizier wollte sie zwingen die falsche Munition zu laden. Als sie sich weigerten, zog der Offizier die Pistole, aber Max war schneller. Sie brachten die richtige Munition an die Front, meldeten den Vorfall und gingen straffrei aus. Vater meinte, später er habe es nur dem radikalen Max zu verdanken, dass er diesen Krieg überlebte. Die Bestrebungen den Krieg durch Sabotage abzukürzen begrüßte Vater auch, doch wollte er nicht ein Opfer dieser Politik werden. Die Gerüchte im Dezember von der Aufstellung eines Volkssturmes wurden in Weilbach sehr reserviert aufgenommen. Um so nachhaltiger war der Schrecken, den zwei Fliegerbomben am 24.12. gegen 14 Uhr im Dorf verbreiteten. Es waren Jagdbomber, die nun ständig den Himmel über uns beherrschten. Sie hatten in Hofheim die Bahnbrücke angegriffen, jedoch verfehlt und luden den Rest ihrer Fracht über Weilbach ab. Das Haus Press am Hofgut wurde total zerstört, während das Haus Reiz hinter dem Friedhof die Rückfront einbüßte. Der Einschlag deckte 30% von Tante Sofies Hausdach ab. Opa und Onkel August banden mir ein Seil um die Brust, schickten mich auf das Dach und reichten mir die Ziegel an, die ich fachgerecht einhängte. An diesem Weihnachtsabend hatte ich wunde Fingerkuppen und Schmerzen, war aber auch mächtig stolz auf meine Leistung. Unter den Erwachsenen ging in jenen Tagen das Gerücht von einem „Morgentauplan“ um, den Präsident Roosevelt widerrufen hätte.

Zum Jahreswechsel 44/45 machten wir Buben uns wenig Zukunftssorgen und selbst der Luftminenangriff auf die Batteriebefehlsstelle (BB- Stellung) an der heutigen Schulstrasse brachte uns nicht aus der Ruhe. Die Flakeinrichtung bekam nichts ab, dafür aber das Haus P.J.Press einen Volltreffer und der Rest der Mienen ging im Bachbett nieder oder mussten als Blindgänger ausgegraben werden. Die Hausbesitzerin Lies und Tochter Marianne sowie Frankfurter Ausgebombte kamen zu Tode. Bei dem nahen Einschlag hatten wir das Empfinden, dass sich

unser Kellerboden etwa 60cm anhob und wieder senkte. Ich rannte sofort los und traf Opa im Flur, den es aus dem Bett geblasen hatte. Gemeinsam rannten wir dann zu dem staubigen Schutthaufen, wo sich einige alte Männer bereits verstört anschickten nach Überlebenden zu suchen. Wir sahen nun jeden Tag schwere Bomberverbände am Himmel und die Tieffliegerangriffe wurden immer intensiver. Am 27.2 trieben wir mit einem Stöckchen alte Fahrräder durch die Straßen und hörten im Westen ein schweres Gewittergrollen mit schwarzer Wolkenbildung. Erst als überall um uns herum angebrannte DIN- A 4 Blätter vom Himmel fielen wurde uns bewusst, dass es sich um einen Bombenangriff mit Feuersturm auf Mainz handelte. In jenen Wochen ereilten Dresden, Würzburg, Paderborn, Hildesheim, Münster, Potsdam und Darmstadt das gleiche Schicksal. Diesen Völkermord wenige Wochen vor dem sicheren Sieg, versteht bis zum heutigen Tag niemand. Die Tatsache, dass Anna Kaufmann an der Landstraße nach Hofheim von Jagdfliegern angeschossen wurde, hinderte uns nicht in unserem Lieblingsfeld den Steinen umher zu streuen. Dort fanden wir ein aufgeplatztes Behältnis mit Stab-Brandbomben. Nachdem wir dies , unter strengster Geheimhaltung den fünf Jahre älteren Buben mitgeteilt hatten, gingen wir gemeinsam am nächsten, Tag einem Sonntag, zur Fundstelle. Jeder nahm jeweils zwei Bomben und trug sie zum Rande der Kiesgrube. Dort lag in etwa 20.m Tiefe ein riesiger Sandstein und genau auf diesen Stein warfen wir die Bomben, die uns auch den Gefallen taten, explodierten und brannten. So hatten wir fast die ganze Kiste entschärft als Bürger und Bürgermeister mit Pistole bewaffnet Einhalt geboten. Jeder der Großen musste nun zwei Bomben zum Spritzenhaus tragen, wo sie von den Soldaten entschärft wurden. Mir aber sagte der Bürgermeister voller Gift: „Du klooner Dreckbalsch hoste schon widder vergesse was du mir versproche host, hau ab, sonst vergess ich mich“! Wenn der gewusst hätte wo sein Neffe Hansgünter überall mitgemischt hatte, hätte er sich tatsächlich an mir vergriffen. Für die Zwillinge aber war der „Sprengnachmittag“ der schönste Knallerfolg ihres Lebens.

Die genesenden Kompanien wurden nun in die Auffangstellungen an die Rheinlinie verlegt. Wir hörten nun ständig Kanonendonner im Westen und ca. vor dem 20.3. zogen etwa drei Tage lang Soldaten in Schützenlinie und leichter Bewaffnung durch Weilbach über die Staustufe nach Trebur, um die Amerikaner dort aufzuhalten. In der Dorfmitte musste der Weilbacher Landsturm Panzersperren aus dicken Baumstämmen errichten und als wir am 23.3. um etwa 14 Uhr auf der Gartenmauer in unserer Straße saßen, feuerten über uns drei Jagdbomber aus allen Rohren. wir ließen uns rückwärts in den Garten fallen weil wir glaubten die schossen auf uns. Sechs Meter weiter lag die gesamte Familie Dillmann im Garten, weil sie sich auch bedroht fühlten. Sie waren damit beschäftigt ihre Wertsachen im Garten zu vergraben. Beim zweiten Anflug wussten wir, dass der Angriff nicht uns galt und rannten bereits in Richtung des brennenden Lastautos am Wiesbadener Dreieck. Der Fahrer konnte sich retten, aber der Beifahrer, ein Hitlerjunge verbrannte mit der Mehlladung. Tante Käthe und einige Frauen, die auf dem Nachhauseweg von ihrer Arbeitsstätte waren, warfen noch einige Säcke vom Auto und schafften sie nachhause, bevor sie auch verbrannten. Wir aber gafften fasziniert nach dem brennenden Auto und warteten gespannt auf eine großartige Explosion, die aber bei dem Holzvergaser nicht erfolgte. Mit dem Mehl wurde Tante Käthe nicht glücklich, weil Heinerich Wenzel wenig später zu Dillmanns kam und mit der Todesstrafe drohte, falls das Mehl nicht umgehend bei ihm abgegeben werde. Tante Käthe gab aber nur einen kleinen Teil ab und lebte bis zum Jahre

2000. Zur Abwechslung hielt ich mich dann auch einmal in unserem Garten auf, wo Opa und Onkel August einen Unterstand bauten. Er bestand aus einem Loch, wo alle Hausbewohner hinein passten, oben waren ein paar Balken und Rundhölzer verlegt die mit 50cm Erde abgedeckt waren. Mir erschien das Provisorium, im Vergleich mit den großen Bombentrichtern die ich kannte, mehr als familiäres Massengrab denn als Schutzraum. Opa und Onkel August machten aber glaubhaft, dass sie auch an der Front solche Anlagen errichtet hätten. Am Sonntagnachmittag gab es für uns wieder große Aufregung. Ein kriegsverwundeter Soldat war vom Nierengraben aus in Höhe der heutigen Turnhalle beschossen worden. Unbekümmert und leichtsinnig rannten wir an die vermutete Stelle der Angreifer und fanden fremde Patronenhülsen und lange Zigarettenstummel. Dem Graben folgend fanden wir in der Grube Ziegler weitere Zigarettenstummel und ein halbes Päckchen Zigaretten. Nun reimten wir uns zusammen, dass hier wohl eine amerikanische Patrouille zugange war. Am nächsten Tag, Montag dem 26.3. erzählte man, die Amerikaner würden bereits auf der Kelsterbacherstraße, der linken Mainseite also mit ihren Panzern fahren und man überlegte, ob man eine weiße Fahne aus den Schalläden des Kirchturmes hängen sollte. Ich rannte sofort nachhause, nahm Opas Fernglas stieg zum Dachfenster hoch und hatte so in 24 m Höhe eine gute Sicht zum Feindgebiet. Man sah allerdings infolge der Tarnfarben nur bewegliche Objekte ohne genaue Konturen. Dann hörte man von drüben Abschüsse und wenig später ein hässliches Flattern mit schrecklichem Blitz und Donner sowie rundum klatschende Einschläge von Splittern. Ich sprang aus 4m Höhe auf den Dachboden und von Podest zu Podest an den Kellereingang wo ich mit Cousine Anita so zusammen stieß, dass wie beide in den Hof purzelten. Da stand aber die schimpfende Oma die, sich die Knie rieb weil Anita vom Tor aus auf sie gesprungen war. „Des Dreckmensch hot mich umgehüpft“ hörte ich Sie noch sagen und dann waren wir alle im Keller. Dort schaute ich aus dem Kellerfenster zur Einschlagstelle und sah das qualmende Loch im Saalbau der Zwillingen. Nun hielt mich keine Kraft mehr im Keller und wenige Sekunden später stand ich neben den staunenden Zwillinge. Jetzt hatten sie endlich ihren Megaknall die Knallköpfe. Wir suchten dann erst einmal nach brauchbaren Splittern, doch die staken irgendwo in den Objekten des Umlandes. Als ich nachhause kam erfuhr ich, dass Anita wieder einmal auf ihrem Lieblingsplatz, dem Abdeckbrett auf der Torkrone saß, den sie sich abwechselnd mit Omas Katzen teilte. Oma stand wieder einmal vor dem Tor und bettelte sie an herunter zu kommen. Als die Granate einschlug sprang das liebe Kind vor lauter Schreck mitten auf ihre liebe Oma und brachte sie zu Fall. So waren sie halt die lieben Kleinen. Im Chaos aufgewachsen, ignorierten sie alle Gefahren des Krieges. Als wir am nächsten Tag in das Dorf kamen stand der behinderte Ludwig Press an der Panzersperre und baute sie zurück. Nachdem der Ortsgruppenleiter nichts dagegen unternahm und keine SS- Truppen in der Nähe weilten, halfen auch einige alte Männer des Volkssturmes mit. Wären sie dabei von einer SS- Streife erwicht worden hätte man sie sofort als Volksfeinde deklariert und erhängt. Am nächsten Tag, Mittwoch dem 28.3. waren die Baumstämme zur Seite gerollt und die Grube verfüllt. Der Gründonnerstag den 29.3. lies man ohne Tieffliegerangriffe friedlich anlaufen. Niemand wusste von dem Eintreffen amerikanischer Kampfspitzen am Vorabend in Flörsheim. Die seit Dienstag verweilte BB-Stellung wurde von der Bevölkerung geplündert und ich suchte am Vormittag noch mal die Waffenkammer nach Brauchbarem ab. Die 9mm Armeepistole ohne Griffschalen, zwei Handgranaten und einen Stahlhelm vergrub ich heimlich im Garten. Um 12 Uhr kam Hansgünter und bettelte, damit ich mit ihm zur BB-

Stellung gehe. Er fand im Feld einen Karabiner, ich ein Seitengewehr und jeder mit einem Stahlhelm ausgerüstet gingen wir um ca. 14 Uhr nachhause. Vor der Bahnhofstraße fing uns Hans Lindner Senj. ab und sagte: „Um Gottes Wille fort met dem Zeisch, vorne on de` Kreuzung stiehn die Amerikaner“. Er nahm unsere Ausrüstung und warf sie in die Jauchegrube. Wir aber rannten umgehend zur Kreuzung um endlich zu schauen, wie Amerikaner aussehen. Dort standen der Bürgermeister mit Pfarrer Schäfer bei einem Offizier und wir stellten uns eine Weile zu der Gruppe. Dann zog Hansgünter eine scharfe Karabinerpatrone aus der Tasche und warf sie vor aller Augen unter einen Panzer. Onkel Willi regte sich fürchterlich auf und machte mich verantwortlich aber der Offizier winkte lachend ab. Wie wir später erfuhren hatten die Amis den Johann Flettner, Hannes Wendel und Fritz Christ mit ihren Fahrrädern in Wicker oder Flörsheim eingefangen. Flettner wollte in Wicker die Gemeindeabrechnung machen und Fritz wollte Hannes zu dessen Frau ins Krankenhaus nach Rüsselsheim begleiten. Nachdem die Gefangenen versicherten, dass sich kein Militär in Weilbach aufhielt, setzten sie sicherheitshalber Fritz Christ als Kugelfang auf die Motorhaube des Jeeps und fuhren, gefolgt von Mannschaftswagen in Weilbach ein. Bei dem Absichern der Ortsmitte wollte Frau Boll im zweiten Stock der alten Schule eine weiße Fahne aushängen, was ein Soldat missverstand und eine Salve auf sie richtete. Ihr Beindurchschuss war harmlos gegen die Schädelfraktur. die ein anderer GI dem alten Lehrer Simon verpasste weil er seinen Gehstock als Waffe ansah. Mut und Tapferkeit der Amerikaner konnte man aus solchen Heldentaten nicht ableiten.

Chaos, Klauen, Schwarzmarkt

Nun begann der langwierige Prozess aus kriegslüsternen Nationalisten friedliche Demokraten zu machen, dabei war es keinem der Weltverbesserer bewusst, dass sie gemäß ihrer Denkmale selber weit nationaler empfanden als der Deutsche je empfunden hatte. Unsere Chaoskulisse hatten sie durch ihr Bombardement nebst Feuersturm meisterhaft geschaffen und nun begann das Theater. Zuerst verhafteten sie den Ortsgruppenleiter trotz allerbestem Leumund durch die Bevölkerung und steckten ihn in ein „Rheinauenlager“, die Später den guten Ruf genossen, dass Eisenhauer und Morgenthau hier 1,5 Millionen Soldaten über die Wintermonate im Freien zu Tode brachten (siehe James Bacque, Ullsteinverlag 1999, „Der geplante Tod“ ISBN 3-548-33163-7). Dann sammelten sie alle Waffen, Ferngläser, Fotoapparate und Radiogeräte ein, suchten die Sammlerstücke heraus und zerstörten den uninteressanten Rest. Schließlich setzten sie den Sozialdemokrat Josef Theiß als Bürgermeister ein, der vom Bereichskommandanten in Hofheim dirigiert wurde. Theiß musste nun mit vier Gemeindeangestellten die wenigen Nahrungsmittel an Altbürger und Heimatvertriebene verteilen und letzteren, die vorläufig in der Schule kampierten, eine Wohngelegenheit verschaffen. Auf den Reichs- und Landesstraßen sah man neben den vorrückenden Amerikanischen Kolonnen zerlumpte Flüchtlinge mit Kinderwagen und Handwägelchen fluktuieren zwischen denen sich verwundete Soldaten in abgerissenen Uniformen befanden. Einige Kommandeure gaben nämlich wegefähigen Lazarettinsassen einen vorläufigen Entlassungsschein. Den Weilbachern aber wurde ab 18 Uhr ein absolutes Ausgehverbot erteilt mit der Drohung, dass auf Zuwiderhandelnde sofort geschossen werde. An diese Anordnung hielten sich weder meine großen Freunde noch ich. Wir standen nämlich nicht wie andere Kinder am Straßenrand und machten

das amerikanische Siegeszeichen, damit man uns Süßigkeiten zuwarf, sondern wir besorgten uns diese begehrten Dinge an den haltenden Fahrzeugkolonnen, deren Mannschaften morgens, mittags und abends ihr Essen einnahmen. Jeder der Soldaten bekam dann seine Ration in einem versiegelten Wachspaket. Von dem wohlverpackten Inhalt konsumierten sie im Schnitt 50% und den Rest warfen sie achtlos in das Feld. Wir rauften uns um diese Kostbarkeiten und die GI's fotografierten uns dabei. Ich hatte mir ein Seil um die Taille gebunden und wenn die Taschen voll waren stopfte ich meine Beute in das Hemd. So lief ich mehrmals am Tage heim um meine Beute zu deponieren. Dabei sahen uns andere Kinder die dann ihrerseits mitliefen weshalb sich unser Anteil schmälerte. Am zweiten Tag des Einmarsches hatten wir die Sperrzeit bereits total überzogen und wurden gewahr, dass ein Fahrzeug vom Erbenheimer Flughafen versiegelte Säcke mit Weißbrot, Kartons mit Keksen und andere verpackte Lebensmittel am Kiesgrubenrand abluden und anzündeten. Wir warteten nun trotz Ausgehverbot jeden Abend auf den Transport und schlichen uns schwer bepackt im Nierengraben und über die Felder nachhause. Mutter und Oma verboten mir diese Exkursionen zwar, waren aber froh über diese Schätze mit denen man auch noch bei den Bauern andere Lebensmittel eintauschen konnte. Tante Katharina betete oft abends bei brennendem Wachsstock, damit mir nichts passiert. Einmal verbot uns ein Neger unter Schreien und Lachen die Kekskisten zu bergen und weil wir uns nicht dran störten schoss er mit der Maschinenpistole in die Kisten, dass uns die Keksbrocken an die Beine spritzten. Als wir auch darauf nicht reagierten schrie er: „damned, fucking Hitlerboys“, stieg in sein Auto und fuhr lachend davon. Mein großer Freund Karl Reidelbach bewirkte hier mit seinen Englischkenntnissen eine gewisse Duldung. Leider versiegte diese Quelle nach wenigen Tagen und das Absahnen an den Fahrkolonnen lief auch im Spätsommer aus. Während dieses Überflusses für uns Kinder herrschte im Umfeld das Chaos pur. An der Flörsheimerstraße stand ein Flakgeschütz, an der Hattersheimerstraße stand ein Horchgerät. Außerdem waren dort einige Tonnen Artilleriemunition gestapelt und Überall im Feld standen Scheinwerfer. Welch ein Spielzeug war dies alles. Wenn man sich an die Bedienungspositionen setzte und an den Rädern drehte, drehten sich die Riesenapparate im Kreis oder ließen sich zum Himmel stellen, was besonders bei dem Geschütz einen Großen Spaß machte. Unser größtes Interesse aber weckte die Munition noch vor dem Einmarsch der Amerikaner. Wir juckelten die schweren Geschosse ab und entnahmen das Stangenpulver und die beiden Zündsäckchen, zündeten die Stangen an und rannten johlend um den Munitionshaufen bis der Bürgermeister kam. Diesmal bestrafte er aber nicht nur die Großen, sondern trat mir zornig ins Gesäß und schrie: „Bist du dann auch widder dabei, du klooner Dreckbalsch“! Mir dem besten Freund seines Neffen so zu verfahren erschien mir mehr als gemein!

Die westlichen Fremdarbeiter und Kriegsgefangenen zogen sofort in ihre Heimatländer und ihre östlichen Kollegen kleidete man in Schwarz und kennzeichnete sie mit großen Buchstaben auf dem Rücken als Sonderklasse. Sie zogen die ersten Wochen plündernd durch das Land, töteten auch Deutsche bis die Amerikaner ihre Freiheiten einschränkten. Gleichzeitig verstärkte sich die organisierte und unorganisierte Fluktuation der Flüchtlinge und entlassener Soldaten. Die permanente Wohnungsnot wurde von den Amerikanern noch gesteigert, indem sie die besterhaltenen Gebäude für sich und die Zeilsheimer Siedlung für Ostjuden beschlagnahmten. Diese bauten einen gigantischen Schwarzhandel auf und weil

es bei den deutschen nichts mehr zu stehlen gab, bestahlen sie ihre amerikanischen Wohltäter. Unter Mithilfe ihrer Glaubensgenossen in amerikanischer Uniform gelang es ihnen Lastwagen- und Güterwagenweise die Armeedepots zu erleichtern. Wie auf alten Zeilsheimer Fotos dokumentiert ist, kämpfte die Armeeführung mit Militärpolizei in Kompaniestärke gegen das Unwesen an und als alles nichts nutzte, schob man die neuen Freunde in das junge Israel ab. Die hungern- den Deutschen waren in jener Zeit alleine gelassen, halfen sich im nahen Umfeld gegenseitig sehr gut, waren aber dafür in ihrem weiteren Umfeld brutal und gewalttätig. Ihre Hemmschwelle für Gewalt, Diebstahl, Betrug, und Sexualität war eliminiert. Beispielsweise gingen dort, wo ehemals Flaksoldaten in Weilbacher Familien ihren Hormonspiegel ausglich nun weiße Amerikaner und Neger aus und ein. Die Liebesdienerinnen, welche bei den rastenden Militärkolonnen ihre Dienste anboten und uns die Beute streitig machten verschwanden zu Anfang mit ihren Böcken aus dem Blickfeld der Kameraden und uns Kindern. Später verrichteten sie ihren Sex ohne Hemmungen vor unseren Augen. So standen wir oberhalb der Kiesgrube Hofheimerstraße im Straßengraben und schauten zu, wie ein Neger unter einem hohen Sattelschlepper eine dralle Blondine begattete. Der behinderte Ludwig Press jagte uns mit dem Harkenstiel hinweg mit den Worten: „Fort fort Buuwe, nix fer eich“ und wir alle staunten: „Meensch hoste des geseh`, der Neescher hot joo gor koon schwarze Schwornz, der is` joo rosa“! Ich habe niemals die Blicke der zwei deutschen Soldaten vergessen, die zerlumpt und auf Krücken gestützt an der anderen Straßenseite standen und ebenfalls sichtlich schockiert zusahen. Wir Kinder stahlen und betrogen genau so, wie wir es im Umfeld sahen. So war ich einmal mit Seppel Schlosser alleine an einer Kolonne mit großen Sattelschleppern am „Abstauben“. Da wenig Personal dabei war gab es auch wenig Beute. Da machte Seppel auf die Schubladen am Handschuhfach der Tracks aufmerksam, die immer mit Süßigkeiten gefüllt waren. Damit füllten wir nun die Taschen und das Hemd bis neben uns ein schwarzes Gesicht mit rollenden Augen und weißen Zähnen erschien welches schrie: „Lets go fucking Boys“! Ich sah wie er seine Maschinenpistole aus der Halterung riss und rannte hinter Seppel her in das Feld. Nun schoss der Bursche dann unter dem Gejohle seiner Kameraden hinter mir in die Erde, dass mir die Erdbrocken an die Beine spritzten. Ich dachte jetzt schießt er dich tot, da brauchst du auch nicht mehr zu rennen und ließ mich zur Erde fallen, während Seppel rannte wie ein Weltmeister. Ich lag auf dem Rücken, hörte Schritte und sah das besorgte Gesicht des Negers über mir. Ich muss ihn wohl verlegen angegrinst haben denn plötzlich lachte er laut und strich mir freundschaftlich über das Haar. Dann ging er zurück und sie führen davon. Ich sammelte nun meinen „Lohn der Angst“ auf und Seppels Ration mit und trollte mich schwer beladen nachhause.

Am Freitag dem 18. 5. saß ich mit der Harmonika im Hof und versuchte die Lieder des Soldatensenders AFN nachzuspielen, als Vater um die Hausecke kam. Ich begrüßte ihn überrascht und rannte zu Peterjosef Müllers Acker, wo Mutter bei der Feldarbeit half. Sie rannte euphorisch nachhause, ich aber trottete langsam hinterher und war mir darüber im Klaren: „Nun ist deine Freiheit pur zu Ende“! Eine seiner ersten Aussagen war: „Mir brauche e` Gaas un` e` Wutzje“, aber was hatten wir an Handelsmasse? Ich gab ihm vorsichtshalber nur einen Teil meines Vorrates an Tabak, Zigaretten und Neskafee. Lebensmittel und Süßigkeiten hatte ich ja alle Mutter gegeben ohne selber etwas zu konsumieren. Er bekam tatsächlich bei Sebastian Dörrhöfer (Dr`s Bestel) eine kleine Ziege und ein Ferkel, die noch mit

Milch ernährt werden mussten. Die Milchbesorgung kostete mich weitere Vorräte und da Vater mein Lager fand, kassierte er alles ab und ich war arm wie eine Kirchenmaus. Nun sammelte ich lange Zigarettenstummel, deren Mundstück und Glühstelle ich abschnitt, den Tabak auflockerte, parfümierte und in Originalbüchsen mit repariertem Siegel als Handelsware nutzte. Stummel fand ich in großer Menge an der Restmülldeponie der ersten Tage, die noch immer vom Flughafen genutzt wurde, bis die beiden Feldhüter Adam Wenzel und Sebastian Dienst die Quelle entdeckten. Einerseits brachte mir das Einbußen, andererseits wussten wir aber auch den Vorteil zu Nutzen, denn wenn sie zum Abkipptermin an der Grube waren hatten wir im Feld freie Hand beim Organisieren. Zwar hatten die Bauern selber auch eine art Wachdienst organisiert, doch wir schlüpfen ihnen immer durch die Maschen weil sie sich untereinander nicht einig waren und nach dem Motto handelten: „Nixnutz geht vor Allgemeinnutz“. Die vielen Auswärtigen, die sich im Feld umhertrieben wurden oft erwischt. Jene auswärtigen „Hamsterer“, die Wertsachen gegen Lebensmittel eintauschen wollten wurden zum gewohnten Anblick in unseren Straßen. Man bezeichnete sie allgemein als „Schrotteler“. Über die Atombombenabwürfe in Japan diskutierten nur die Erwachsenen. Unser neues Sonntagsvergnügen bestand nun darin, barfuss und in Turnhosen mit dem Zug nach Frankfurt zu fahren und durch das Trümmertal Kaiserstraße- Zeil zum Zoo zu laufen. Unser Hauptanziehungspunkt war dort die Achterbahn, die von den Gl's und ihren Freundinnen belagert wurde. Wir verbubelten dort unser gesamtes Geld und tranken auf dem Heimweg gierig aus einem Wasserhahn, der hinter der Hauptwache einsam aus den Trümmern ragte. Einmal stahlen wir „kurz vor dem Verdursten“ zwei Glas Bier im Bahnhofskiosk und tranken sie gierig aus. Vater arbeitete nun in Höchst bei den Amerikanern als Autoschlosser. Manchmal durfte er am Wochenende einen Opel P4 mit nachhause nehmen, mit dem wir in den Taunus fuhren. Dabei brachten wir auch hin und wieder Brennholz mit, wobei wir das Glück hatten, nie erwischt zu werden. In seiner Freizeit bearbeitete Vater unser Gartenstück und besorgte das Heu für die Ziege. Mir oblag es das Grünfutter für Hasen und Ziege zu besorgen, Ähren zu lesen und später Kartoffeln zu Stoppeln wobei ich die Legalitätsgrenze oft überschritt. Betrug, Diebstahl und Schwarzmarkt wurden von fast jedem Zeitgenossen so intensiv betrieben, dass man als Kind keine Hemmungen mehr hatte desgleichen zu tun. Im Spätsommer erreichte uns die Nachricht, dass Vaters verwundeter Bruder im Sanatorium Baumstark in Bad Homburg lag. Ausgerechnet jetzt hatten Gl's den P4 gegen die Wand gesetzt und wir hatten kein Auto. Wir fragten die drei Weilbacher PKW-Besitzer Krämer, Press, Muth um Fahrhilfe und Heine Muth versprach bei Gestellung von 20 Lt. Benzin zu Fahren. Nun führten alle Amerikanischen Fahrzeuge einen oder mehrere 20 Lt.- Reservekanister mit, die sie nach Entleerung im Straßengraben deponierten, von wo sie eingesammelt wurden. War der Tank voll blieben immer Restbestände in den Kanistern zurück und dies machte ich mir zunutze. Nach 6 Stunden Suche schleppte ich etwa 15 Lt. nachhause als mich der Polizist Thomas anhielt, mir unterstellte ich habe den Sprit gestohlen und sollte ihn im Rathaus anliefern. Mir war klar, dass er den Stoff für sein Motorrad requirierte und versteckte den Kanister hinter der Schule, ging zu meinem Gönner „Bäcker-Hermann“, erzählte ihm mein Pech und bat um Zucker, damit ich den Sprit unbrauchbar machen könnte. Er meinte Salz ginge auch, füllte ein Tütchen und legte es auf die Innenseite der Theke. Dann verließ den Raum, indem er mich belehrte das er mir nichts geben dürfe. Ich nahm also dann das Tütchen von der Ladentheke, welches er mir nicht gegeben hatte und führte mein Attentat aus.

Bevor ich den Kanister abgab Pinkelte ich vorsichtshalber noch hinein. Ab dato behandelte mich Thomas wie einen Kriminellen und ließ mich bei jedem Jungensreich, den andere Buben ausgeübt hatten, vorführen. Zwei Kanister Benzin bekam ich schließlich, nach Karl Reidelbachs Vermittlung, für zwei deutsche Pistolen von dem Baggerführer Jack in der Kiesgrube Flach, die ich dann getarnt mit Grünfutter im Handwägelchen heim schaffte. So besuchte Heine Muth, mit Vater und mir im Auto, etwa 6 Stunden mit unserem Benzin seine Kunden und als wir endlich in Bad- Homburg ankamen war Onkel Alfons zwei Stunden vorher nachhause entlassen worden.

Die Gerüchte von einem Koreakonflikt interessierten mich nicht. Um so mehr beschäftigten mich die ersten Hochrechnungen der Kriegsoffer. 24 Millionen Soldaten und 25 Millionen Zivilisten sollen getötet worden sein und die Flüchtlinge schätzte man auf 14- bis 19 Millionen. Für mich waren dies unvorstellbare Zahlen. Ich las mittlerweile alles was ich bekommen konnte und vergriff mich sogar an lustigen Liebesromanen, wenn ich nichts besseres hatte. Als dann im Herbst 45 die Schule im Schichtunterricht begann, war ich der Beste im Vorlesen, Geschichte und Musik und in allen anderen Fächern, die ich so gerne auch besser beherrscht hätte, eine echte Niete. Wir hatten neben den Räumlichkeiten auch kein Lehrpersonal. Alle Parteimitglieder hatte man vorläufig entlassen, die jungen Lehrer waren noch in Kriegsgefangenschaft und so wurden wir fast nur von Aushilfskräften unterrichtet. Unser Klassenlehrer ab 1946 war Herr Heckelt, ein Heimatvertriebener aus Schlesien, dessen Hauptfächer Musik, Zeichnen und Geschichte waren. Ich verstand mich vom ersten Tag an sehr gut mit ihm. Er lehrte mich die Notenschrift, wir tauschten Bücher und meine Schwächen in Rechtsschreibung und Rechnen schien er nie zu bemerken. Ich fragte mich später immer wieder warum ich ihn nicht um Lernhilfe in diesen beiden Fächern gebeten hatte. Er hätte mir sofort geholfen, warum hatte ich bloß diese Angst vor dem Spott meiner Freunde. So war dann die erste bitterarme Nachkriegsweihnacht mit Kuchen und Plätzchen aus Meisgries und braunem Rohrzucker vergangen. Nachdem man im Herbst reichlich Schnaps aus Früchten und Zuckerrüben gebrannt hatte, wurde der Jahresanfang 1946 zum Ereignis und gleichzeitig zum Gesundheitsrisiko, weil Methyl und Fuselöl im Eigenbrand glücklich vereint waren und die schlechte Ernährungslage zusätzliche Magenprobleme bescherte. Mit Hilfe dieses Alkohols wurde auch die Fastnacht wiederbelebt. Bei uns in der amerikanischen Besatzungszone war jegliche Verkleidung in den Straßen untersagt und im Französischen Mainz vollzog man das Volksfest zwischen den Trümmern melancholisch mit: „Heile, heile Gänse es wird schon widder guut“. In Weilbach aber waren die Wirtschaften brechend voll „Überlebender“ die vergessen wollten. Hansgünter und ich machten uns Rosenmontag- Morgens auf, nach altem Brauch Speck und Eier zu sammeln. Als Günter mit Flöte und ich mit der Harmonika durch die Straßen zogen, liefen umgehend alle Kinder hinter uns her so, als wären wir eine Gruppe und in allen Häusern wurden wir reichlich beschenkt. Das berührendste Erlebnis hatte ich bei Frau Rahn die schrecklich weinte als wir musizierten und mir dann sagte, dass ihr Sohn Ewald auch so schön gespielt hätte und alle drei Söhne gefallen seien. Nachmittags teilten wir notgedrungen dann alle Gaben mit den Kindern die mitgelaufen waren. Mein Gönner Josef Remsperger (Bäckerhermann) winkte mich nachmittags in die Backstube, wo einige Masken verbotenerweise versammelt waren. Dort spielte ich dann zum Tanze auf bis Peter Schäfer, der Schwanenwirt, am Spätnachmittag kam und mich mit in seine Wirtschaft nahm.

Diese war Proppenvoll mit Weilbacher und einigen betuchten Kelkheimer Fabrikanten, die Mainz besucht hatten. Man stellte mich auf die Bank und rief mir die Liederwünsche zu und ich spielte und spielte und die Menschen sangen und tanzten dazu. Ich hatte in meinem bisherigen Leben noch niemals so viel Glück empfunden wie in jenen drei Stunden und mir wurde klar, dass Musik alle Menschen befrieden und vereinen kann. Als ich nachhause ging hatte man für mich mehr Geld gesammelt als Vater in 14 Tagen verdiente, aber komischerweise war mir die Freude der Menschen und ihr Applaus ob meiner Musik, viel wichtiger als das Geld. Diese Empfindung hielt sich mein Leben lang, weshalb ich auch nie Geld für meine Kunst nahm. Opa Philipp war mächtig stolz auf mich und sagte immer wieder zu den Fremden: „Des is` mein Enkel“ und die Leute antworteten: „Ei joo doch, ei joo doch“.

Bei allem Chaos jener Zeit hörte man aus den Gesprächen der Erwachsenen ein wenig Hoffnung auf eine bessere Zukunft heraus. Konrad Adenauer war Vorsitzender der CDU und Kurt Schumacher Vors. der SPD und die Gerüchte über Geld für den Wiederaufbau durch einen sogenannten „Marschallplan“ nährten diesen Optimismus. Noch immer kamen Flüchtlinge aus den Ostgebieten und mussten auch in Weilbach untergebracht werden. Alle mussten Zimmer abgeben, ehemalige Gesinderäume in Stallungen wurden hergerichtet, Holzbaracken aufgestellt und die Militärbaracken in der BB- Stellung repariert. Schließlich konnten selbst die Menschen aus Böhmen und Mähren nach Inkrafttreten der „Benesch- Dekrete“ auch noch untergebracht werden. Eines Tages hieß es „Die Maria Remsperger sitzt unne om Bahnhof un` kann nit mie laafe!“ Wir liefen ein Stück entgegen und als man Maria auf einem Karren vorüber fuhr, lief ich ins Feld und weinte. Meine Freunde rührte diese Elend nicht und sie sollten meine Tränen nicht sehen. Maria starb friedlich, ruhig zu Hause. Der Nürnberger Kriegsverbrecherprozess und die Übertragung der Hinrichtung interessierte mich damals nicht. Ich beteiligte mich auch nicht an dem wilden Fußballkicken mit Blechdosen oder Stoffbällen sondern fuhr mit den Zwillingen zum Schwimmen in das Schwimmbad oder an den Main. Nach meinen Pflichtarbeiten blieb aber das „Bücherlesen“ immer die Nummer eins meiner Freizeitbeschäftigung. Nachdem die Zwillinge nun aus der Schulpflicht entlassen waren, kamen auch die gemeinsamen Spielstunden zum Erliegen. Meine Spielkameraden waren jetzt Günter, Franz und Otto. Vier Ereignisse aus diesem Jahr sind allerdings noch unbedingt erwähnenswert:

Die jungen Burschen zwischen 18 und 22 Jahren, welche diesen schlimmen Krieg überlebt hatten, formierten sich mit Sondergenehmigung des Militärkommandanten an Kirchweih 1946 zur „Kerwegesellschaft Immergrün“. Sie knüpften an die Vorkriegstradition an und veranstalteten an zwei Wochenenden sechs vollbesetzte Tanzveranstaltungen und fünf Umzüge. Dies war aber kostenmäßig nur möglich, weil die Blaskapelle Krämer wie früher üblich, Tanzgeld erhob und sich damit ihren Lohn selber beschaffte. Während der Umzüge waren die Straßenränder voll mit Menschen aus Weilbach und dem Umland. Den Umzugskern bildete die Kapelle. Vor und hinter der Musik hüpfen Fahenschwenker oder fuhren Burschen auf geschmückten Fahrrädern. Der Rest der „Kerweborsch“ hatte sich zu mehreren eingehakt und hüpfte, von einem auf das andere Bein wechselnd, im Takt der Musik umher. Gekleidet waren sie traditionell mit schwarzer Hose, weißem Hemd, grünweißer Schleife und ihre Kopfbedeckung war eine blumengeschmückte weiße Schildmütze (Batschkapp) mit grünem Stern. In der freien Hand hielten sie ihr halb

gefülltes Apfelweinglas, welches die zwei „Bembelträger“ immer wieder auffüllten. Überall wo sie durchzogen habe ich nie mehr so viele Menschen weinen und gleichzeitig lachen gesehen, und auch ich musste mir mehrfach die Tränen von den Wangen wischen. Die Freude überlebt zu haben und der Schmerz über die 111 Kriegstote, die nicht mehr dabei sein konnten, war auf den Gesichtern abzulesen. Die drei anderen Ereignisse betrafen einen kleineren Kreis.

Unmittelbar am Nierengraben an Zieglers Kiesgrube stand ein hoher Nussbaum. Wir sagten der steht auf Gemeindeland und ernteten die Nüsse und Ziegler sagte, er stehe auf seinem Land und wollte uns vertreiben. Da wir uns, wie dies auch in der großen Politik ständig demonstriert wird, nicht einigen konnten schoss er uns eine Ladung Vogelschrot in den Hintern. Bei dem herauspicken der kleinen Bleikügelchen aus unserem Allerwertesten sannen wir auf schreckliche Rache. Ziegler fuhr jeden Samstag sämtliche sandgefüllten Kipploren über eine etwa 300 m steil abfallende Strecke vor die Verladerampe an der Bahnhofstraße. Da nun einige der verwundeten Helden wussten, dass der fromme Kinderjäger jeden Sonntag zur Kirche ging, hatten die lieben Kinderlein die glorreiche Idee den Sand am heiligen Sonntagmorgen an die geschundene Grube zurück zu geben. Dieser Rachefeldzug, als geheime Kommandosache geplant wurde wie folgt ausgeführt: Die 11 bis 14 jährigen Strategen entkoppelten die letzte Lore, schoben sie an, fuhren ein Stückchen johlend mit, sprangen ab und schauten genüsslich zu, wie sich das Gefährt in den Sand bohrte. Bei der zweiten Lore stellte man erst die letzte Weiche quer, damit die Lore das Hüpfen lernte und so verfuhr man bis zum letzten Wagen. Allen Kriegsteilnehmern war klar, dass dieses Kommandounternehmen sehr teuer werden kann und sie schwiegen alle als Ziegler die mutigen Krieger in der Schule ausfindig machen wollte. Ich als Erzähler dieses Ereignisses empfand keinerlei Mitleid mit diesem Mann, der so einfach auf Kinder schießt. Außerdem hatte ich in diesem Krieg nichts anderes erlebt als Angriff und Vergeltung. Was also erwachsenen, studierten Menschen und Politikern recht ist, muss doch wohl auch kleinen Kindern und Jugendlichen erlaubt sein.

Das dritte Ereignis begann am Unterbach als ich mich mit den Zwillingen und Seppel Burkhard (Baabe) dort herumtrieb. Plötzlich sprang Baabe die Böschung hinunter, ergriff eine fette Ente, drehte deren Hals um und riss dabei ihren Kopf ab. Ich konnte diese Rohheit nur schwer verkraften. Also dann versteckte er das Tier unter einem Haufen Kartoffelkraut von wo es die Zwillinge später abholten. Anschließend hieß die Parole: „Morje is` unser Mudder nit doo, doo wird die Schuul` geschwänzt, die Ent` gebroote un` duu bringst die Zieharmonika mit“! Und genau so geschah es. Die Zwillinge und Baabe konnten ganz vortrefflich kochen und es wurde ein richtiges Fest. Mir wurde erst viel später klar, dass dies wieder einmal eine exakt geplante Aktion war. Mutter erzählte in jenen Tagen, die Frau von Josef Weilbächer habe in der Metzgerei erzählt, dass ihnen der Fuchs schon wieder eine fette Ente gerissen habe. So wie später die Politiker immer einen Sündenbock fanden, geschah dies auch schon damals bei den einfachen Menschen in Weilbach. Das vierte Ereignis 1946 war auch lustig:

Wie wollten gerne Zuckerrübensirup haben aber unsere Eltern konnten keine Rüben beschaffen, also versuchten wir erfolglos zu Stoppeln. Da man die Rüben seinerzeit noch mit Spezialgabeln ausgrub, war kein Abfall zu finden. Da meinte Willi Simon: „Ei klaut` se doch oofach“! Wir gingen also mit sieben Räufern bei

Dunkelheit an einen Rübenacker am heutigen Friedhof und versuchten mit Schaufelchen und Fahrtenmesser die Rüben mühsam auszubuddeln, Nun hörten wir am oberen Ende des Ackers Stimmen. Als wir nach oben schlichen erkannten wir prominente Weilbacher, die mit fachgerechtem Werkzeug Rüben ausgruben und in eine nah gelegene Hütte der Schrebergärten trugen. Nachdem Sie fertig waren, holten wir uns guten Gewissens einen Teil des Diebesgutes und trugen es ohne erwischt zu werden nachhause. Nach diesem Erlebnis hatte ich keine Hemmungen mehr, das zu holen was für mich legal nicht beschaffbar war, denn die scheinbar untadeligen Bürger machten desgleichen, ich jedoch mit dem Unterschied niemals etwas einem Armen wegzunehmen. Einige der oben erwähnten stiegen jedoch, wie ich später erfuhr nachts bei uns im Kellerfenster ein und stahlen uns die allerletzten Vorräte. Vater, der seit Oktober bei Opel arbeitete hatte ein Caritas- Paket von Amerika bekommen dessen Köstlichkeiten wir für Weihnachten aufheben wollten. Somit war auch die zweite Nachkriegsweihnacht getrübt und nur der selbstgebrannte Schnaps hellte den Jahreswechsel auf.

Die Fastnachtskampagne 1947 lief bereits wieder vor dem Fest mit gut besuchten Maskenbällen an. Hierbei war es üblich auf einem geschmückten Plattenwagen mit lustig kostümierten Vereinsmitgliedern in und um Weilbach zünftige Reklame zu machen. Man trank selbstgebrannten Schnaps, schunkelte, sang zur Musik und der Musiker war ich. Oma hatte mir Handschuhe gestrickt aus denen die Fingerspitzen heraus schauten, damit ich einerseits warme Hände behielt, andererseits aber die Knöpfe drücken konnte. Damals waren immerhin etwa 5 bis 15 Minusgrade und die Anderen tranken Schnaps und hüpften sich warm. Lehrer Heckelt, der mich für seinen geliebten Gesangverein engagiert hatte gab mir ein halbes Gläschen Schnaps damit mir , wie er meinte, von innen raus etwas wärmer würde. Alle anderen aber ließen mir ihrerseits auch diese „Guttaten“ zukommen, so dass die Wärme schließlich mit samt dem Schnaps inclusive Methyl wieder von innen heraus kamen. Dies tat aber der allgemeinen Stimmung keinen Abbruch und wenn ich dann abends schauen wollte wie so ein Maskenball funktionierte, hatte ich immer Fürsprecher, die mich am Kassentisch vorbeihuschen ließen. So sah ich dann mitunter recht freizügig bekleidete Damen und wilde Cowboys und Banditen mit tiefhängendem Cold, in denen ich meine großen Freunde der vergangenen Jahre erkannte. Sie versuchten sich zu benehmen wie ihre großen Vorbilder aus den Wildwestfilmen. Sie tranken viel, redeten geschwollen und stänkerten so erfolgreich, dass die jungen Kriegsheimkehrer gerne die günstige Gelegenheit nutzten zu zeigen, wie man auch ohne Waffen Blut vergießen kann. Auch diese Stimmungseinlagen störten die Feiargesellschaft nicht. Man streute Sägemehl auf die Kampfstätte, kehrte das Gemische samt ausgeschlagener Zähne auf und ging weiter seinem Vergnügen nach.

Mit der Polizei hatte ich nach dem Benzinereignis ein richtiges Problem. Polizist Thomas wusste wohl ganz genau, dass ich das Benzin versaut hatte und versuchte nun seine Liebe zu mir unter Beweis zu stellen, indem er mich bei allen Straftaten anderer Jugendlichen vorlud. Er saß dann Hoheitsvoll hinter seinem Schreibtisch und behandelte mich überheblich als allerletzten Dreck, wie es später oft in den TV- Krimis dargestellt wurde. Ich kannte dieses Gehabe aus Kriminalromanen, die ich bereits gelesen hatte und konnte nicht verstehen, dass man sich so dumm benehmen konnte. Dementsprechend reagierte ich ohne Angst, in voller Absicht so frech und provozierend wie ich nur konnte. Auf seine Fragen: Kennst

du den Fall „X“, antwortete ich mit ja auch wenn ich ihn nicht kannte. Warst du dabei sagte ich nein und nannte ihm gleich mein Alibi. Wenn er weiter fragte: Weißt du wer dabei war sagte ich ja, auch wenn ich es nicht wusste und wenn er dann zornig verlangte die Namen preis zu geben lächelte ich ihn genüsslich an. Bei solchen Gelegenheiten streichelte er mich oft heftig im Gesicht und da ich ihm diese Liebkosungen nicht schuldig bleiben wollte, warf ich ihm ein offenes Tintenfass an die grüne Uniform. Nun sprach er bei meinem Vater vor und sah genüsslich zu, wie mich Vater nach gewohnter Manier verprügelte. Der Lärm brachte Oma auf den Plan, die, nachdem sie hörte man wolle mich in ein Heim stecken ihrerseits den Polizisten vom Hof jagte. Ich hatte nämlich Oma die Vorgeschichten immer erzählt. Als mich Lehrer Heckel am nächsten Tag auf die Sache ansprach erzählte ich ihm alle Vorgänge bis hin zur Benzinaffäre. Bei dem letzten Tanz mit Thomas hatten Walter Endres und einige Mädchen seiner Nachbarschaft im Kindergarten eingebrochen, bunte Kreiden gestohlen und ihre Exkremamente um Raum verteilt. Als ich Schwester Anne auf dem „Tretroller“ spazieren fuhr, traf ich die Einbrecher hinter der Schule wo sie mir ein paar Kreidebröckchen schenkten. Diese Tatsache genügte um mich als Mittäter vorzuladen. Im Amtszimmer bezeichnete mich Walter Endress als Mittäter worauf ich ihm eine langte. Thomas nahm diese günstige Gelegenheit wahr, mich kräftig zu vernaschen, weshalb ich einen Stuhl nach ihm warf und mich umgehend verabschiedete. Spät am Abend fand man mich im Feld und lockte mich aus meinem Versteck mit der Neuigkeit, dass die kleinen Dreckschweine ihre Aussage widerrufen hätten. Lehrer Heckelt und Pfarrer Rheinberger hatten an dieser Rehabilitierung mitgewirkt. Mit unseren Seelsorgern Ernst Schäfer und Josef Rheinberger hatte ich nicht nur wegen meinem biblischen Geschichtswissen und dem Vorlesen im Religionsunterricht einen guten Ruf, sondern weil sie meinen Großonkel kannten. Pfarrer Georg Nilges war ein guter Freund des Kardinal Lorenz Jäger, war als Dekan in der hl. Kreuzkirche in Frankfurt im Amt und betreute als Geistlicher Rat unsere Kirchengemeinden. Diese Bekanntheit verschaffte mir dann die Möglichkeit, am Zeltlager der Katholischen Jugend teilzunehmen, wo Messdiener den absoluten Vorzug genossen. Diese vier Wochen eröffneten mir eine andere Welt ehrlicher Kameradschaft in der die etwa sechs Jahre älteren Mathäus Lauck, H. J. Grossmann und andere als Zeltführer ein gutes Vorbild gaben. Mit diesen Bekanntschaften aus Flörsheim und Wicker pflegte ich ein Leben lang Kontakte. Lagerfeuer, Geländespiele, Wandern, Singen und das Stöbern in den Schieferstollen vermittelten ein tolles Abenteuer. Das Fahren auf den Pritschenwagen einer Waldbahn fand ich allerdings ungeheuerlich, weil die Schienen die Wispentalstraße kreuzten, über die wir ungebremst dahin stoben. Wir hatten dort einen mächtigen Schutzengel. Hier gewann ich Abstand von meinem Herzensfreund Thomas, der dann von Wachtm. Schöberle abgelöst wurde, weshalb sich die Vorladungen etwas einschränkten. Hätte man mich bei allen Kleindelikten vorgeladen, wo ich aber wirklich die Legalitätsgrenze überschritt, wäre dies schon schlimm gewesen. Aber ich war so auf der Hut, dass man mich nicht erwischte. Schließlich hatte ich mittlerweile drei Ziegen mit Grünfutter zu versorgen und da alle Gräben und Böschungen verpachtet waren, war dies ohne kleine Übertretungen nicht beschaffbar. Daneben war dann noch Ähren lesen, Brombeeren suchen sowie Kartoffeln und Äpfel stoppeln angesagt. Ein Schwein fraß schon einige Zentner Kartoffeln weg, die nicht alle auf unserem Pachtland wachsen konnten. Somit ging ich vor Schulbeginn, im Spätherbst, nach nächtlichem Regen barfuss auf die gepflügten Felder und las unerlaubterweise die gut sichtbaren Erdfrüchte auf. So hatte ich mit dem Füttern keine Probleme,

sondern mit dem nächtlichen Schwarzschlachten des Schweins. Diese Traktur im engen Stall mit der Axt erschlagen und das Brechen der Knochen verfolgten mich noch über Jahre in Alpträumen. Besonders wenn eine Ziege mitgeschlachtet wurde und das abgezogene Tier noch stöhnte, wenn sich Luft durch die Luftröhre presste. Schließlich hatten wir ja mit den kleinen putzigen Kerlchen gespielt und dann so etwas! Nebenbei ging ich noch mit Onkel August in den Wald um Nutzholz zu schlagen, Weiden zu schneiden oder in Wiesbaden Trümmersteine für seinen Hausbau zu besorgen, was keine leichte Arbeit war. Aber auch bei dem Hausbau half ich kräftig mit. Für Schul- und Hausaufgaben blieb da nicht mehr viel Zeit übrig.

Meine Kontakte zu den Zwillingen waren bis auf folgenden Fall eingeschlafen: Auf dem Grundstück „Am Schlag 7“ hatte die sehr abergläubige Flüchtlingsfamilie Schulze eine Baracke errichtet, die wohl im Herbstwind Geräusche verursachte. Aufgrund der ständigen Klagen der Familie verdächtigte die Nachbarschaft uns und drohte mit Verfolgung. Die Zwillinge beschlossen deshalb, eine wirkliche Geisterszene mit Steinwürfen zu veranstalten, die ich keinesfalls versäumen wollte, weil mein Vater mir bereits eine Tracht Prügel in dieser Sache vorab verabreicht hatte. Ich wollte also meinen Vater überlisten, indem ich an jenem Abend meine Kleider sorgfältig über die Stuhllehne gehängt, und mein Bett aufgedeckt hatte. Der Laden und das Fenster meines Zimmers im Erdgeschoss waren nur angelehnt und ich trug nur meine Nachtjacke sowie eine Turnhose. Wir trafen uns leise vor dem Haus des Bürgermeisters Dillmann und warfen von dort aus alle Steine, die wir in Taschen und Händen hatten. Es rappelte und Scheiben klirrten und die Leute schrien, doch bevor die anderen den letzten Stein geworfen hatten war ich in meinem Zimmer und lag friedlich im Bett. Etwa 30 Sekunden später riss Vater die Tür auf und ich hörte Mutter erleichtert sagen: „Da wors willstest dann, doo lei`der doch“. Ich aber empfand ein freudiges Gefühl der Genugtuung ohne jegliche Reue. In jenem Herbst musste ich mein Zimmer Anne geben und in die unbeheizte, kalte Dachkammer ziehen. In der Schule kamen wir nicht weiter und lernten im Wesentlichen Gedichte und Balladen auswendig. Mein Freundeskreis bestand nun nur noch aus Otto, Franz und Hansgünter, mit dem ich nun fast jeden Sonntag bei seinen Realschul-Kollegen in Hofheim verbrachte. Diese Mädchen und Buben aus teilweise besseren gesellschaftlichen Schichten imponierten mir sehr, weshalb ich möglichst keinen Sonntag ausfallen lies. Die Werktage in Weilbach mit Franz, Georg Schneider und Otto genoss ich aber auch. Letzterer hatte allerdings immer weniger Zeit, weil er mit seiner Mutter bei den Bauern half. Dafür bekam er auch Naturalien die ich anderweitig besorgen musste. In jener Zeit wurde in Schneiders Gartenhütte eingebrochen und alle Hasen gestohlen. Wie wir später erfuhren, war der Täter ein sehr frommer Mann, der in der Kirche später als Vorbeter tätig war. So war sie eben, die Zeit nach dem Krieg als man im Radio vom Korea-Konflikt sowie von der Teilung Palästinas berichtete und bei uns in Deutschland der Schwarzhandel, Betrug und Diebstahl Rekordzahlen erreichten.

Zum Jahresanfang 1948 war das groß angekündigte 40jährige Vereinsjubiläum des CVW Thema Nr. 1 in Weilbach. In der Tat leisteten die Vereinsmitglieder eine niemals mehr erreichte Leistung, die jedem Einzelnen das Letzte abverlangte und nachfolgend zu großen inneren Spannungen führte. Bei der Sängermaskenball-Reklamefahrt hatte man mich wieder wohlwollend mit Zuckerrübenschnaps innerlich erwärmt. Als wir vor der Kirche anhielten saß ich auf der hinteren Bordwand

und spielte „Lustig ist das Zigeunerleben“, als das Fahrzeug plötzlich anfuhr. Ich machte dabei einen Salto Rückwärts, saß auf der Straße und spielte weiter. Lehrer Heckel war wie von Sinnen, tastete mich ab und half mir auf den Wagen aber mir war gar nichts passiert. Das war halt die Generation „Hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder und flink wie Windhunde“.

Auch nach dem Krieg war ich mehrmals auf Opas Bauernhof in Langenhahn. Es war allerdings ein Abenteuer, weil die Lahnbrücke in Staffel gesprengt war und die Zonengrenze in Wilsenroth verlief. Man musste also in Lindenholzhausen den Zug verlassen, sein Gepäck etwa 10 Km nach Staffel tragen, weiter fahren bis Wilsenroth, wo uns die Verwandten über die Grenze zum nächsten Bahnhof schmuggelten. Diese Tortur dauerte einen langen Tag. Es bleibt mir ein Rätsel wie die Langenhahner Verwandtschaft es wiederholt schaffte, pro Person zwei 20 Pfund Körbe Erdbeeren oder Tomaten über diese Strecke zu tragen. Am 1.5.48 machte ich mit Vater diese Reise, weil Opa Georg im Sterben lag. Während seiner Sterbestunde saßen wir Kinder auf der großen Treppe vor der Haustür und erlebten wie die Erwachsenen erzählten, Opa wäre mit einem glücklichen Lächeln entschlafen so, als hätte er bei jenem Schritt ins Paradies geschaut. Ich dachte in jenem Moment unwillkürlich an seinen Zornesausbruch im Jahr zuvor als er entdeckte, dass Albert und ich den Hohlraum unter der Freitreppe mit Stangenpulver aus Artilleriekartuschen ausgefüllt hatten. Nach seiner Beerdigung teilten seine acht, noch lebenden Kinder ihr Erbe auf und somit war der Sonderurlaub beendet.

Ich hatte einige Tausend RM auf meinem Sparbuch und hätte mir gerne ein Akkordeon gekauft aber es war nichts zu bekommen. Nach der Währungsreform am 20. Juni war dies alles käuflich zu erwerben, aber mein Geld war kaputt. Um an neue Währung zu kommen stahl ich Edelmetalle wo immer ich etwas erwischen konnte. Selbst vor den offen gespannten Telefondräten machte ich nicht halt. Blei wurde damals mit 11 DM, Kupfer mit 18 DM und Zink mit 14 DM bezahlt. Da aber nur wenig zusammenkam half mir das Brotkartenangebot von Franz erheblich weiter. Oma Schaus hatte als sogenannter „Selbstversorger“ aus Angst vor nach größerer Not so viele Brotkarten gehamstert, die sie nie mehr verbrauchen konnte. Franz half ihr nun großzügig ihren Vorrat abzubauen, indem er ohne ihr Wissen sich dort mit jenen Gutscheinen versorgte die er an mich für 1 DM / Stück verkaufte. Ich verkaufte die Gutscheine mit größtem Erfolg für 4 DM an Interessenten weiter und für diese „drei % Gewinn“ bekam ich später mein erstes Akkordeon. Um nun auch den Schwarzmarkt in Höchst nutzen zu können, kaufte ich für die gesamte Verwandtschaft das Brot ein, benutzte dafür meine Gutscheine und tauschte die amtlichen Märkchen bei den Polen am Höchster Bahnhof ein. Flexibilität und Fantasie waren auch damals schon vonnöten. An den Höchster Bahnhof aber kam ich fast jeden Monat einmal, wenn ich für Lehrer Heckel als Bote zum Schulrat fuhr. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, dass man ein halbes Jahr früher aus der Schule entlassen werden kann, „falls man das Ziel der Volksschule erreicht und eine Lehrstelle habe“! Nachdem mir Lehrer Heckel diese Möglichkeit in Aussicht stellte mit den Worten: „Buub, mach dich hinaus in einen Beruf dort lernst du mehr. Was willst du bei diesen Hornochsen hier“! Nun versuchte Vater erfolglos für mich eine Lehrstelle zu finden, bis ich dann alleine mit dem Fahrrad regelmäßig die Arbeitsämter in Höchst, Rüsselsheim und Mainz besuchte.

Ich war in meinen dreizehn Lebensjahren sehr selbständig geworden und als es

bekannt wurde, dass Zwetschgenbäume von der Gemeinde versteigert würden, schickte man mich alleine zum Steigern. Man gab mir Geld und meinte: „Des wird fer en Boom voll Quetsche lornge“ ohne zu wissen, dass der zu kurz angesetzte Steigerungstermin und das gute Zwetschgenjahr wenige Bieter bescherte. Somit ersteigerte ich für das wenige Geld vier vollhängende Bäume und als wir geerntet hatten, wussten wir nicht wohin mit dem Segen. Längst hatten wir mehrfach Kuchen gebacken, alle Einweckgläser gefüllt, Marmelade gekocht, die Verwandtschaft, Nachbarschaft, sowie Freundschaft üppig beliefert, ja selbst Schwein und Ziegen fraßen seit Tagen das süße Obst. Als dann die Ziegen immer aufmüpfiger meckerten, das Schwein gewalttätig in seinem Stall herumfuhrwerkte und Haus, Hof sowie Stall permanent nach Alkohol rochen, waren immer noch zwei große Zinkbütten Zwetschgen vorhanden. In dieser voluminösen Notlage sagte Vater: „Alles Scheiße, mer mache Schnaps“! Die nachfolgende Katastrophe muss man einfach schildern: Vater, der sich an alle Arbeiten dran traute aber mangels gutem Werkzeug Schwierigkeiten hatte, fluchte bereits als er ein Kupferrohr in einen viereckigen Wehrmachtsbenzinkanister einlötete. Dann wurde aus der ehemaligen Benzinleitung eine Spirale im Kanister gedreht deren oberes Ende in einem aufgebohrten Sektkorken endete. Dieser wiederum wurde in die Thermometerbohrung des Rexapparates gepresst, dessen Deckel mit einem alten Fahrradschlauch abgedichtet und mit Feilkloben auf den Topf gepresst wurde. Das Destillat fing man in einem Milchtopf auf. Nachdem die Maische kochte wurde so lange probiert bis man glaubte Fusel und Methyl wären ausgeschieden und dann probierten alle und wurden immer lustiger. Ich probierte unbemerkt mit meinem großen Esslöffel mit, stand auf der oberen Treppe und muss wohl hinunter gefallen sein, denn das letzte was ich wahrnahm war, dass mich Oma in ihr Zimmer zog, wo ich bis zum nächsten Mittag schlief. Im Nachhinein erfuhr ich dann, dass sich nach der vierten Charge ein Feilkloben löste, Mutter sich dabei die Hand verbrühte, Tante Katharina im Suff mit dem Auge gegen die Schranktür lief und Onkel August und Vater stockbesoffen das Experiment beendeten. Nachdem man sich erholt hatte besorgte man in der Drogerie Geschmacksessenzen um den Fuselgeschmack etwas zu verringern und mischte die kühnsten Geschmacksvarianten zusammen. Da es im Land kein Haus gab, in dem nicht schwarz gebrannt wurde, hatten sich die Drogerien bereit 1946 auf diesen Bedarf eingestellt.

Ein denkwürdiges Kulturereignis trug sich im Herbst zu. Die Gemeindevertretung beurteilte einige Grabkreuze auf dem Friedhof für „unfallgefährdend“ und ließ alle wertvollen Hochkreuze, einschließlich das bestens erhaltene Pestkreuz von 1666 zerschlagen und entsorgen. Dieser Unfug kann nur dann entschuldigt werden, wenn man davon ausgeht, dass Bürgermeister Dillmann mit nur vier Gemeindegestellten arbeitsmäßig überlastet war und außerdem keine Ahnung hatte, was er hier anrichtete. Unser Schnapsvorrat und die neue Währung gewährleisteten uns in jenem Jahr ein frohes Weihnachtsfest und eine schöne Sylvesterfeier.

Handwerks- und Betrugslehre

Das Jahr 1949 begann für mich nach der Fastnachtszeit mit ständigem Anfragen im Höchster Arbeitsamt. Der Sachbearbeiter war sehr freundlich zu mir und als ich im April wieder erschien, winkte er mich euphorisch zu sich. Er teilte mir mit, Adolf Häuser wäre gerade aus der Gefangenschaft heimgekehrt und würde im Mai wie-

der sein Gewerbe beginnen. Der Betrieb hätte einst neben Elektroinstallation auch noch Gas, Wasser und Heizungen installiert. Ich fuhr sofort zu Häusers und wurde auch handelseinig mit der Einschränkung, dass sein Vater als Lizenzträger für Elektroarbeiten verstorben wäre, er aber in nächster Zeit seine Lizenz für Elektroarbeiten besorgen würde und so entstand der Lehrvertrag mit Arbeitsbeginn zum 2. Mai 1949. Der erste Tag war noch manierlich. Am zweiten Tag, meinem 14. Geburtstag sollte ich mit dem gerade ausgelernten Leonard Schürger einen verstopften Kanal reinigen. Nachdem man mit der Reinigungsspirale nicht weiter kam, ermittelte Schürger die Staustelle, stemmte den Kanal auf und holte die Feinheiten wie Fäkalien, Monatsbinden und Präservative mit der blanken Hand heraus. Als ich seiner Aufforderung, ihm dies gleich zu tun ablehnte, packte er meine Hand, führte sie in das Rohr und drückte meine Hand zusammen, dass sich die Fäkalien durch die Finger quetschten. Ich wusch wortlos meine Hände, ging in die Werkstatt und kleidete mich um ohne auf das Gekeife der Meisterin hinter mir zu achten. Als der Meister nun hinzukam schilderte ich ihm den Vorfall und erinnerte daran, dass von solchen Dingen nichts im Vertrag stehe. Daraufhin lenkte er ein und versprach, dass ich nun vorwiegend mit ihm zu den Kunden ginge. An jenem Tage brachte ich die Kremtorte und das Wurstbrot, was mir Mutter zur Feier des Tages mitgegeben hatte unangerührt mit nachhause. Der Meister war sehr geschickt, erklärte ruhig und gut und wunderte sich nach einigen Wochen, dass ich alles so schnell nachahmen konnte. Ich fuhr damals mit meinem Fahrrad nach Liederbach und als ich im Juni müde nachhause kam, empfing mich eine strahlende Hausgemeinschaft. Sie präsentierten mir ein farbloses, billiges eintöniges Akkordeon, welches Vater mit meinem sauer ersparten Geld gekauft hatte. Ich war wie vom Schlag berührt und man muss wohl bemerkt haben, wie mir mein Kinn auf die Brust viel, als ich wortlos mein Zimmer aufsuchte. Nun war mein Traum von einem zwei chörigen Instrument mit mindestens drei Registern zum zweitenmal geplatzt und ein drittesmal werde ich mich nicht mehr bemühen. Dies erklärte ich auch Oma, die mir besorgt auf das Zimmer gefolgt war, während Vater im Hof versuchte, mit den dünnen Stimmen ein Lied zu interpretieren. Wochenlang rührte ich kein Instrument mehr an bis Hansgünter so lange bettelte, dass wir zusammen bei ihm mit Klavier und Akkordeon üben sollten. Somit lernte ich in kurzer Zeit alle Lieder, die ich kannte auf dem neuen Instrument zu intonieren. Nun wollte man als Wiedergutmachung mir unbedingt Musikunterricht bezahlen und weil Günters Cousin Karl Ort gehört hatte wie ich spielte, meinte er, ich solle mir von ihm die Griffwechsel auf der Diskantseite und den Wechselbass sowie einige Tricks beim Notenlesen erklären lassen. So erhielt ich dann 6 bis 8 Musikstunden bis ich das Gefühl hatte: „Den Rest kannst erloo lerne“! In der Tat half mir mein naturgegebenes Gefühl für Musik sehr schnell dieses Instrument recht gut zu bedienen, weshalb mich auch die Kerbejahrgänge gerne für das „Baumholen und Eiersammeln“ engagierten. Im Herbst stellte ich das Radfahren ein und fuhr mit dem Zug zur Arbeit. Da lief doch der gleichaltrige Erwin Adam aus Eddersheim in feinem Zweireiher die Königsteinerstr hoch und betrat ebenfalls die Werkstatt. Nun hatte ich sogar einen feinen „Unterstift“. Ich selber trug nur einen primitiven steifen aus Wehrmachtsdecken gefertigten Stutzer. Da wir nun erst fünf Minuten nach 7 Uhr eintrafen verlangte die Meisterin den früheren Zug zu nehmen und weil wir dann von 6 Uhr früh bis 7 Uhr in der Werkstatt warteten meinte sie spitz „wenn ihr schon daa seid, könnt' er aach was schaffe. Wir zogen es deshalb vor diese 55 Minuten in der Bahnhofswirtschaft mit anderen Jugendlichen zu warten, die das gleiche Problem hatten wie wir. Die übrigen Gäste und das Bedien-

ungspersonal waren mit dieser Lösung überhaupt nicht glücklich. Dieser einstündige Schlafentzug erweckte auch in mir keine Sympathie für meine Lehrherren. Schließlich fuhren wir um 5.06 Uhr in Eddersheim ab und kamen dort abends kurz vor 19 Uhr wieder an, waren also über 14 Stunden unterwegs. Hinzu kam die Arbeit im Freien mit schlechter und zu dünner Arbeitskleidung, schlechter Ernährung, schlechte Behandlung durch die verrohten Gesellen, unzumutbare Schwerstarbeit bei eisiger Kälte an- und auf drei bis vierstöckigen Gebäuden und die ständigen Beschimpfungen durch die Erwachsenen: „Ihr sakramense Hitlerbangert“! Wir wurden so stur und gewaltbereit, dass wir nach einiger Zeit keine Hemmungen mehr hatten uns gemeinsam mit aggressiven Erwachsenen zu Prügeln. Es gab aber auch Menschen, die uns beschützten. Für diesen Stress zahlte man uns im ersten Lehrjahr ganze 6 DM / Woche Dieser erste Winter verfolgte mich noch nach vielen Jahren in meinen Alpträumen.

Nun wollte man doch als Jugendlicher auch einmal zu seinen Freunden oder eine Veranstaltung besuchen und kam einfach nicht vor 22- oder 23 Uhr zu Bett. Dies und noch andere Probleme führten dazu, dass mir im Frühjahr mein Körper vor Müdigkeit nicht mehr gehorchte, der Nachtschlaf ausblieb und die Arbeit zur Qual wurde. In dieser Notlage erinnerte ich mich an ein Buch, in dem die Romanfigur eine Krankheit simulierte, um sich vor lästigen Pflichten zu drücken und dieses Wissen machte ich mir nun zunutze. Ich kaufte mir heimlich ein Brot sowie Zwieback, was ich im Zimmer versteckte und deckte mich mit Büchern ein. Zuvor hatte ich abends immer mehr das Essen verweigert, mein Brot mit nachhause gebracht und lebte von meinen Vorräten. Als ich dann morgens das Aufstehen verweigerte holte man Dr. Zeitträger, der mir Appetitanreger verschrieb die ich in den Klo schüttete. Bereits am ersten Tag kam die Meisterin um zu Kontrollieren, ob ich krank sei, aber ich muss wohl sehr überzeugend meine Rolle gespielt haben, denn sie zog ohne Proteste wider ab. Oma machte sich sehr große Sorgen und brachte mir ohne Wissen der Eltern geschlagenes Ei mit frischem Brot und anderen Leckereien, die ich scheinbar widerwillig zu mir nahm und so ruhte ich mich drei Wochen lang so richtig aus. Wenn ich daran denke, wie ich später in den 70er Jahren als technischer Leiter unsere gesetzlich geschützten Lehrlinge verwöhnen musste, dann verstehe ich nicht, wie man 1949 Kinder von 14 Jahren dermaßen unmenschlich behandelt hat. Ich verlor in jener Lehrzeit jeglichen Respekt vor Erwachsenen, Behörden und ihren Gesetzen. Möglicherweise empfand aber auch nur ich diese Umwelt so überaus hart, weil ich von meinem dritten bis zwölften Lebensjahr als zuschauendes Maskottchen den Schutz meiner großen Freunde genoss.

Im Berufsleben war mir Schürger aufgefallen wie er im Keller von Kunden ein Einweckglas mit Obst öffnete und den Inhalt aufaß. Für mich aber war es eine Todsünde, wenn man einen armen Menschen bestahl. Wenn man hingegen einem reichen etwas nahm, so war dies in jener Notzeit keine Sünde. Ich hielt meine Kritik vor ihm nicht zurück und als er sich einige Tage später im warmen Gebäude der Hoechst- AG. herum drückte und mich in der Kälte auf verschneitem Gerüst alleine arbeiten ließ sagte ich ihm auch meine ungeschminkte Meinung. Da schlug mir der Sportboxer auf die Nase die dann heftig blutete und ich ließ mein Blut demonstrativ in den Schnee rinnen. Als die „Rotfabriker“ dies sahen, verfolgten sie Leonard und nahmen ihm den Werksausweis ab. Der Meister hatte aber sehr gute Verbindungen zu den Verwaltungsstellen, weshalb wenige Tage später wieder ein Ausweis ausgestellt wurde. Nun musste ich wieder entgegen anderer Zusagen mit

Leonard zur Hoechst -AG Regenrohre aus Gussmaterial stellen. Hier hieß er mich in dem verweißten Nachbargebäude Bleirohre herauszutrennen und platt schlagen, die er auf dem Boden seiner großen Werkzeugkiste mit einem Brett und Werkzeugen abdeckte und durch das Werkstor schmuggelte. Mir kam dies sehr zu Passe, denn in meiner steifen Jacke aus Wehrmachtsdecken konnte ich in jeder Seitentasche 1,5 Kg Blei transportieren, ohne das sich der Stoff verformte und zusammen mit den Hosentaschen brachte ich jeden Tag ca. 4 Kg Blei aus dem Werk. Der Schrottpreis lag damals noch bei 11 DM / Kilogramm. Das Geschäft lief etwa zwei Monate recht gut, bis wir vorübergehend einige Privatkunden bedienen sollten und Schürger zusätzliches Werkzeug aus unserem Depotbestand mit nachhause nehmen sollte. Da er mich an jenem Tage erfolgreich schikaniert hatte, wollte ich ihm den Heimweg schwer machen und legte eine doppelte Bleilage unter die übervolle Werkzeugkiste. Als er dann am Werkstor sein überschweres Geschäftsrad lässig lächelnd, einhändig durchschieben wollte fiel er damit um und war sein Blei sowie Werksausweis wieder los. Dieses mal ließ der neue Ausweis länger auf sich warten. Ich bedauerte Leonards Dummheit sehr, weil ich nun auch auf mein Zusatzeinkommen verzichten musste. Die Geschäfte des Meisters erschienen mir damals auch sehr suspekt. Von jenen Regenabflussfalleitungen, die wir erneuerten waren höchstens 20% unbrauchbar und der Austausch erfolgte lediglich wegen defekter Rohrschellen. Wir brachten nur wenig Neumaterial mit, besorgten bei dem Dachdeckermeister Pflach Anstreichmaterial für die alten Rohre und nach der Fertigstellung konnte niemand mehr unterscheiden was neu oder alt war. Später machten der Meister und sein Sanges- und Kegelbruder Pflach das Aufmaß, was letzterer unterschrieb und so begann das Wirtschaftswunder im Handwerk.

Im Frühling bekamen wir einen zusätzlichen Gesellen, den Cousin der Meisterin. Den von seiner Natur aus Raubeinigen Valentin Leitz hatten Krieg und Gefangenschaft noch rustikaler gemacht und nun ließ man ihn auf uns los. Er bezeichnete mich als „selbstgezogenen Drecksack“ und Erwin als „krummen Hund“. Bereits nach wenigen Wochen fand Valentin es sehr lustig meine Kleider im Spind anzunageln, weshalb ich meinen Zug verpasste. Ich legte ihm dafür ein ganz übel riechendes Käsepapier in die Brieftasche was er in der Feierabendteile nicht bemerkte. Als die Leute im Bus von ihm abrückten und seine Freundin die Nase rümpfte fand er meinen Liebesgruß und wollte mich am nächsten Morgen fluchend verprügeln. Ich hatte mich aber vorsichtshalber in das erste Obergeschoss geflüchtet und saß auf der Falltüre die er vor Wut brüllend zu öffnen versuchte. Das Geschrei lockte die ganze Familie Häuser in die Werkstatt, denen ich dann die Zusammenhänge erklärte. Die Meisterin stauchte ihren Cousin daraufhin energisch zusammen und wir wurden für viele Wochen von Werkbank und Arbeit getrennt. Er schikanierte mich auf Schritt und Tritt und ich blieb ihm nichts schuldig. Nun blieb es nicht aus, dass wir unabhängig voneinander in der Konsumfabrik arbeitete. Valentin reparierte Zapfventile in Bäder und Duschen und ich wechselte im Weinkeller Durchgangsventile aus. Der Kellermeister hatte mir erlaubt hier und da eine kleine Probe zu nehmen und mir den Platz des Probiertgläschens gezeigt, mich aber gleichzeitig gewarnt nur immer ein kleines Schlückchen zu trinken, weil der Alkohol und eventuelle Gärgase auch berauschend wirkten. Ich nahm wirklich nur jeweils ein kleines Schlückchen und als ich nach etwa 2 Stunden mit meiner Arbeit fertig war fühlte ich mich noch pudelwohl. Mit jeder Treppenstufe aber wurde mir leichter und dann flog ich mit der Werkzeugkiste auf der Schulter fast waagrecht

durch die Pendeltür in den Hof, wo ich wie geschossen liegen blieb. Valentin wollte die Gelegenheit nutzen und mich verprügeln aber das Konsumpersonal nahm mich in Schutz. Sie halfen mit, mich in die große Werkzeugkiste des Geschäftsrades zu setzen, mit dem mich Valentin triumphierend in die Werkstatt fuhr. „Na ja, er sollte auch einmal sein Erfolgserlebnis haben“. Erwin erzählte mir später von einem unglaublichen Auflauf, der sich aber sofort legte als bekannt wurde, dass eine junge Weinlieferung Gärgase freigesetzt hatte die mich umgebracht hätten wenn ich länger im Keller geblieben wäre. Nun wollte es das Schicksal, dass wir notfalls halber zusammen das verstopfte Fallrohr eines vierstöckigen Hauses reinigen sollten, welches bis oben hin mit Fäkalien voll war. Nachdem die Reinigungsspirale kein Ergebnis brachte schickte mich Valentin in den Keller um an den altersschwachen Bogen zu schlagen, der die Abflussleitung unter der Decke umleitete. Ich bemerkte aber am Klang des Rohres die Altersschwäche und schlug nur zaghaft zu. Valentin aber, der oben die Schläge nicht wahrnahm kam wütend in den Keller, riss mir den schweren Fäustel aus der Hand und schlug voller Wut gegen den Bogen der wie eine Seifenblase zerplatzte. Der gesamte, farbenprächtige Inhalt des 150.er Rohres entlud sich nun im Sekundenbruchteil, mit hässlichem Geräusch über dem Wüterich. Er schrie mit sich überschlagender Stimme: „Des hoste extra gemorcht duu Drecksack“ und warf den Hammer nach mir. Da ich aus Erfahrung wusste, dass ich dieses mal um Gesundheit und Leben rennen musste machte ich mich umgehend auf den Fluchtweg auf dem er mir mit den freundlichen Worten nachlief: „Ich haach disch kaputt, duu Hund“! Seine Cousine machte ihm dann sachlich klar, dass er ja schließlich selber im Zorn den Rohrbogen zertrümmerte und so entstand ein Burgfrieden, in dem wir einige Monate friedlich zusammenarbeiteten. Für Erwin und mich war er ab dato „der Puddelvaltin“.

An einem sonnigen Herbsttag erneuerte ich mit Valentin an einem vierstöckigem Gebäude Blechteile an Traufe und Gauben. Er hatte mich schon Tage zuvor sehr schikaniert und trieb es nun besonders schlimm. Um die Mittagszeit schwärmte er von seinem Leibgericht Haspel mit Sauerkraut in seinem Essentender und er schluckte dabei wie „Pawlows Versuchshund“. Anschließend entsprach ich seinem Befehl, sein „Mampf- Pampf“ von der Hausfrau in der Gaubenwohnung erwärmen zu lassen. Vor der Gaube hatte man zusätzliche Hilfsbohlen auf Trageisen verlegt die etwas Überragten und eine „Schneppe bildeten. Beim Tender abholen trat ich dann absichtlich auf die Schneppe ließ mich auf die ein Meter tiefere Gerüstebene fallen und gab dem Tender mit einem gespielten Aufschrei den Weg nach unten frei. Ich sah und genoss noch wie der Deckel auf der Straße absprang und die Haspelbrocken auf die Straße hüpfen, musste aber dann an schnelle Flucht denken. Valentin stieß einen schrecklichen Urschrei aus, ergriff die Wasserwaage und trieb mich in luftiger Höhe die Wasserwaage schwingend, um das Haus indem er schrie: „Des hoste gern gemorcht duu Drecksack“! Schließlich öffnete die Mieterin ganz verstört ihr Fenster und nahm mich in Schutzhaft. Dies war das absolute Ende der Zusammenarbeit mit Valentin. Ich arbeitete ab dato meist selbständig, wobei mir der jüngste Lehrjunge Manfred Honig, oder Adolf Häuser Junior assistierten.

Privatleben und Lehrjahre

So sehr man auch immer das Geld aus der Berufsarbeit benötigte, bewertete ich

mein Privatleben immer als die primäre Komponente meines Erdendaseins. Aus dieser Einstellung heraus lassen sich auch meine Vortäuschungen einer Krankheit erklären die ich während meiner Lehrzeit immer wieder simulierte um letztendlich gesund zu bleiben. Die Lehrlinge in Großbetrieben wurden bei weitem nicht so geschunden und ausgenutzt wie ihre Kollegen im Handwerk aber auch im Handwerk gab es humane Betriebe. Jene aber, die sich nicht selber vor Überforderungen schützten, starben früh und erreichten kein gesundes Rentenalter. Auch im Privatleben verblieben feste Pflichten wie Futterbeschaffung für die Haustiere, Verwandtschaftshilfen und kleine Schwarzarbeiten, die meine Kasse etwas aufbesserten. Ich war nach eineinhalbjähriger Lehrzeit in der Lage alle berufsbezogenen Arbeiten alleine auszuführen und konnte über Angebote nicht klagen. In der Berufsschule war ich im technischen Zeichnen einer der Besten und weil mir dies Spaß machte, belegte ich Kurse in Abwicklungen und darstellender Geometrie. Im Rechnen allerdings schrieben Franz, der die gleiche Klasse besuchte und ich die letzten Noten. Die Klassenmehrzahl war auch nicht besser, schrieben aber bei dem Abiturabsolventen Karlheinz Fischer ab. Unser Klassenlehrer, Herr Weber, der meine Fachkenntnisse sowie freies anschneiden von Passstücken und die Fähigkeiten beim technischen Zeichnen über den grünen Klee lobte eröffnete mir vor der Gesellenprüfung, dass ich wohl anhand meiner Rechenschwäche die theoretische Gesellenprüfung nicht schaffen werde. Vater sprach deshalb den ehemaligen Ingenieurstudenten Franz Flach an, der mir das fehlende Wissen über die schriftliche Multiplikation, Division und Dreisatz in einer einzigen Sitzung beibrachte. Von da an schrieb ich alle Arbeiten erfolgreicher mit als die abschreibenden Kollegen und schaffte die Prüfung locker mit der Note 3. Bei der praktischen Prüfung enttäuschte ich Lehrer und Meister, weil ich mit der Note 4 sehr schlecht abschnitt. Denn, nachdem ich meine Arbeiten fertig hatte, half ich dort meinem zitternden Nachbarn und wurde dabei erwischt. Dies Genügte den hohen Herren meine Benotung um zwei Stellen abzuwerten und ich beschloss danach solchen selbstgefälligen Handwerkskomikern den Rücken zu kehren. Es blieb mir ein Leben lang unverständlich wie man solch unflexiblen Menschen die Beurteilung eines jungen Zeitgenossen überließ, die dessen gesamten Lebenslauf negativ beeinflussen konnte. Wie bei dem Volksschulabschlusszeugnis war auch hier die Beurteilung völlig falsch. Damals benotete man Rechnen und Deutsch mit gut obwohl ich eine schlechtere Bewertung verdient hatte. In Musik gab man mir dafür die Note 4 obwohl ich als einziger der Klasse Noten lesen und schreiben konnte und meine Harmonika so gut beherrschte, dass ich in der Öffentlichkeit Musik machte

Mein letztes Abenteuer mit den Zwillingen und ihrem älteren Anhang erlebte ich als 15 jähriger im ersten Lehrsommer. Sie hatten mich überredet mit zum Sommernachtfest beim „Alten Schimmel“ zu kommen, der an der heutigen Straßenswarte in Diedenbergen stand. Dort trafen sich alle Schwertfegerinnen mit den Rabauken des Umlandes. Die vermeintlichen „Cowboys und Scherriffs“ veranstalteten an der Theke ein großes „Freundschaftssaufen oder tanzten „Cool mit den Girls“. Helmut und Adolf kannten dort einige brave Bürgermädchen mit denen auch ich tanzte. Ich versuchte nun die Tanzschritte, die mir Cousine Sofie beigebracht hatte anzuwenden und so standen wir uns wechselweise auf den Füßen, weil die Damen auch nicht besser versiert waren. Als die Dämmerung ansetzte mussten die Mädchen nachhause und wie begleiteten sie. Als Adolf mit seiner Perle ca. einhundert Meter vor mir und meinem Schatz anhielt und sie sich küs-

sten taten wir ihnen dies nach. Man hatte mir nämlich beigebracht: „Erst musst du die Kisse, dann musst du dere on die Brust greife un` wenn die sich des gefalle lässt, greifst`ere zwische die Boo“. Ich tat also wie geheißen und als sie Griff zwei zu akzeptieren schien setzte ich unmittelbar meine Attacke fort und handelte mir damit eine entrüstete Abwehr ein. Ich war wohl zu schnell und erlernte erst später das langsame Herantasten welches die sittliche Moral langsam aufweichte und den Weg zu tieferen Gefühlsregionen ermöglichte. Sie beruhigte sich aber wieder und als wir uns vor ihrem Hoftor verabschiedeten meinte sie „spitz“: „Dou scheinst mer awwer e` schiie frejreif` Frischtsche se`seu“! Ich ging nun stolz und erleichtert zugleich zum „Alten Schimmel“ zurück und war froh, dass nicht mehr passiert war. Ich hatte nämlich zuvor ein Buch über Geschlechtskrankheiten gelesen, welches mir eine große Angst vor Ansteckung einflößte. Als ich das Lokal erreichte empfing mich Willi Simon an der Gebäudehinterfront, gab mir eine Flasche Bier und sagte: „Da Hermonnsche trink, mer hunn en gornze Kaste geklaut“! Allmählich kam die gesamte Weilbacher Gruppe zusammen und sie tranken die Sore aus. Irgendwann schleppten sie eine volltrunkene junge Frau an die mit uns in Richtung Weilbach zog. Hinter der B54 hatten sie ihr bereits den Schlüpfer ausgezogen, gaben ihn von Hand zu Hand weiter und schnupperten daran. Unsere vierbeinigen Vorfahren lassen grüßen! Wenig später hörte ich hinter mir geohle und sah wie die Frau mit angewinkelten Knien, in Liebesposition im Kornfeld lag und Herbert Band mit dem Feuerzeug ihre Scham anleuchtete. Schon war einer über ihr zugange während Seppel Gaubatz die Reihenfolge der Freier festlegte, wobei er abschließend bemerkte: „Un`s Hermornsche muß aach“. Ich aber verabschiedete mich heimlich vom Ort der Lust, rannte ohne mich umzudrehen den Ackerrein hoch nachhause und ging nie mehr mit der Gesellschaft zu einem Fest. Später erfuhr man, dass nicht alle diesen Schlammritt mitgemacht hatten. Von solchen Massenbegattungen hörte man damals im Umland oft. Es waren aber nur wenige Jugendliche, die sich dafür hergaben. Die Mehrzahl regulierten ihren Sexualtrieb unter vier Augen. Die Lehren von Pfarrer Schäfer und seinem 1946 nachfolgenden Jos. Rheinberger hatten mein ablehnendes Verhalten wohl zusammen mit meinem Literaturkonsum begünstigt. Als die Medien später über Sex- Skandale von hohen Funktionären und Politikern berichteten, stellte ich im Prinzip keinen Unterschied zwischen 1949 und 2000 fest! Ich aber zog es nun endgültig vor meine Freizeit mit Franz, Günter oder den Jahrgangskameraden zu verbringen.

Zuhause hatte ich über die ganzen Jahre hinweg keine Zusammenkunft mit Opas Geschwistern versäumt und immer weitere Details von den alten Weilbacher Ereignissen erfragt. Zusätzlich ergänzte ich mein Wissen, indem ich Elisabeth Müller „Die Saafelies“ befragte. Sie verkaufte Wasch- und Schmiermittel, die sie in einem großen, weißen Weidenkorb mit sich trug. Sie hatte immer Zeit für meine Fragen und wenn sie etwas nicht wusste meinte sie :“Ei doo muss ich unser Settsche frooche“! Die ledige Elisabeth lebte mit ihren drei Geschwistern gleichen Standes in einer Hausgemeinschaft. Zwei Schwestern führten den Haushalt und schrieben Gedichte und der Bruder Josef bestellte das Feld. Man nannte sie „des Bebbese“ und spielte wohl auf die überaus großen „Bebbes- Füüß“ des Bruders an, die man auch als „Moobootscher“ (Main Boote) bezeichnete. Jene Familie die damals ohne unsere modernen Medien lebte, hatten ein einmaliges überliefertes Vergangenheitswissen. Ich ging auch noch immer für Oma einkaufen, was nun etwas ruhiger und geordneter vonstatten ging. In den vergangenen Jahren standen, besonders wenn Sonderzuteilungen aufgerufen waren, endlose Menschen-

schlangen vor den Verkaufsstellen. Weil sich nun dort immer einige Spezies vor-drängen wollten, waren hier lautstarke Streitereien vorprogrammiert. Wir hatten in- und nach dem Krieg 7 kleine Läden, die neben anderen Schildern 1950 noch die Bezeichnung „Kolonialwaren“ trugen. Ihr Verkaufsraum maß zwischen 40 und 60 Quadratmetern. Der Raum war angefüllt mit Regalen und durch eine schmale Theke vom Kundenbereich getrennt. Da nun infolge der Lebensmittelkarten kleinste Portionen aus lose gelagerten Produkten verkauft wurden, war der Verkauf sehr zeitaufwändig. Die Kunden standen deshalb sehr lange dicht gedrängt vor der Theke und dies konnte Oma nicht mehr verkraften.

Die Schlägereien bei Veranstaltungen und die Streitereien in den Wirtshäusern hatten sich noch leicht gesteigert. Dieser sinnlose Schlagabtausch wurde wegen Nichtigkeiten von wenigen Stänkerern begonnen und plötzlich schlug man sich Jeder gegen Jeden. Günter und ich, hielten uns aus diesen Exzessen heraus und schauten auf Tischen und Bänken stehend zu, wie sich die „Möchtegerncowboys“ massakrierten. Franz hingegen fühlte sich in dem Schlachtengetümmel pudelwohl und schlug dem Vater unseres Freundes Werner Henn ein prächtiges Veilchen unter die Augen. Unsere Enthaltbarkeit bei dieser Gesellschaftsübung resultierte nun aber nicht aus Angst oder Feigheit sondern wir hielten diese Art gesellschaftlicher Unterhaltung für puren Schwachsinn. In den Kneipen resultierten die Auseinandersetzungen neben privatem Frust vor allem aus Vereinsdifferenzen. Die umjubelten Büttenstars vom Carnevalverein (CVW) waren hierbei die allerschlimmsten Streithähne. Gerade sie gaben mir wegen meiner Musikalität und Reimgebung viele guten Worte dem Verein beizutreten, ich gab aber aufgrund ihres freundlichen Miteinanders den unterschriebenen Antrag nie ab. Ich ging zu Anfang meiner Lehrzeit sehr gerne mit meinen Schulkameraden in ein Wirtshaus und wenn jene Erwachsenen ein Schreiduell, wegen „Furz und Feuerstein“ begannen, hätte ich am liebsten sofort das Lokal verlassen. Meinen Kameraden aber schien das offensichtlich zu gefallen. Die sich überschlagenden Stimmen und die vor Zorn verzerrten Gesichter mit den weit aufgerissenen Augen schienen sie zu amüsieren. Schließlich ging man nur noch auf Kerb und Fastnacht, oder mit Franz auf ein Stehbierchen an der Theke in die Wirtschaft. Bei diesen Gelegenheiten lernte man auch den Menschen Dr. Zeiträger näher kennen, der dort oft verweilte. Leo Zeiträger war eine Frohnatur, die bei Tanzveranstaltungen oftmals angetrunken auf dem Stuhl oder Tisch stand und Studentenlieder sang, die sich wie folgt anhörten: „Meedsche vun Gundersblum, benn der oo`e Läppsche dru`um, dass der bei dem kaale Wind, nix on die Schadullsche kimmt. Hoppsa doo la`eid se, gleich hinnerm scheierdoor, ferschterlich schra`eid se duu mer nit weeh. Riwel noch e` wenk, kriwwel noch e` wenk, greif noch mool on mei Ding, on mei kloo Wull, Wull, Wull, on mei` Scha`- adull“! Es war eine schweinishche Parodie auf die weiten Röcke des 19. Jh. die man meist ohne Schlüpftrug. Er erntete damit nicht nur bei den alten, sondern auch bei den jungen Zuhörern allergrößten Beifall. Einmal lud er uns nachts um 24 Uhr an der Theke im Schützenhaus ein mit ihm nach Diedenbergen zu fahren. Zwei Mann saßen auf dem Beifahrersitz, Vier auf dem Rücksitz und zwei im Kofferraum bei aufgeklapptem Deckel. Er fuhr dann geradewegs durch das Feld, hoppelte über einen Kartoffelacker, durchbrach den Zaun vom Autobahnparkplatz und gelangte so mit seiner laut singenden Fuhre zum Wirtshaus Riegel in Diedenbergen. Dort versah er uns mit Apfelwein und Essen, ging auf eine gute Stunde zu seiner Freundin und gegen vier Uhr früh fuhr man unter lauten Gesang, über geheime Wege nach Weilbach zurück.

Den Großteil meiner Freizeit verbrachte ich von nun an mit Franz, Günter, Horst Schlosser, Edgar Jakobi und deren Klassenkameraden aus der Realschule. Ich begleitete auch die drei Freunde gerne zu Veranstaltungen im Umland wo diese mit ihrer Band Musik machten und wo ich hin und wieder am Akkordeon oder Schlagzeug aushalf. Selber konstant mit ihnen Musik zu machen war wegen der anstrengenden Arbeit nicht möglich, aber auch ohne diese Arbeitslast wäre bei mir nie der Wunsch vorhanden gewesen Musiker zu werden. Für 1,5 DM / Stunde die Menschen in kaltem Saal und bei qualmendem Sägemehlofen in Stimmung zu bringen war eine seelische Qual für mich. Ich hatte mir vorgenommen nur in kleinem Kreise und ohne Honorar Musik zu machen, was ich mein ganzes Leben lang einhielt. Die Freude, Dankbarkeit und der Applaus meiner Zuhörer waren allemal Honorar genug. Viel wichtiger war mir die bereits begonnene Weiterbildung auf dem sogenannten „zweiten Bildungsweg“ über Abendschule, die ich auch später erfolgreich abschloss.

Unser Familienleben nach 1948 hatte sich allmählich gebessert. Nachdem Tante Sofie und Tante Katharina in eigenen Häusern wohnten, teilte uns das Wohnungsamt Oma Krämer zu, so dass wir uns die Räumlichkeiten nur noch mit 7 Personen teilen mussten. Nachdem man Vater 1950 die Hausübernahme versprochen hatte, die auch am 04.08.1955 erfolgte, nahm Vater in Haus, Hof, und Garten Verbesserungen vor, die Mutter und mir großen Kummer bereiteten. Da er sich ohne gutes Werkzeug alle Facharbeiten zutraute mussten Mutter und ich immer helfen, wobei wir immer schuld waren wenn etwas daneben ging und dies geschah sehr oft. Er teilte uns diese Anschuldigungen immer im höchsten Zorn mit aufgerissenen Augen, schreiend mit. Mit Antritt meiner Lehre blieb Mutter sein einziger Prügelknaube, worunter sie sehr litt und für Omas Bluthochdruck waren diese Exzesse auch nicht gut. Die Eltern hatten es auch nicht leicht, denn zu den Hauserwerbskosten kamen die Lastenausgleichszahlungen. Sie machten mir den Vorschlag, meinen Lohn im zweiten Lehrjahr nicht abzugeben und für die 8 DM / Woche Monatskarte und Kleidung selber zu finanzieren, was ja ohne Schrottdiebstähle und Nebenwerb unmöglich war, aber das wussten sie wohl nicht. Wenn gar nichts mehr ging entwendete man aus allen erreichbaren Geldbörsen ein Paar Münzen, wie man es bereits als Kind bei allen Hausbewohnern praktiziert hatte. Wenn Vater immer wieder mit Prügel drohte ignorierte ich dies und Oma sowie Mutter baten ihn immer, er möge solche Methoden nun endgültig sein lassen. Ich hatte mir auch fest vorgenommen ohne Skrupel zurückzuschlagen. Bei seinem letzten Rückfall 1959 war es fast so weit. Wir mauerten gemeinsam den Anbau hoch und als er durchdrehte und schreiend mit erhobener Wasserwaage auf mich zukam, nahm ich ruhig und wortlos die gleiche Drohgebärde an. Das brachte ihn wieder zur Vernunft und Mutter fast zum Nervenzusammenbruch. Ab diesem Tag war aber dann Ruhe und Frieden.

Nach Omas tödlichem Schlaganfall am 5.9. 1951 hatte ich keine Beschützerin mehr. Onkel August begegnete mir als ich von der Bahn kam und teilte mir unter Tränen das traurige Ereignis mit. Ich hatte bereits schon früher mit dem Ereignis gerechnet und nahm die Nachricht ruhig und gefasst auf. Alle weinten hysterisch obwohl Oma seit einiger Zeit sagte, sie müsse bald gehen. Als am Begräbnistag der Sarg im Hof stand spielte ich in liebem Gedenken an ihre Liebe zu mir, am offenen Fenster ihr Lieblingslied: „Wo findet die Seele die Heimat die Ruh“ und erntete dafür herbe Kritik. Dies war mir aber egal, denn ich musste mich ab dato

selber durchsetzen, was ich auch zukünftig erfolgreich praktizierte. Wachtmeister Schöberle lud mich noch immer wegen jeder Anzeige gegen unbekannt vor obwohl ich stets ein Alibi vorweisen konnte. Da hatten ältere Burschen alle Heuböcke im Diedenberger Feld umgeworfen, andere hatten eine Dickwurzmiete angezündet oder Läden ausgehängt. Schließlich zitierte er fast unseren gesamten Jahrgang nach Hochheim vor Gericht, weil andere bei Joh. Müller (Froone Schoo) die Tore ausgehängt und ihn mit Steinen beworfen hatten. Auch den Richter hatte man wohl informiert, dass ich „der böseste aller Bösen bin“, weshalb er immer nur mich ansprach wobei der Delikte aufzählte, von denen ich selber noch nie etwas gehört hatte. Als er von einer Geldstrafe sprach entgegnete ich: „Ei soll ich's gleich bezorhle“? Diese harmlose Frage löste bei ihm einen Wutanfall aus den ich im Glauben an meine Unschuld lächelnd quittierte und mit der Bemerkung kommentierte: „Wie kann mer nur soon unbeherrschte Mensch zum Richter mache“! Ein solch blödes Gesicht, wie er uns nun darbot habe ich mein ganzes Leben nicht mehr gesehen. Wir hörten nur noch Raus, Raus und folgten gerne dieser herzlichen Aufforderung. Meine Kameraden fuhren damals anschließend nach Mainz in den Kaufhof „Rolltreppe fahren“, dort stahlen sie einen Kasten Seife und warfen ihn unter die Menschmenge. Damit hatten sie Recht getan, denn eine Bestrafung wegen nichts war ja gerade erst erfolgt. Wachtmeister Schöberle, dem Freund von Sofies Mann Stefan erklärte ich dann während einer feuchtfröhlichen Familienfeier vor allen Anwesenden, er möge einmal die Ergebnisse aller Vorladungen an mich überprüfen damit er feststellen könne, dass ich nicht ein einziges Mal als Schuldiger ermittelt wurde. Nur der Zorn des Kollegen Thomas, wegen des „verpissten“ Benzins hätte die jahrelange Fahndungsattacke gegen mich ausgelöst und im Übrigen hätte ich ihnen alle Namen der Übeltäter nennen können, aber ich wollte nicht. Diese „Fastnachtsbeichte“ löste bei den Anwesenden allergrößte Heiterkeit aus und ich bekam nie wieder eine Vorladung.

Der Tanzlehrgang 1952 war ein Knüller. Neben dem Tanzen sollten wir ja auch noch gesellschaftliches Benehmen lernen aber bereits bei dem Auffordern zum Tanze waren wir hoffnungslos überfordert. Die Mädchen saßen links in einer Reihe und die Burschen recht. Bei dem Befehl „Auffordern“ rannten die Burschen kreuz und quer nach ihrer Auserwählten und streckten dem Nebenbuhler gnadenlos das Bein vor die Füße um ihn zum Fallen zu bringen. Dem Tanzlehrer gelang es nicht, diese Unsitte total abzustellen, weil man sonst mit den Mädchen vorlieb nehmen musste welche nicht allzu begehrt waren. Die eine hatte Holzbeine beim Walzerdrehen, die andere roch jeden Samstag nach Heringsalat, und die nächste stand einem mehr auf den Füßen als auf der Tanzfläche. Schließlich hatte ich Elfriede die Schwester meines Kameraden Werner Henn auserkoren, die mir zwar zu klein und zu zierlich war, dafür aber wie eine Feder tanzte. Wir hatten fast alle unseren großen Rosenstrauß beim Rosen- Kaut in Hattersheim bei Dunkelheit gestohlen und unseren Mädchen verkauften wir den Diebstahl als „Risikobereitschaft“, die wir nur ihretwegen riskierten. Jener Rummel blieb für mich eine wunderschöne Erinnerung, die allerdings auch ihre Schattenseiten hatte. Bei engem Körperkontakt während des Tanzes, dem weiblichen Geruch und dem rhythmischen Bewegen der Glieder richtete sich ein weiteres Glied auf, welches ansonsten ohne hinderlich zu sein nach unten hing. Da nun dieser Zustand hartnäckig anhielt, war an einen weiteren Schmusekurs nicht mehr zu denken. Man versuchte deshalb von Anfang an auf Distanz zu bleiben, was den Reiz des Tanzens so wesentlich minderte, dass man lieber an der Theke stand und trank.

Der Grund für diese Dauererektion war eine leichte Phimose, die man in frühen Kindertagen nicht behoben hatte. Da ich zu Eltern und Hausarzt kein Vertrauen hatte ging ich zu dem Werksarzt der Hoechst AG, der Salbe und Dehnung im Badewasser verordnete. Die Normalisierung dauerte über ein Jahr, in dem ich nicht tanzte und an der Theke meine Alkoholfestigkeit ermittelte. Dies war aber keine Problemlösung, weil mein Magen bereits durch die körperliche Schwerstarbeit geschädigt war. Als Alternative erschien einem dann, sich eine feste Freundin zu suchen, was gar nicht so einfach war. Bei allen Mädchen, bei denen man gute Chancen hatte gab es Hemmnisse. Bei einigen traute man sich nicht, weil sie aus besseren Familien stammten. Die lispelnde Helga war zu klein, die egoistische Helge ließ sich bis zum Orgasmus stimulieren und verabschiedete mich anschließend unbefriedigt vor ihrer Haustür, eine wunderschöne Polizistochter gebrauchte einen Wortschatz wie eine Dirne und die schöne und sehr liebe Ellen war mir zu groß. Bei der wunderschönen Ingrid war ich bereits sicher, dass sie die richtige ist als man mir zutrug, die Kerbebur-schen in Kriftel hätten sie total betrunken gemacht und dann missbraucht. Die um vier Jahre ältere Margret schickte ihren gutmütigen Freund nach einem Maskenball nachhause und vernaschte mich anschließend bei klirrender Kälte auf der Gartenbank. Während jener „Suchperiode sangen wir alle mit dem Schlagersänger Bulli Bulan: „Ham se nich, ham se nich, ham se nich ne Frau für mich, ja, ja, ja wir haben eine daa. Eine die, mir gefällt mit nem großen Haufen Geld, ja, ja, ja wir haben eine daa. Sie muss schick sein, nicht zu dick sein, ohne Laster, mit viel Zaster, schön solide, nicht zu müde, kurz und klein, sie muss ein Engel sein“!.....Leider ist mir niemand bekannt, dem dieses Wunder zuteil wurde. Wie man bei mir aber feststellen konnte, suchte ich primär einen Frauentyp, wie er in den Romanen von Hedwig Kurz- Maler umschrieben wurde. Ich ordnete offensichtlich die sexuelle Komponente in der Sekundären an. Als ich nach dem zweiten Lehrjahr im Mai zur Bäckerei Sehring kam um mir während der großen Pause ein Frühstück zu kaufen fand ich dort ein Mädchen, deren herzliche Freundlichkeit und fröhliches Lächeln mir von der ersten Minute an gefielen. Die schwarzen Zöpfe als Krone auf dem Köpfchen aufgesteckt und ihre blauen Augen im ebenmäßigen Gesicht bildeten einen unübersehbaren Kontrast. Ich ging von nun an am Berufsschultag öfters dort einkaufen und irgendwann begann ich die Unbekannte mit meinen bekannten Gespielinnen zu vergleichen, wobei sie mit jedem Vergleich besser abschnitt. Als ich sie bei der nächsten Weilbacher Kirchweih mit ihren Freundinnen an der Kasse stehen sah, tanzte ich mehrmals mit ihr und bedauerte sehr, als sie am frühen Abend mit den Freundinnen nachhause ging. Wenige Woche später traf ich sie dann im Taunus-saal zur Eddersheimer Kirchweih wieder. Ich hatte mit den Weilbacher Kerbebur-schen als Musikunterhalter einen Busausflug gemacht und da sie das Kerbelokal direkt anfahren hatte ich gerade so viel Geld dabei um meinen Eintritt zu bezahlen. Ich war glücklich als ich Inge sah, mit ihr tanzen durfte und lud sie ohne einen Pfennig Geld zu einem Drink ein in der Hoffnung, dass die vielen gute Freunde um mich herum mir etwas Geld ausleihen würden. Sie hatten aber meine Finanzschwäche bemerkt und wollten, dass ich mich blamiere. Es war mir eine üble Lehre von allen eine Absage zu erhalten, bis mich Karlheinz Press beiseite nahm und sagte: „Du bleeder Hund merksde dann nit, dass dich dei beste Freunde ufflaafe losse wolle, hier hoste Ged von mir“! Ich begleitete Inge und ihre Freundin nach Okriftel und hatte so Gelegenheit ihr Denken und ihre Weltanschauung kennen zu lernen. Wir trafen uns nun regelmäßig und ich war sehr glücklich in ihrer Nähe. Einmal besuchten wir die Kirchweih in Unterliederbach und als wir mit

dem Bus nachhause fahren wollten, war er gerade davon gefahren. Wir entschlossen uns immer zur nächsten Haltestelle zu laufen und irgendwann waren wir in Sindlingen bzw. in Okriftel und hatten uns immer noch zu erzählen. Schließlich wartete ich im Februar am Hattersheimer Bahnhof mehrere Stunden auf Sie und glaubte dann sie wäre krankheitshalber verhindert. Am nächsten Tag fuhr ich mit dem Fahrrad nach Okriftel und sah Inge putzmunter mit zwei Burschen am Tor stehen. Nachdem sie mich sah, kam sie ganz kurz zu mir und sagte in knappen Worten: „Ich durfte gestern nicht weg, kann aber jetzt nicht mit dir reden“ und ging wieder zu den Burschen. Ich fuhr sehr unglücklich nachhause, dachte immer wieder über unsere Zeit nach und fragte mich was ich falsch gemacht habe. War sie mit der herantastenden Kurz- Malermethode nicht zufrieden und wollte mehr Attacke in Sachen Sex? Da werde einer aus den Weibern schlau! Ich benötigte viele Wochen um der Enttäuschung Herr zu werden und der zeitgemäße Schlager ging mir nicht aus dem Sinn: „Liebe ist ja nur ein Märchen, Liebe ist ja nur Illusion. Wie hab ich schon so oft, geglaubt geliebt gehofft, doch immer ging das Glück so schnell vorbei. Liebe ist ja nur ein Märchen, das man immer wieder gern hört, dass so wunderbar ist, wenn es auch nicht wahr ist und das unser Herz betört“! Schließlich hatte ich mich dann voller Selbstmitleid entschlossen nie mehr nach Okriftel zu gehen und da ich bei Fa. Dornhöfer in Mainz arbeitete sah ich Inge auch nicht mehr in der Bäckerei Sehring in Höchst.

Die Arbeit vom 5.11.52 bis 29.4.53 in der Trümmerlandschaft in Mainz für 0,46 DM / Stunde war unheimlich hart. Deshalb wechselte ich als Blechschlosser von Mai bis August nach Hochheim, steigerte meinen Lohn um 100% und arbeitete nebenbei noch auf eigene Rechnung. Nur so war es möglich am 10.6.53 meinen Führerschein zu machen sowie anschließend ein neues Motorrad in Barzahlung zu erwerben und genau dieser Umstand führte dazu, dass ich Inge wiedersah. Die ersten Wochen fuhr man mit den Mädchen aus Hofheim und Marxheim ins Grüne und testete ihre sexuelle Standhaftigkeit oder fuhr einem Ausflugsbus nach, aus dem Mädchen winkten. So traf man sich mit den neuen Motorrädern auf der alten Waage, der heutigen Ampelkreuzung und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Im Spätsommer 53 stand Gustav Hermann neben mir der mit Inges Freundin Waltrud liiert war und erzählte mir, die Freundinnen würden davon reden, dass Inge sehr traurig sei, weil ich nicht mehr kommen würde. Gleichzeitig versuchte er mich mit den besten Worten zu überreden, mit ihm nach Okriftel zu einer Tanzveranstaltung zu fahren. Als wir an den Tisch der Freundinnen kamen strahlte mich Inge an als lägen überhaupt keine Trennungsmonate zwischen uns und auch meine Enttäuschung fiel von mir ab als hätte sie niemals existiert. Wir tanzten eng umschlungen und ich hätte sie am liebsten nicht mehr los gelassen. Ich hatte den Eindruck, dass Inges Freundinnen mit Gustavs Überredungskunst äußerst zufrieden waren denn schließlich hatten sie ihn ja oft genug animiert mich wieder mitzubringen, wie ich im Nachhinein erfuhr. Als ich Inge an jenem Abend nachhause begleitete, gingen wir wie auf Wolken und blieben alle zehn Meter stehen um uns zu küssen. Am nächsten Tag, einem Sonntag fuhren wir in den Taunus. Wir rasteten auf einer Waldwiese, Inge hatte Kuchen und Tee dabei und wir hatten uns ja so viel zu erzählen, dass der Tag viel zu kurz war. Von nun an waren wir, wenn sie ausgehen durfte, immer zusammen. Trotz aller Liebe und Zuneigung zu Inge blieb bei mir ein wenig Skepsis ob unserem Glück, weshalb ich meine Beziehungen zu anderen Mädchen nicht abrupt löste. Erst als das Elternhaus ihr mehr Ausgang zugestand, war Inge im Freundeskreis Hofheim und Marxheim mit integriert.

Nachdem ich mit Hansgünter als Arbeitskollegen getarnt (Bäckerburschen) auf Inges 16. Geburtstag eingeladen war, wurden wir von Willi und Anna Kranz ausgefragt, wobei die Mogelei auch lachend beendet wurde. Willi Kranz fragte nach, ob ich seine Kamine mit Zinkblech verkleiden könne und als dies geschehen war, besuchte ich Jnge immer in ihrem Zuhause. Wir freuten uns beide auf jedes Zusammensein und unsere Kontakte zu den Freunden wurden nur noch bei besonderen Gelegenheiten gepflegt. Schließlich waren wir mit unserem Motorrad flexibel und unser Land war doch so groß und so schön.

Sex und Suff

„Zukünftige Historiker sollen unseren Zeitgeist nachempfinden können“, so ist es im Vorspann auf Seite 1 ausgesagt. Aufgrund dessen werden in nachfolgendem Thema Dinge ausgesprochen, die das Verhalten der Mehrheit jener Zeit wieder spiegeln. Mit anderen Worten gesagt verhielt sich nach meinen Beobachtungen die Mehrheit wie folgt: Es wurde bereits erwähnt wie die Gesamtmoral zum Kriegsende und danach total zerfiel. Dies zeigte sich unter anderem sehr deutlich im Sexualbereich wo man viele Frauen kannte die sich mit deutschen- und später auch mit amerikanischen Soldaten einließen. Von Massenbegattungen im Umland mit Nymphomaninnen oder volltrunkenen Mädchen nach Veranstaltungen auf Kirchweih und Fastnacht hörte man immer wieder. Als ich 1949 als 14 jähriger meine ersten Erfahrungen auf diesem Gebiet machte, war dies nicht anders und man gestand sogar den männlichen Jugendlichen mehr Rechte zu, Erfahrungen vor der Ehe sammeln zu dürfen als den weiblichen. Die Großelterngeneration gebrauchte damals noch die Rede: „Ihr Kenn passt uff, dass es Pissgeschirr sesorme passt“, meinten aber nicht die Größenverhältnisse sondern den hormonellen Abgleich. Extrem formuliert sollte es nicht sein, dass eine Nymphomanin mit einem hormongestörten Mann verheiratet wurde. Der alte Zopf, dass die Frau beim Sex keine Lust empfinden dürfe, spukte auch noch in einigen Köpfen herum aber gleichzeitig leiteten die meisten Frauen nach einem sexuellen Beisammensein einen Sonderstatus bis hin zur Heirat ab. Auch ließen sie sich an allen sogenannten einundzwanzig „erotischen Zonen“ streicheln ohne jemals die 21 Zonen des Mannes zu stimulieren, die sie mit nur einem Griff ans Glied hätten befriedigen können. Solches und mehr taten die Mädchen erst nach der Aufklärung durch Oswald Kolle, die man als die „sexuelle Revolution der 60.er Jahre“ bezeichnete und dem Sexualunterricht in den Schulen nach 1980. Wir wurden damals sogar belehrt, es gäbe ein Gesetz zum Schutz der Frauen welches Männer unter Strafe stellen würde, die eine Frau hoch stimulierten und nicht befriedigten. Wer aber schützte uns Männer wenn wir so ein Luderchen heißgeküsst und mit dem Stindefinger zum Orgasmus geführt hatten, sodann eine schwere Last vor uns her trugen und gebückt einher gingen, nicht auf dem Fahrradsattel sitzen konnten oder nicht mehr hinter das Steuer im Goggomobil passten. Abgesehen davon war man auch im Nachhinein noch psychologisch gestresst, weil man nach der mühsamen „Baggerei“ selber leer ausging. Stellvertretend für viele Jugendliche sei an dieser Stelle das Erlebnis eines Kameraden geschildert: Jene peinliche Misere wiederfuhr dem Armen 1952 während des Kerbetanzes in Weilbach, als er mit einem sehr attraktiven Mädchen am Unterbach lustwandelte. Mit Händen und Fingern durfte er sie überall berühren und wähnte sich bereits in ihrem heißen Schoss. Sie ließ sich sogar auf den Grasweg legen und er war erregt wie „Nachbars Lumpi“. Er

spürte beim Küssen, dass sie immer erregter wurde und versuchte ihren Schlüpfen abzustreifen, den sie mit beiden Händen festhielt. Als er nach langer Liebesqual mehrfach versuchte am Hosenspittel vorbei einzudringen hatte sie einen kräftigen Orgasmus, der bei ihm eine nie erlebte Ernüchterung auslöste. Nachdem er ihr aufgeholfen hatte spürte sie wohl seine Enttäuschung und versprach nun weinend, nachzugeben aber bei ihm war etwas kaputt gegangen, er wollte und konnte nicht mehr. Auf dem Rückweg erklärte er ihr ruhig und freundlich, dass es auch für einen Mann sehr schlimm ist so behandelt zu werden und das er niemals so weit gegangen wäre, wenn sie ihm zu Anfang keine Hoffnung gemacht, oder gesagt hätte: „Bitte das will ich nicht“. Ich sah den Kumpel glücklich gehen aber finster kommen und frozzelte nachdem er sie an ihren Tisch begleitet hatte: „Gell, wenn de moonst du häst des Glück, doo zieht des Mensch de Aarsch zurück“, und traf den Nagel auf den Kopf. Ich lud ihn zum Tresen ein wo er mir seinen Kummer schilderte und nach einer Stunde war er so betrunken, dass er sein Motorrad nicht mehr aufrecht halten konnte. Anschließend warf man ihm lange Zeit zu Unrecht vor, ein egoistischer Säufer zu sein, weil andere das Mädchen nach Lorschbach fahren mussten. Es gab aber auch lustige Liebeserlebnisse. So stand Horst mit seinem rothaarigen „Gelegenheitsfeger“, die ihm jederzeit zu Willen war, wenn er seinen Hormonspiegel regulieren wollte, auf der Rückseite einer Wellblechgarage und ich mit Annemie auf der Gegenseite. Wir hatten uns just geküsst und ich hatte meine Hand gerade mal in ihrem Schlüpfen als von der Gegenseite ein lautes, rhythmisches bum, bum, bum ertönte. Wir lachten leise und als ich trocken bemerkte: „Jetzt trommelt unser Schlagzeuger auch noch Mitte in de` Nacht uff`em Wellblech e`rum“ lachten wir lauthals und brachen unser Vorhaben ab. Wir Jugendlichen von damals waren ein armer, verdammter, verlorener Haufen ohne Aufklärung oder Hilfe. Schließlich waren wir vom Elternhaus und der Kirche so puritanisch erzogen, dass wir sogar von den sexuellen Freiheiten der Jugend, nach den 70.er Jahren frustriert waren. Die absolute Mehrheit von uns hatte gerade einmal mit mehreren Mädchen Pettingerlebnisse vorzuweisen und vielleicht wenige Mal, oder überhaupt keinen Geschlechtsverkehr vor dem Kennen lernen ihres Ehepartners gehabt. Der Jugend nach 1960 blieben solche Erfahrungen nach öffentlicher Aufklärung erspart und die Antibabypille nahm die Angst vor ungewollter Schwangerschaft. Ab dato gaben selbst 14 jährige Mädchen ihrem Verlangen nach und zogen ihren Schlüpfen freiwillig aus oder ermunterten gar die Burschen zur Liebesattacke. Zur Homosexualität sei hier bemerkt, dass auch damals, trotz gesetzlichen Verbotes, die betroffenen ihrem Trieb nachgingen. Meist sah man reifere Männer die in den Dorfknepen bei Jugendlichen saßen und Runden bezahlten. Dabei rekrutierten sie ihre „Liebesknaben“.

Nachfolgende Schilderung soll den Aufklärungsnotstand jener Zeit deutlich machen: Bei der elterlichen Hilfe während der Schulzeit und der Pubertät hatten meine Eltern einst total versagt und nur einem der Werksärzte in der Hoechst AG. habe ich es zu verdanken, dass ich mit meinem Phimoseproblem fertig wurde. Er klärte mich nicht nur auf wie ich die Ejakulationen bei Nachträumen möglichst verhindern konnte, sondern zeigte mir auch den Weg stundenlange Erektionen abzubauen, die oft durch die Reibung an der Wäsche zum Orgasmus führten. Die Scham über verschmutzte Unterwäsche und Bettzeug verursachte einen seelischen Stress, der bei mir Verzweiflung und Selbstmordgedanken auslöste. Er erklärte mir, wie die enge Vorhaut in der Eichelrinne den Erektionsrückgang verhindere, eine Operation unmöglich sei und nur über Dehnung und Salben eine Heilung in

Aussicht stehe. Er half mir Väterlich so, meine puritanische Einstellung zur Sexualität zu ändern, dass ich ihm noch heute dankbar bin. Er versicherte mir, dass sexuelles Verhalten natürlich sei und sein müsste, im Gegensatz zur herrschenden Volks- und Kirchenmeinung, die jugendlichen Sex als Abartigkeit bezeichneten. Leider hatte nicht jeder von uns Buben das Glück einer solchen Beratung. Erst Oswald Kolle sagte 20 Jahre später das gleiche wie der Werksarzt und klärte damit die Jugend auf die ihrerseits mit größter Hingabe seine Lehren praktizierten und ohne Hemmungen ihre sexuellen Bedürfnisse auslebten. Ich war damals noch so durch die Umschreibungen des Liebesaktes aus den „Kurz- Malerbüchern“ geprägt, dass ich, im Gegensatz zu vielen meiner Freunde, nicht mit jedem „LfGs“ intim wurde. Die Bezeichnung „LfG“ hieß im Jargon unserer Zeit: „Leicht fickbarer Gegenstand“! Dies heißt aber nicht, dass man enthaltsam war, denn es gab ja unzählige Mädchen, die ordentlich aussahen, nicht mit jedem gingen aber dem Küssen, Petting oder Verkehr nicht abgeneigt waren. Einige von uns pflegten die Unsitte den Kameraden in der dunklen Likörbude ihren „Pettingfinger“ unter die Nase zu halten. Sie bewerteten die Duftnote „Seife / Sardellen“ mit gut, „Sardellen“ mit befriedigend und strengere Gerüche mit ungenügend. Hierzu sei allerdings bemerkt, dass die Hygieneeinrichtungen der vierziger -und fünfziger Jahre äußerst primitiv waren. Weniger als drei % der Menschen hatten ein fest installiertes Bad und wenn ein Mädchen nach schwerem Arbeitssamstag zum Maskenball wollte, saßen im einzigen beheizten Raum, der Küche, die gesamte Familie. Von einer „Katzenwäsche“ mit Waschschüssel und feuchtem Waschlappen in kalter Waschküche waren damals keine Wunder zu erwarten.. Jenes „Fummeln“ wie man Petting damals nannte wurde besonders bei Maskenbällen in den abgedunkelten, mieferfüllten Likörbuden praktiziert und weil ich die Damen, die mich zum Tanze aufforderten zu einem Drink in diese „Knutschzellen“ einlud, fand man Gelegenheit diese Fingerproben nicht nur bei Mädchen, sondern auch bei reiferen Frauen vorzunehmen. Die vermeintlich, unkenntliche Maskierung, der Alkoholspiegel und die Dunkelheit machten dies möglich. Viele der Damen verschwanden später vor der Demaskierung, manchmal diskret von ihrem Tänzer gefolgt, aus dem Saal und wenn man in der Folgezeit von reiferen Damen sehr freundlich begrüßt wurde dachte ich oft: „Des könnt` mein Schatz vom Maskenball gewesen sein. Einige hatte ich auch erkannt, jedoch hätte ich, im Gegensatz zu vielen meiner Freunden, niemals mit anderen darüber geredet. Diese Jahre waren eine wunderschöne Zeit und die allerbeste Gelegenheit das sexuelle Empfinden und Verhalten des anderen Geschlechtes zu studieren und als ich fest mit Inge ging, waren diese Spielchen ohnehin passee.

Die Sauferei in jener Zeit um 1950 war bei Vielen ein Ersatz für nicht erfolgte sexuelle Befriedigung und selbst die streitauslösenden Emotionen resultierten oft aus dem gleichen Grund. Meine Räuschlein auf den Umzugswagen zur Fastnacht und bei den Kerbeburschen waren allerdings Unerfahrenheit. Ich wusste einfach nicht, wann ich das Trinken einstellen musste und deshalb wankte ich manchmal nachhause. Auch bei dem Einholen des Kerbebaumes wenn wir morgens voller Glück um 5 Uhr mit dem geschmückten Langholzwagen singend und musizierend losfahren, schmeckte der Apfelwein so gut und er schmeckte auch noch als wir mit dem mächtigen Baum wieder in das Dorf einfuhren. Nur hatte ich dann beim Heimgang Gleichgewichtsstörungen. Als ich dann abends mit Franz noch ein paar Apfelwein trank, waren wir so betrunken, dass wir am Oberbach zusammenbrachen und die Ratten über uns sprangen. Ein Jahr später zur Kerb krallte ich mich

bei schönstem Sonnenuntergang an die Schlossmauer, die sich mit mir und dem gesamten Schloss in die Luft erhob. Ich dachte noch: „Jetzt muss`de Sterwe“ und dann wurde ich ohnmächtig. Die aus der Heidenzeit stammenden Brauchtumsreste wurden später von den Christen in die „Kirchweihzeremonie“ integriert. Sie waren ein Mix aus Erntedank- und Mannbarkeitsfesten. So sangen die Burschen traditionelle „Kerbelieder“ und jeder Jahrgang versuchte auch ein „schmutziges Lied“ (Kerwezote) vorzustellen. 1947 sangen die Kerbeburschen unter dem Jubel der Bürger das Lied vom „Loui“ welches einen kompletten Geschlechtsakt wie folgt beschrieb: „ Von der Stirn bis on den Mund Loui küsst sich wund, Loui küsst sich wund. Loui, Loui, Loui, Loui küsst sich wund, an dem Mädèl seinem Mund, küsst de` Loui sich wund, o`hoo, o`hoo, ei Loui was machs`te doo“. Dann ging dies weiter: „ Von dem Mund bis an die Brust, Loui kriet schon Lust.....- Von der Brust bis an den Bauch, Loui liegt schon drauf.....- Von dem Bauch bis on den Arsch, Loui kriegt Curasch.....- Von dem Arsch bis on die Rinn, Loui hatt`en schon drinn.....- Von der Rinn bis on die Knie, Loui kann nit mie.....- Von de` Knie bis on die Hacke, Loui muss mol kacke.....“. Der Jahrgang 1931/ 32 trieb es 1950 nach der Melodie des Bayrischen Präsentiermarsches noch schlimmer mit: „ Juckt`se dich, juckt`se dich, nimm die Hand un` reib se, wenn se` dann nit stille hält, schnapp dir e` Mensch un Feil se, greifste`re on de Arsch, dann hoste`e Hand voll Flaasch, greifste`e sticksche vor, dann hoste`n Wuschel Hoor, meine Samenspritz die passt in jeden Ritz, hei juckt`se dich....“ Spätere Jahrgänge sangen dann „Die Schleifer von kloo Paris“ (Heddernheim) oder „Und ich ging einmal Spatzieren“. Diese Kerbezoten verloren nach der Kolleauklärung in den 60.er Jahren wesentlichen Zuspruch. Bei dem „Schleiferlied“ beobachtete ich höchst verwundert, dass in vorgerückter Stimmung fromme und gutbeleumdete Mädchen und Frauen den Text lauthals mit sangen: „Neilich hab ich oo vun hinne geschliffe, un` doo hot die mir uff de` Schleifstoo geschisse, ritschidie, ritschida, ritschidum“ um zum Schluss zu intonieren: „Un` ich werde der bewaise`, uff de` Schleifstoo mir se` scheiße, un` ich werde ihr die Haare aus der Rutschelbuttschel reise, ritschidie, ritschida, ritschidum“! Als Musiker beobachtete ich, dass mindestens 95% der Saalgäste im alkoholisierten Zustand diese Zoten mochten und sich über die kuriosen Texte sichtlich amüsierten. Aber nicht nur die einfachen Leuten sondern insbesondere auch die sogenannte „Elite der Gesellschaft“ mochten diese Zoten. Ich stelle deshalb sachlich fest, dass es zwischen kleinen und großen Schweinen keinen Unterschied gibt und dass die „sexuellen Zoten“ bei vielen als Überdruckventil vor dem späteren Liebesakt oder anderweitiger Befriedigung fungierten. In Studentenkreisen sagte man dies mit dem „Kiesewetterzitat“ aus : „Man soll den Trieb auf Erden regeln, im Jenseits gibt`s nichts mehr zu Vögeln“! Gemäß meiner Ankündigung im Vorwort ist also auch hier ein klares Bild über das Verhalten meiner Zeitgenossen gegeben. Bei meiner Kinder- und Enkelgeneration sind diese Dinge weniger zu beobachten. Dafür pflegen sie ohne Hemmungen die freie Liebe!

Auch eine Sylvesterfeier zu der meine vorgesehene Tischdame nicht kommen durfte endete 1950 in Trunkenheit. Die Freunde hatten das Licht abgedunkelt und knutschten mit ihren Mädchen und ich trank aus Kummer eine ganze Flasche Aprikosenschnaps aus. Als ich um 11 Uhr Bedarf auf frische Luft verspürte, konnte ich im Hof nicht mehr alleine stehen und krallte mich an einen Zaun, der sich mit mir in die Luft erhob. Zwischen Ohnmacht und Bewusstsein kroch ich über die Straße, in den Schulpfad an der Burgstraße, der voller Schlammputzen war, um am Schuleingang Regenschutz unter dem Vordach zu finden. Hier kam ich im-

mer wieder durch mein Zähneklappern zur Besinnung. Du musst heim sonst erfrierst du dachte ich immer wieder und stand oben auf der Freitreppe und wurde irgendwann unterhalb der Treppe wach, sah mich mehrfach auf dem Schulhof liegen, lag mit der Brust auf der Hofmauer als meine Jahrgangskameraden singend vorbeizogen und mich liegen ließen. Jener Zustand ist in sofern schlimm weil man in der Ohnmacht nichts mehr wahrnimmt, durch die Kälteschauer und das Zähneklappern wach wird, anschließend exakt und klar denken kann, aber nicht fähig ist aufzustehen. Schließlich erreichte ich um sechs Uhr früh mein Bett in der eiskalten Dachkammer wo man mich drei Stunden später wach rüttelte, weil man mitten im Hof meine nagelneue Kombination gefunden hatte, die völlig unbrauchbar war. Weshalb man sich so aufregte war mir unklar, denn schließlich hatte ich alles von meinem selber beschafften Geld gekauft. Ich selber nannte jene Zeit meine Übergabezeit, weil ich mich damals so oft übergeben musste. Im Grunde verstand ich ja auch das Entsetzen meiner Eltern über die versaute Kleidung. Schließlich musste man damals ca. 38 Stunden für eine gutes Herrensakko arbeiten und eine Hose kostete ca. 30 Stunden Arbeit. Rechnet man hier die Lebenshaltungskosten mit ein, dann musste man mehr als ein halbes Jahr sparen um diese Kleidungsstücke erwerben zu können. Sie durften ja nicht wissen, dass ich das Geld durch Altmetalldiebstahl und Schwarzarbeit in wenigen Tagen beschafft hatte.

Auch die Trinkgelage die Franz und ich mit den Hofheimern Franz und Hermann tätigten, waren recht gewagt aber nicht ganz freiwillig. In der Hamburger Sturmflutnacht hatten wir uns in der Hofheimer Stadthalle so betrunken, dass wir uns verloren. Ich schleppte mich im Schneetreiben ohne meinen Mantel nach Weilbach und jedesmal wenn ich Zähneklappernd zusammenbrach sagte ich laut: „Du musst weiter sonst erfrierst du!“ Hier und auch als mich Freunde bewusstlos morgens auf der Expressaufgabe im Hofheimer Bahnhof fanden, hatte ich bewusst nicht viel getrunken und hatte den Verdacht, dass man mir Schnaps in Bier und Cola gegeben hatte. Ab dato merkte ich mir immer den Füllstand meines Glases wenn ich austreten ging. Wenn der nicht stimmte, entsorgte ich den Inhalt heimlich unter Tisch, Bank oder im Ausguss. Diese Unsitte, einem angeheiterten Menschen auf diese Weise zu schaden bekämpfte ich mein ganzes Leben lang mit Wort und Tat und es waren oft die besten Freunde, denen ich hier Gedankenlosigkeit unterstellte, weil ich sie nicht verlieren wollte. Diese Gemeinheiten beobachtete ich sowohl bei einfachen Hilfsarbeitern bis hin zum Akademiker, aber so sind eben die Menschen!

Wer ist wer

Hier auf der Schwelle zur Ehe sollte man die wichtigsten Menschen skizzieren, die den Weg des Erzählers direkt gekreuzt und beeinflusst hatten.

Adam Susanne und Franz - Kinder Hermann, Karl, Artur Hilde. - Hermann ein lustiger Spaßvogel starb 1943 beim RAD - Karl wurde zum Alkoholiker - Artur (verh.) war unser Gefährde und später Gelegenheitsarbeiter. Hilde war ein wertvoller Mensch, heiratete und nahm ein Kind an.

Dillmann Jakob und Maria, Nachbarn gegenüber - Kinder Käthe, Willi, Lieselotte.

Fritz Edgar, Vater Maurermeister, Mutter Marktfräulein, Bruder Architekt. Edgar hatte immer Bonbons, gab aber nie etwas an uns ab. Wir hielten ihn deshalb fest und räumten ihm die vollen Taschen aus. Nach abgebrochener Lehre wurde er Markthändler.

Fritz Paula Ww. - Kinder Else - Helmut - Adolf (Zwillinge) - Paul. Die Ww. hatte viele Liebhaber und war nicht fähig die Zwillinge zu bändigen. Sie versagten in der Schule total, konnten aber meisterhaft improvisieren und wurden gute Handwerker.

Hart Franz, Freund seit Kindergartenzeit, haben zusammen viel Unfug getrieben.

Klös Gerhard und Margarete, Doppelhausnachbarn, Kinder Herta, Dietmar

Krämer Aug. und Katharina geb. Lang Onkel / Tante - Kind Sofie 2 X verh. Onkel betrieb 1946 e. Korbflechtereier mit vier Angestellten und ging später zur Fa. Opel. Bei Sofie stellte man später manische Schizophrenie fest, was ihr Kindverhalten erklärt.

Krämer Johann und Sofie geb. Lang Onkel / Tante - Kind Anita verh. Abt 1 Sohn. Joh. Maurer- Vorarbeiter in Hoechst AG. Sofie Schneiderin, Enkel Dipl.- Betriebswirt.

Lang Philipp und Anna geb. Ditzel Oma / Opa - 4 Kinder. Ph. Maschinist b. Hoechst.

Lang Franz und Anna geb. Kinkel Onkel / Tante - Kind Adelheit verh. Leicher.

Lixenfeld Alois u. Margarete - Kinder Hermann u. Anna- Sofie. Margar. Hauswirtschaftsschule, Alois Autoschlosser. Al. war sehr jähzornig, glaubte jedem Ankläger und schlug Hermann brachial vor den Augen der Ankläger, die immer wieder kamen, weil sie die Züchtigung genossen. In 95% der Fälle geschah dies zu Unrecht.

Lixenfeld Georg u. Helena- Carolina geb. Witteyer Oma / Opa 12 Kinder, Landwirt im Westwald. Von Bedeutung für mich waren: Georg, Techniker in Düsseldorf - Wilhelm, Bürgermeister in Langenhahn - Maria verh. Flügel u. Kinder Erich, Alfons, Zilli, Josef, Heini - Anna verh. Stinner und Kinder Magda, Thea, Albert, Winfried - Thekla verh. Blaszyk und Kinder Waltraut, Rolf - Alfons, Steinrichter in Langenhahn, verh. m. Johanna Strüter und Kinder Helga, Norbert, Marita, Rudolf - Heinrich, Patenonkel gef. 1945 - Katharina verh. Müller und Kinder Ilse, Bernd, Irene.

Lixenfeld Hermann u. Inge - Kinder Michael, Pia. Inge Kaufm. Angestellte und später Hausfrau. Hermann drei Metallberufe mit Abschluss, vier Metallberufe als Anlernling. Abendstudium Maschinenbau- Techniker (Ingenieur). War nie zufrieden mit sich und seiner Leistung, doch erfolgreich als Techn. Leiter eines 100- Mann- Betriebes und später als Anlagenplaner in Hoechst AG. Er glaubt von sich, dass er als drei bis zehnjähriger im Spiel mit seinen älteren Freunden viel für die spätere Entwicklung erlernte. Die Gabe Dinge zu Beobachten und später auszuwerten wurde hier geübt.

Ort Maria u. Karl - Kinder Hansgünter, Christa, Rolf. Alle begabter Mechaniker, Maria fürsorgliche Hausfrau. Mit allen pflegte ich eine lebenslange Freundschaft

Reidelbach Karl, ein guter Freund und Beschützer, war 6 Jahre Älter und als Internatschüler nur in den Ferien, und später nach Kriegsende immer in Weilbach.

Schneider Marie u. Willi - Kinder Georg, Toni. Gg. war fast immer in unserer Clique. Maria nahm ihre Buben vor Anklägern immer in Schutz. Schlug sie nie vor ihnen.

Simon Willi, der sechs Jahre Ältere W. war vor 1945 oft bei den Zwillingen anzutreffen. Er beschützte mich wie ein großer Bruder und lehrte mich viele böse Worte.

Söder Ida u. August - Kinder Otto, Hildegard, Egon. Ida tüchtige, resolute Person wenn Ottos Schuld fest stand, schwere Prügel. Sie glaubte aber nicht jedem Ankläger.

Der Weg zur Ehe

Die Zeit meiner Arbeit in Mainz und Hochheim von November 1952 bis Sept. 53 führte mich mit Menschen zusammen, mit denen ich nicht ein Leben lang zusammen arbeiten wollte, weshalb ich am 09.09. 53 Bei Fa. Opel anheuerte. Es war nicht nur der besseren Bezahlung wegen, sondern dort bestand die Möglichkeit Aufbaukurse zu belegen. Man beorderte mich in eine Produktionsabteilung, wo ich sehr schnell den Umgang mit Werkzeugmaschinen erlernte. Als man meine Fähigkeit entdeckte Handgriffe in einer „Arbeitsoperation“ zu meinem Vorteil einzusparen um meinen Akkordsoll leichter zu erreichen, oder bei Zeitaufnahmen mehr Handgriffe zu gebrauchen, damit das Akkordsoll niedrig bleibt, setzte man mich für solche Tätigkeiten ein. Dies brachte mir einen guten Ruf bei der Belegschaft und eine Dauertätigkeit beim Ölwanne richten ein. Hier standen Spezialisten, die mit einem Hammer wahllos auf dieses Prägeteil einschlugen, bis es Plan auf der Richtlehre auflag. Ich hatte als Fachmann schnell begriffen, dass nach Klang und Aussehen des Werkstückes anstatt fünfzehn auch zwei bis drei Schläge genügten, gab mein Wissen aber nicht ganz preis. So hätte ich in vier Stunden die obligatorischen 130% erreichen können, tat aber so als benötigte ich die achtstündige Arbeitszeit. Außerdem war es nicht ratsam, jeden Tag diese 100 % zu erarbeiten, sonst wurde die Arbeit neu abgestoppt. Mithilfe von diesem Zeitgewinn begann ich meine Aufbaulehrgänge in darstellender Geometrie unerlaubterweise während meiner Arbeitszeit. Dies ging auch ein Jahr gut, bis die Abteilung einen Kameradschaftsabend organisierte, bei dem ich Musik machen sollte und weil ich mich weigerte verlieh man mich bei Arbeitsengpässen an alle möglichen Abteilungen. Hier benahm ich mich absichtlich so blöd und ungeschickt wie möglich ohne grob auffällig zu werden, bis ich zu meinem Stammtischfreund Bernd Mucha kam, mit dem ich Inventur im Blechlager machen sollte. Hier kam es zu peinlichen Missverständnissen weil Bernd meinte: „Der Hermann macht Abendkurse den brauch ich nicht zu überprüfen da kann ich mich zwischen die Blechhaufen legen und schla-

fen und ich meinte von ihm desgleichen weil er ja in der Abteilung beheimatet war. Ich bestimmte mit der Schieblehre die Blechdicke, maß den Blechstapel, ermittelte mit dem Rechenschieber das Ergebnis und hatte so nach eins bis zwei Stunden meine Tagesarbeit erledigt. Den Tagesrest verschlief oder verdödelte ich und da

Bernd gleichermaßen verfuhr, stellte die Revision mehr als 3% Ungenauigkeit fest. Die gesamte Inventur musste von anderen Leuten wiederholt werden, Bernd hatte ein Problem und ich machte erfolgreich plausibel, dass mir bei der genauen Fixierung jener dünnen Bleche die Augen tränten und ich mich deshalb verzählt habe. Die pragmatische Fähigkeit mich zu fragen: „Was mache ich wenn“? Hatte ich bei der Beobachtung meiner großen Freunde erlernt und mir zur Gewohnheit werden lassen. Wer aber waren meine Vorgesetzten? Unser Meister Eisen ein ehemaliger Oberleutnant, der durch die Abteilung ging ohne uns zu sehen und Vorarbeiter Ludwig Völker einem Günstling der Verwandtenwirtschaft, dem keine großen Fachkenntnisse zuzuschreiben waren und der besser hinter ein Ochsesgespann im Riedland gepasst hätte waren uns suspekt. Wenn das 1,65 m große „Rustikalchen“ seinen geistig weit überlegenen Untergebenen von oben herab seine vermeintlich guten Ratschläge erteilte, schossen uns oft die Lachtränen waagrecht aus den Augen. Der wortfaule Einrichter, ein ehemaliger Oberfeldwebel, teilte die Arbeiter ein und war noch am besten als Vorgesetzter zu akzeptieren. Jene drei Spezialisten mobbten mich nach der Musikverweigerung ohne mich von der Richtstelle zu nehmen und verhinderten außerdem meine Umsetzung in den Schweißmaschinenbau. Und so kam die goldige Adventszeit in der unsere Weinbäuerchen in der Abteilung ihren Hauswein (Fratzeschneider) mitbrachten, um die Vorgesetzten zu ihren Gunsten froh zu stimmen. Dies gelang ihnen beim Völker-Lui allemal und als er mit glasigem Blick und aufgeblasenen Wangen an unserem Arbeitsplatz vorbei wankte, teilte uns unser Vertrauensmann Wilhelm Zängerle (Verwandte vom KPD- Zängerle) lachend mit: „Ewe hot de` Lui sei Gebiss ins Scheißhaus gekotzt“! Ich wollte mir das Adventswunder anschauen und sah Völker und den Einrichter mit einem Draht in der Schüssel hantieren. Ich machte sie darauf aufmerksam, das man das Prachtstück beschädigt oder in den Kanal drückt und bot an, den Gegenstand heraus zu holen, falls man meine Freigabe befürwortet. Freudige Zustimmung, Ärmel hoch, Eingreifen, die Zähnchen gerade noch auf dem Siphonscheitel ertasten und so kam ich erst einmal in eine Nachbarabteilung zu einem Vorarbeiter Jünger. Er war ein beliebter, gutmütiger und kluger Mensch, dem ich gleich zu Anfang meine Lage schilderte und um Freigabe bat, wenn ich wieder eine Stelle außerhalb der Produktion in Aussicht habe. Da er nun nicht alleine entscheiden konnte, vermasselte man mir wieder eine gute Chance. Nun deponierten wir die leeren Pappkartons unseres Hilfsmaterials neben der Arbeitsstelle und ärgerten uns ständig über einen jungen Kollegen, der die Kartons hinweg kickte. Ich trieb ihm diese Fußballleidenschaft aus, indem ich neben dem Stapel noch gefüllter Kartons einen leicht geöffneten, vollen Karton legte. Als unser lieber Kollege dann seine zwei Hüpfen auf dem linken Bein machte und mit Anlauf kräftig zutrat, kostete ihn dies vier Wochen Gips und ich kam endlich zum Schweißmaschinenbau. Zwar hätte man mir gerne die Schuld zugesprochen, aber weil dies nicht beweisbar war wollte man mich aus der Abteilung wenigstens loswerden. Die traurige Lehre hieraus ist die: Will man sich in einem Großbetrieb beruflich verändern oder weiterkommen, dann muss man sich mitunter auch unbeliebt machen und notfalls schmerzhaft gegen die Regeln verstoßen! Dieser „Regelverstoß“ zeigte sich auch bei Diebstählen, Schwarzarbeit oder Saufgelagen an. Hin und wieder wurden auch Kollegen dabei erwischt und bekamen eine „Abmahnung“. Für Geburtstagsfeiern brachte man den Alkohol nach und nach in das Werk oder kaufte es etwas teurer bei Kollegen, die mit allen Dingen Handel trieben. Wein, Bier, Schnaps, Schokolade, Präservative und zollfreie Zigaretten wurden überall angeboten. Ein besonderes Vergnügen bestand darin, notorische „Frei-

biergesichter“ so unter Alkohol zu setzen, dass man sie mit zwei Mann durch ein Seitentor aus dem Werk führen musste. In meiner ersten Abteilung war ich während der Spät- schicht auch öfter betrunken. Kollege Alois aus Mainz Gonsenheim, ehemaliger Starspieler von Mainz 05 aß nur ganz wenig und trank umso mehr, saugte aber ständig Hühnereier aus. Als ihm ein Kleintierzüchter 40 Eier brachte, wettete Rudi, ein echter Mainz- Filzbacher mit ihm, dass es ihm nicht gelänge auch nur ein Ei aus dem offenen Werksfenster zu werfen. Somit versuchte man 40 Eier durch das kleine, schmale Werksfenster zu werfen, die allesamt am unteren Rand zerschel- lten. Dieses Verhalten meiner erwachsenen älteren Kollegen erinnerte mich sehr an die Kapriolen meiner großen Spielkameraden aus Kindertagen.

Während jenem Berufsdesaster verlebte ich mit Inge eine wunderbare Zeit. Wir waren uns nach eineinhalbjährigem Zusammensein im Frühjahr so nahe gekommen, wie sich ein Liebespaar dies erträumt und dachten 1955 hin und wieder an Heirat und Hausratbeschaffung. Das Hauptproblem war aber die Wohnungsbeschaffung weil zehn Jahre nach dem Krieg noch immer das Wohnungsamt bestimmte wem eine Wohnung zugeteilt wird. Dies hinderte uns aber nicht daran unser junges Glück in vollen Zügen zu genießen. Nachdem wir den Taunus und Westerwald ausgiebig erkundet hatten drängte es uns nach Süddeutschland wobei wir Inges Eltern überzeugten, dass wir für unsere Verlobung einen gemeinsamen Urlaub benötigten. Ich baute mir im Werk einen extra großen Gepäckträger für unser Motorrad und ab ging es, nur über Landstraßen über Odenwald, Neckarland, Schwarzwald zum Bodensee, wo uns ein schweres Unwetter fast das Zelt fortwehte. Dann tingelten wir durch den Allgäu, die deutschen Alpen nach Augsburg über die romantische Straße nach Rothenburg. Inge verlangte in den letzten Tagen immer energischer nach der Verlobungszeremonie und sagte: „In drei Daach sein mer dehoom un sinn als noch nit verlobt un` jetzt muss es passiern“! So bestimmend war meine Liebe Ingemaus noch nie mit mir umgegangen und meine ängstliche Seele begann um ihre Freiheit zu zittern. Nach diesem „dienstlichen Befehl“ wurde mir sogar ganz flau im Magen so, als ob ich meine Seele dem Teufel verkaufen sollte. Inge zerrte mich energisch in das Städtchen, kaufte Sekt sowie Knabbergebäck und abends feierten wir mit einem jungen Pärchen aus dem Nachbarzelt Verlobung. Nach ein wenig Alkohol und einer fast schlaflosen Nacht hatte ich mich in mein Schicksal ergeben und lief meiner neuen Chefin über sämtliche Wehrmauern- und Türme nach, bis mir der Gedanke an ein üppiges Verlobungessen ein Pawlowsches Syndrom bescherte. Wenn wir die Speisekartenaushänge vor den Hotels studierten, lief mir das Wasser im Munde zusammen aber wir suchten zur Feier den Tages etwas ganz besonderes und keine Fränkische Knödel die wir notgedrungen bereits seit zehn Tagen als Schwarzwälder, Allgäuer, oder Augsburger Varianten genießen mussten. Und plötzlich standen wir vor dem Aushang: „Pellkartoffeln und Hausmacher Wurst“. Das war die absolute Krönung unserer Feier. Wir bestellten zwei extra große Portionen und mampften wie zwei Hessische Schweinchen. Dann schleppten wir uns in unser Zelt und schliefen bis zum Abend, wie es die oben zitierten Tierchen nun mal tun. Zuhause war man nach der Beringung nun auch zufrieden und gab uns grünes Licht für weitere Lustreisen. Nachdem Franz und Nelli von unserer Schilderung des schönen Zeltplatzes in Neckarsteinach begeistert waren, fuhren wir gemeinsam vor Ort. Franz lieh sich bei seinem Schwager einen uralten VW, mit dem wir zum Zelten an den Neckar fuhren. Da der Anlasser nicht funktionierte und der defekte Auspuff großen Lärm machten schoben wir das Vehikel immer mit viel Gelächter

an. Wenn unsere Mädchen am Morgen in der Sonne lagen, ging ich mit Franz in eine Weinkneipe in der uns die Wappen auf den Gläsern so gut gefielen und da man uns keine Gläser verkaufte, wurden sie eben gestohlen. Franz brachte es sogar einmal fertig abends die Sicherung heraus zu drehen, um sich aus dem Glä-serschrank zu bedienen. Nach dem Mittagessen spielten wir mit den Jugendlichen zwischen den Zelten Fußball und kickten die Spültische um und so wurden wir immer sehr schnell auf dem Campingplatz bekannt und fanden gleichgesinnte Seelen. Auf der Heimfahrt wollten wir in einem Nobelrestaurant an der Bergstraße Mittag essen und fuhren wegen unserem defekten Anlasser gleich rückwärts auf das abfallende Gelände vor dem Lokal. Weil das feine Publikum uns ob unserer legeren Kleidung erstaunt musterte kamen wir immer mehr ins Lachen. Als Nelli infolge der ungewohnten Zwergfellbeanspruchung nach dem Essen ein „Hinternlistiges“ Geräusch entwich, bekamen wir vor Lachkrämpfen kaum noch Luft. Der Ober kam auf Beschwerden der Gäste mit hochrotem Kopf und ließ sich bereitwillig herunterhandeln, damit wir schnell verschwanden. Als unsere Ladis nicht gleich von der Toilette kamen schrie Franz laut in den Flur: „Wie lang wollt ´er dann noch saasche ihr Pissblumme“? Aber da kamen unsere Damen auch lachend angerannt, weil Nelli in Busenhöhe unterm Kleid zwei Rollen Toilettenpapier versteckt hatte. Nun schoben wir mit Hauruck und Trara unser Vehikel an und verließen unter lauten Fehlzündungen den Ort unserer Heiterkeit. Auf der Autobahn kurbelte man dann das Fenster herunter, steckte die Toilettenrolle auf die Zeigefinger und ließ das Papier vom Fahrtwind abrollen. Solche kindliche, Freuden wären im Jahre 2000 nicht mehr möglich gewesen. Einmal wollten wir sogar unserem Freund Arnold Schauss einen stinkenden Handkäse per Post aus dem Urlaub zusenden. Da der Käse, vier Tage hinter unserem Zelt liegend, absolut nicht stinken wollte, half uns Mutter zu Hause mit einem absoluten „Megastinker“ aus, den der Postbeamte trotz dreifacher Verpackung nur mit spitzen Fingern entgegen nahm. Ähnliche Urlaubsfreuden erlebten wir gemeinsam in Bühl am Alpsee. Hier gingen Franz und ich an den Tagen der Leberkäsherstellung morgens früh zum Metzger und kauften jeder ein Randstück, was wir genüsslich verspeisten. Den nachfolgenden Durst löschten wir, indem wir alle Gasthäuser im Flecken aufsuchten um dort ein Bier zu trinken. Wenn wir dann um 12 Uhr mittags gut angeheitert den Platz erreichten, mimten wir in Volltrunkenheit und krochen lallend auf allen vieren über den Platz, wo einige Gäste Spalier standen und uns anfeuerten. Unsere Mädchen, die unseren schrägen Humor kannten, lachten über diese Kapriolen und andere jungen Paare schlossen sich gerne unserem geselligen Unfug an. Schließlich machte ich mit Franz eine längere Wanderung, bei der wir hungrig eine Käserei erreichten. Dort kauften wir so viel Käse ein, dass er uns am nächsten Tag nicht einmal mehr mit Marmelade und Gelee mundete. Also verteilten wir den Käse auf dem Zeltplatz und was dann noch übrig war versuchten wir den frei umherlaufenden Hunden und Katzen anzudrehen. Als auch diese uns nur noch beleidigt anschauten, deponierten wir den Rest im Mülleimer. Wir waren einfach so offen und unkompliziert, dass wir abends immer mit vielen jungen Menschen vor unseren Zelten saßen und nie Langeweile kannten. In jener Zeit des jugendlichen Übermutes dachten wir nicht an die schweren Kriege in Vietnam 1946 bis 1953, oder Korea 1950 bis 1953 und selbst nicht an die seit 1917 eskalierenden Unruhen in Palästina, die bis 1967 zu mehreren Kriegen eskalierten.

Uns wurde nach dem Tod von Oma Krämer die Flüchtlingsfrau Maria Neugebauer zugewiesen und im Obergeschoss wohnte Cousin Alfons mit Ehefrau und zwei

Kindern. Insgesamt bestand die Hausgemeinschaft noch immer aus zehn Personen. Da nun das Heizmaterial nach wie vor sehr knapp war, saßen wir abends mit sechs Personen incl. Frau Neugebauer in der Küche und erzählten. Sie gehörte, so lange sie lebte, wie eine Oma mit zur Familie und da sie ihren Sohn Josef im Krieg verloren hatte war ich für sie so eine Art „Josefersatz“. 1954 blies das Sicherheitsventil unserer Propangasflasche ab. Großvater wollte die Flasche in den Hof tragen und als Frau Neugebauer das Fenster öffnete hob die Luft den Gastepich an das Herdfeuer. Es erfolgte eine Verpuffung, die Opa samt Flasche durch die geschlossene Vorplatz- und Haustür blies. Im Hof liegend suchte Opa seine Brille und Mütze, packte die Flasche und warf sie auf den Mist. Als nun Cousin Alfons 1957 zu seinen Schwiegereltern zog, bot sich für uns die Gelegenheit, diese Wohnung im Elternhaus zu bekommen. Darum heirateten wir am 6.7. 1957 etwas früher als ursprünglich geplant. Inge arbeitete mittlerweile bei der Fa. Hertie und somit konnten wir die nötigste Wohnungseinrichtung schuldenfrei beschaffen. Unsere Hochzeitsreise mit Motorrad und selbst gebautem Einradanhänger war ein Abenteuer. Das vom TÜF als verkehrstauglich abgenommene Vehikel trug unser Campinggepäck über die Alpenpässe und wir genossen einen schönen Urlaub. Mit meiner Arbeit bei Opel war ich nicht ganz zufrieden. Ich war als Schlosser einer Arbeitsgruppe zugeteilt, die neue Schweißautomaten einrichtete was für mich als zukünftiger Techniker wenig interessant war. Als ich wieder während der Arbeitszeit meinen Mathematikkurs besuchte, traf ich dort meinen Meister Heiner Schildgen, der sich auch unberechtigterweise dort aufhielt. Wir einigten uns auf Stillschweigen und da er Schwierigkeiten mit der Gleichungslehre hatte, gab ich ihm in seinem Pult Nachhilfe und erregte damit den Neid meiner Kollegen. In dieser freundschaftlichen Atmosphäre gab er mich frei, als eine für meine Weiterbildung günstigere Stelle zu besetzen war. Ich kam nun als sechster Mitarbeiter zu einem Meister Anton Rohrwick, der nur spezielle Aufgaben zu betreuen hatte und mein Gebiet waren der Entwurf, Bau und die Montage von Schutzeinrichtungen an Schweißmaschinen. Ab dato kalkulierte ich meine Zeit selber, konnte Fertigungsaufträge vergeben, arbeitete nur noch Normalschicht, war im gesamten Werk tätig und wurde entsprechend beneidet. Meine Verbindungen gingen so weit, dass ich über Schulfreunde im zentralen Werkzeugmagazin Zugriff auf Werkzeuge hatte, die ich für mich und gute Freunde beschaffte. Darüber hinaus bot man mir eine Stelle als Kolonnenführer an und animierte mich werksinterne Meisterkurse zu absolvieren. Sehr wohl gesonnene Freunde aus diesen Kreisen rieten mir jedoch dringend, mein Technikerstudium abzuschließen um in der Planungs- oder Entwicklungsebene bessere Entfaltungsmöglichkeiten zu suchen.

Nachdem ich dann mein Maschinenbaustudium mit der Note gut abgeschlossen hatte, bekam ich am 06.02.1960 eine Technikerstelle bei Schuf- Armaturen in Ffm.-Sindlingen. An dieser Stelle sei bemerkt, dass meine Kindheitserlebnisse und die Berufenwicklung bis hierher sehr ausführlich geschildert wurden. Damit möchte ich aufzeigen, wie ich bereits als Kleinkind im Spiel mit den weit älteren Kindern in eine Beobachterrolle gedrängt wurde aus der ich sehr viele Schlüsse ziehen konnte und lernte. Ich hatte in meinen ersten zehn Lebensjahren überhaupt kein Bedürfnis nach Selbstverwirklichung, weil um mich herum immer etwas los war und in den Ruhephasen lernte ich gleichzeitig aus meinen Büchern eine völlig andere Welt kennen. Der Lernprozess wurde durch das real erlebte und dem Erlesenen aus Büchern optimiert. Ich handelte im späteren Berufsleben weniger

spontan als meine Alterskameraden und lebte meine Proteste bewusst passiver aus, indem ich die Dinge pragmatisch und wohlüberlegt anging. Die nachfolgende Berufsentwicklung im Konstruktions- und Planungsbüro verlief weniger turbulent was jedoch nicht bedeutet, dass die Mitarbeiter weniger aggressiv waren als die in der Werkstatt. In den oberen Berufsständen beobachtete ich gleich zu Anfang, dass bei manchen Mitarbeitern aus dem Selbstverwirklichungstrieb das Geltungsbedürfnis bis hin zur Geltungssucht ausuferte, was allen Beteiligten viel Stress bescherte. Deshalb nahm ich mir vor, meinen Geltungsbedarf immer im Normalbereich zu halten.

Arbeit, Wohlstand, Kinder

Unsere Ehe war von Anfang an als „Glücklich“ zu bezeichnen. Wie hatten Küchen- und Schlafzimmereinrichtung in Bar bezahlt und nach der Hochzeitsfeier standen keine Schulden an. Horst und Christel sowie Franz und Nelli heirateten im gleichen Jahr. Hansgünther fuhr im Herbst angeblich für ein Jahr nach Argentinien wo er dann bis zu seinem Tod 1983 verblieb. Er heiratete dort eine hübsche Frau, hatte zwei Kinder und wurde Direktor in Willi Müllers Fabriken. In dieser Eigenschaft kam er später bis zu zweimal im Jahr nach Weilbach, um in Deutschland Maschinen und Ersatzteile zu kaufen. Oft brachte er seine Familie mit, wobei wir viele schöne Stunden zusammen verlebten. Die ersten Jahre feierten wir mit Franz, Nelli, Horst, Christel und anderen Freunden in unserer Wohnung sehr ausgelassen Sylvesterparties. Als Franz dann 1960 in die bereits hochprozentig angesetzte Bowle eine Literflasche Cognac einrührte, hatte dies schlimme Folgen. Die gesamte Feiargesellschaft war von dem süffigen Getränk um Mitternacht so betrunken, dass an einen geordneten Jahreswechsel nicht mehr zu denken war. Franz warf den ihm im Weg stehenden Weihnachtsbaum auf den Kirschbaum neben dem Haus und zog dann 12 Flaschen Sekt auf, von denen keiner von uns auch nur ein Schlückchen trinken konnte, weil uns der Alkohol bereits aus den Ohren lief. Dann zogen wir singend und lallend durch das Dorf zur Familie Reif, wo wir Fisch und Kaviarbrötchen mühsam hinunter würgten. Dann wankten wir zur Familie Henn wo Otmar seinen Mageninhalt auf der obersten Stufe stehend über die schmale Treppenstiege erbrach. Franz und ich rutschten mühsam über Otmars Mageninhalt und entleerten uns anschließend auf der Dorfstraße, dann wankten wir zu Franzens Wohnung um zu schlafen. Ich legte mich mit „Schuh und Kleidern“ in Nellis Bett und nahm gerade noch wahr, wie Franz mir eine große Bodenvase vor das Bett stellte, damit ich mich bei Bedarf dort hinein entleeren konnte. Diese Voraussicht hatte ich ihm in seinem Zustand gar nicht mehr zuge-
traut. Nachdem uns die Freunde lange Zeit im Dorf gesucht hatten fanden sie uns schlafend in den Ehebetten und wollten sich vor Lachen und Gejohle überhaupt nicht mehr beruhigen. Meine liebe „Ingemaus“ schleifte mich diskret nachhause und beendete ab dato die Sylvesterbesäufnisse in ihrer Wohnung. Die Geburt unseres Sohnes Michael am 11.04.59 hatte bereits damals die Jahre des jugendlichen Übermutes drastisch eingeschränkt. Die sensationelle Nachricht im Mai 1961 von der gelungenen Mondlandung des Alan Shepard empfanden wir alle als das Jahrtausendereignis.

Adenauers CDU / CSU- Regierung vom 15.09.49 bis 15.10.63 nutzte unsere Arbeitskraft zum Wiederaufbau restlos aus. Der Verdienst war so knapp bemes-

sen, dass wir ohne Nebenerwerb nicht leben konnten. Gartenbewirtschaftung, Überstunden, Schwarzarbeit, Nachbarschaftshilfe, Doppelverdienst der Eheleute und Schwarzhandel machten es uns möglich am sogenannten Wirtschaftswunder ein wenig teilzunehmen. Von Adenauer erzählte man, er habe bei seinem reichen Freund, dem Bankfachmann H. J. Abs gesagt „Die breite Masse ist nur dazu da, um unseren Reichtum zu mehren“! Dieses Denken ist so alt wie die Menschheit und wird sich erhalten bis der haarlose Affe sich selber ausgerottet hat. Dem ruhmreichen Nachruf des „zweilichtigen Separatisten“ haben solche Aussprüche nicht geschadet, weil das Denkvermögen der breiten Masse bei vollem Magen weitgehend aussetzt. In Adenauers Sinne arbeitete die breite Masse etwa 10 bis 16 Stunden / Tag. Wenn ich aber die Armut meiner Kindertage vor, im und nach dem 2. Weltkrieg betrachte, dann waren wir infolge dieses Megafleißes um 1959 doch schon ein wenig „wohlhabend“ was sich im blühenden Vereinsleben, in Bautätigkeiten, Haushaltsanschaffungen und wohl gefüllten Mägen ausdrückte. Meine junge Familie musste allerdings auf diesen Wohlstand noch eine Weile verzichten, weil ich wegen meines Abendstudiums und unseres Hausanbaues in „Selbsthilfearbeit“ ab April 59 keinen Nebenverdienst hatte. Auto oder Fernsehgerät waren für uns noch unerschwinglich und einen kleinen Kühlschrank konnten wir uns erst 1960 leisten. Nach erfolgreichem Studiumabschluss und Hausbau-Ende zeichnete ich im Nebenerwerb Garagen- und Anbaupläne, errechnete Heizungsanlagen installierte Sanitär, Licht und Heizungen und fertigte Schlosserarbeiten. 1962 hatten wir dann sogar für 8 Personen ein fest installiertes Bad im Haus. Als wir uns 1963 schließlich einen Waschhalbautomaten kaufen konnten, war dies eine Familiensensation. Der kleine Michael erzählte jedem auf der Straße: „Mir hunn aach e` Wäschmaschiin kriiet“. und die Leute antworteten freundlich: „Ei joo doch“! Der Erwerb eines neuen VW- Käfers 1963 war dann die absolute Megasensation. Dies alles allerdings hatten meine Freunde und Bekannten schon lange vor uns als Eigentum.

Nun wurde nach ausführlicher Beratung der Freunde und Geschäftskollegen eine Urlaubsreise nach Kernten geplant. Bereits an der Autoverladung durch den Tauern-tunnel in Bad- Gastein erbrach sich unser Sohn. Als unser Zelt dann am Ossacher- See stand und das Bübchen im See planschte war alles vergessen. Auch hier fanden wir sofort Freunde und besonders Ilse und Horst Tetart hofierten den Kleinen. Man fuhr zusammen Boot, wanderte auf die Berge oder fuhr nach Travasio (Italien) auf den Markt um ganze Steigen Pfirsiche, oder Chiantiwein in Korbfaschen zu kaufen. Michael fraß sich wie eine siebenköpfige Raupe durch die Pfirsichsteigen, und abends führte ihn Ilse mit spitzen Fingern in den See, um ihn von dem klebrigen Fruchtsaft zu befreien. Seine um 6 Monate jüngere dürre und kleinere Freundin hatte die gleichen Probleme. Wenn es nicht nach ihrem Willen ging, verhaute sie Michael und weil wir Michael so erzogen hatten, dass er kleinere Kinder nicht schlug beschwerte er sich immer bei Inge. Daraufhin sagte sie nach jeder Prügelattacke: „So geh zu Deiner Mama und sage ihr, dass ich Dich gehauen habe“! Den eingeführten Wein vernichteten wir abends in großer Gesellschaft bis uns der Platzordner um Mitternacht Ruhe gebot. Wir hatten damals keine Ahnung, dass es Menschen gab, die in ihrem Urlaub ab 22 Uhr schlafen wollten. Mit Tetarts haben wir noch heute Kontakt aber der nächste Urlaub ließ lange auf sich warten.

Die Zeit bei Schuf- Armaturen war sehr lehrreich und auch sehr anstrengend für mich. Ich erlernte die Verhandlungstaktik, wie man mit den Einkäufern und Be-

triebsingenieuren unserer Kunden umgeht und verlor die unterwürfige Unsicherheit gegenüber akademisch ausgebildeten Gesprächspartnern. Um mich, den Techniker als Ingenieur vorstellen zu dürfen, bat man mich dies im Regierungspräsidium anzuzeigen. Man durfte dann den Titel ungestraft benutzen. Somit begleitete ich in den letzten Jahren meiner Betriebszugehörigkeit die Tätigkeit als „Technischer Leiter“ der Konstruktion und Fertigung. Als der Teilhaber Dr. Schwärzel in Ruhestand ging sah ich mich auch nach einer neuen Arbeitsstelle um. Immerhin war ich 14 Jahre in dieser Fa. tätig. Mein Verhältnis zum Werkstattpersonal war bestens, aber um mit dem Büropersonal auszukommen bedurfte es das „Fingerspitzengefühl“ eines erfahrenen Tierpsychologen. In einem solchen Kleinbetrieb mit insgesamt 100 Mitarbeitern wird man sehr gefordert. Um hier gesund zu bleiben benötigt man eine besondere Erholungsphase in einer Rehakur, die ich 1961 erstmals und 1965 nochmals in Bad- Honnef in Anspruch nahm. Oft ging es bei Schuf in etwa so zu, wie in der zeitgemäßen Fernsehsendung „Fa. Hesselbach“. Der längst überfällige Absprung zur Hoechst AG erfolgte dann am 02.07. 1973 als Direktor Gensmantel auch die Fa. verließ, weil sein sehr rigoroser Duzfreund und Firmenteilhaber Dr. Frank aus Irland zurück kam, um aus der Fa. mehr Profit zu erwirtschaften. Mit anderen Worten: Die optimale Ausbeutung seiner irischen Mitarbeiter gelang dem ehemaligen Oberregierungsrat unter Adenauer nicht. Wesentlich mehr Erfolge verzeichnete er mit den Deutschen in seiner Firma.

Mein Familienleben nach 1963 war mit sehr schwerer Berufs- und Nebenerwerbsarbeit belastet, so dass die Familie manchmal darunter litt. Und dabei meinte ich es so gut. Wollte ich doch den Standard bieten, den Ehepaare besaßen, die beide in Arbeit standen. In der Tat gelang mir dies auch, aber um welchen Preis. Meine Magennerven hielten diesem Dauerstress einfach nicht stand und hätte ich nicht öfter eine Reha- Kur in Anspruch genommen, hätte dies meinen frühen Tod bedeutet. Ich würde diese „Ochsentouren“ nie mehr nacherleben wollen. Trotz Samstags,- Sonntags,- Urlaubs- und Feierabendsarbeit nahm ich mir jedoch jeden Tag Zeit, mit meinem Sohn zu spielen bzw. Fahrrad zu fahren. Nachdem meine mündlichen Überlieferungsinformanten der Großelterngeneration nach und nach hinwegstarben, dachte ich immer mehr an eine Niederschrift ihrer Erzählungen, doch meine Zeit reichte damals nur für einige Notizen und Stichworte.

Inge kam in jener Zeit gut zurecht. Michael war vormittags im Kindergarten und nachdem sie ihn nach langem Suchen mit seinem Freund Klaus Reidelbach am oder im Bach aufgestöbert hatte, spielte er nachmittags mit vielen Kindern auf den verkehrsberuhigten Spielstraßen. Er besaß sein Fahrrädchen und ein rotes Tretauto, dass er in der ersten Stunde bereits demolierte indem er „Unfall spielte“ und mit Anlauf gegen das Hoftor fuhr. Später sagte er zu Urgroßvater Philipp: „Oopa ich fahr Dich jetzt um“! Als der alte Mann gutmütig lachte, nahm er einen Anlauf und fuhr ihm in die Beine worauf der Alte hilflos wie ein Maikäfer auf den Rücken fiel. Nachdem er seine Brille, die Pfeife und die Mütze gefunden hatte und dem Burschen „duu Bindel“ nachrief, war von dem Übeltäter nichts mehr zu sehen. Auch die Oma Greta wurde geärgert, indem er ihr die Schokolade aus dem Kühlschrank stahl, Knallkörper in den Herd warf oder im Vorbeigehen den Sound ihrer Blähungen täuschend ähnlich imitierte. Sein großes Hobby waren der akustische Wechselsound in Wasser und Luft. Er nahm immer seine Trillerpfeife mit in das Bad und wechselte während dem Pfeifen ständig die Kopfposition über und unter

Wasser, was den Hausbewohnern die letzten Nerven raubte. Als man ihm die Pfeife heimlich hinweg nahm, schleppte er aus der Nachbarschaft zwei wertvolle antike Wecker an, nahm zwei volle Wassereimer, band die Uhren an je eine Schnur, zog das Läutwerk auf und ließ sie abwechselnd über und unter Wasser läuten. Dies regte sowohl Hausbewohner als auch Nachbarn dermaßen auf, dass irgendwann auch diese Instrumente moderner Musik unauffindbar waren. So hat eben jede Generation ihre Facetten.

In der Politik hatte Ludwig Erhard von 1963 bis 1966 die Kanzlerschaft inne und in Weilbach waren die ersten Bürgerproteste von 1956 über den Kiesabbau unüberhörbar geworden. 1956 wurde die A3 eingeweiht, zwei kleine Buben waren 1958 und 1962 tödlich überfahren worden und Schwelbrände in der Müllkippe am „Grauberg“ machten uns seit 1962 Krank. 1964 kamen die ersten Türken nach Weilbach, die Natronquelle vermarktete ein Graf Oppersdorf und das Fernsehen berichtete über den Kiesnotstand in Weilbach. 1965 bekam die Organistin von Pfarrer Heimerl ein Kind, er musste sein Verhältnis mit der Sekretärin aufgeben und die Differenzen mit den Spendenabrechnungen eingestehen. Außerdem fanden die Einweihungen vom ev. Gemeindezentrum und der neuen Schule statt. In dieser Chaoszeit wurde unsere Tochter Pia am 29. 05. 65 geboren und damit wurde es bei uns bis auf den heutigen Tag ereignisreicher.

Wenn Inge mit ihren Turnkameradinnen Geburtstag feierte oder einen Maskenball besuchte, sorgte ich in den kritischen Jahren zuhause für Ordnung. Später gingen wir wieder gemeinsam aus. Großvater Philipp lernte seine liebe Urenkelin leider nicht mehr kennen, weil er am 06.02.1965 starb.

Im Dorf war in jener Zeit der Teufel los. Am 22.07.1966 fand die erste Demonstration wegen den Müllbränden statt und am 28. 08 kam die nichtsagende Rückantwort einer Petition vom Bundestag. Ich sammelte mit Franz Unterschriften gegen die Müllbrände, weil seine Tochter Beate und Pia nächtliche Erstickungsanfälle durch die Schwelbrände erlitten. SPD- Ortsvorsteher Remsperger, Bürgermeister Schüssler und Landrat Jost, dessen Jagdfreund als Pächter, die Abfallgrube entgegen aller Auflagen überfüllte und anzündete, damit mehr Müll hinein ging, versuchten alle Bürger über Jahre hinweg. Wir gründeten deshalb eine „Freie Wählergemeinschaft“ (FWG), gewannen die Gemeindewahl, stellten den Bürgermeister Hegmann und brachten somit wieder etwas Ordnung in das Dorf.

Meine Tätigkeit als Dorfpolitiker entsprach in keinster Weise meiner Mentalität oder meinem Willen. Nachdem Franz und ich aber von den oben Genannten 5 Jahre lang vertröstet, belogen und betrogen wurden, liefen wir voller Zorn gegen die SPD Amok. Wir waren Arbeitnehmer, zählten uns zu dieser Partei und wurden nun gezwungen alte Jugendfreunde in dieser Partei zu konfrontieren, was uns sehr belastete. Da ich eine Zeichenmaschine und eine große Paustrommel im Haus hatte fertigte ich einige großen Werbeplakate an. Die Lautsprecherklame schnitt ich mit Text und Musik auf meinen großen Bandgeräten fachgerecht zusammen und komponierte einen Wahlschlager der genau „den Nagel auf den Kopf traf“. Unsere perfekte Wahlreklame verunsicherte die SPD- Fraktion und veranlasste diese zu sehr unsachlichen Wahlkampfparolen die sie letztlich Wählerstimmen kostete. Als sie am Vorabend der Wahl spät abends ein DIN-A 4 Blatt mit groben Schmähungen gegen die FWG in alle Briefkästen warfen fertigte ich sofort ein DIN-A 1 Plakat mit gleichem Text gegen die SPD an und hing es Frühmorgens im Dorf an markanten Plätzen auf. Diese Präzisionsarbeit und die große Unzufrie-

denheit der Bürgerschaft bescherte uns den Wahlsieg. Der SPD- Ortsvorsteher bekräftigte seine Diplomatieunfähigkeit später, indem er mich als „des Aaaschloch!“ bezeichnete. Mit der Entmachtung der alten Dorfgregierung verschwand auch die Nachtbar vor unseren Schlafräumen, die durch jene SPD- Leute gestützt wurde. Mehrere der späten Gäste begatteten oft mit großem Geschrei nur eine willige Frau vorm Haus, oder urinierten in die Kellerfenster unter unseren Schlafräumen. Vater, der sie bat dies zu unterlassen versuchten sie im Schlafanzug aus dem Fenster zu schleifen. Dabei fiel bei mir die Hemmschranke, so dass ich drei Burschen mit einer Stahlrute verprügelte. Da hier öfter geschossen, und auch ein Mann getötet wurde, holte ich nun meine Frau von der Turnstunde ab. Dabei schoss man auch auf uns. Ich schoss postwendend mit meinem im Schützenverein erworbenen schweren Luftdruckgewehr drei Lampen über dem Eingang aus und dann wurde es ganz still in der Bar. Schließlich flog ein Bursche in hohem Bogen durch die Tür und ab dato hatte man endlich begriffen, dass wir auch Zähne haben. Es gibt halt immer wieder Menschen, die sich erst benehmen können, nachdem sie eine auf die Schnauze bekommen haben. Anzeigen beim Bürgermeister, der Polizei und Gerichtstermine waren vorher nicht in der Lage, diesen

Terror abzustellen. Als der neue CDU- Bürgermeister Hegmann dann am 28.08. 1969 eine große Demonstration mit Bundestagsvizepräsident Schmidt- Vockenhäusen organisierte, wurde die brennende Müllgrube umgehend geschlossen und der Kiesverkehr durch den Bau einer Umgehungsspanne aus dem Dorf geleitet. Man musste also erst eine Partei gründen, um das „Wildwestchaos“ in Weilbach zu beenden. Für die SPD war dies alles kein Ruhmesblatt! Die Eingemeindung nach Flörsheim 1971 brachte außerdem weitere Ruhe in die Gemeinde.

In der Familie ging es 1970 wieder ruhiger zu. Wir bekamen endlich unseren Telefonanschluß, Vater kam in Rente und ich musste hin und wieder beruflich auf Reisen, was mir überhaupt nicht gefiel. Nach Mutters Tod am 20.10 1972 verlegten wir alle Schlafräume zur Hofseite und richteten Heizung und Bäder ein. Sowohl die Kanalbauarbeiten 1968, als auch der Hausumbau geschahen in Eigenhilfe. Somit konnte ich mich ohne Ablenkung durch Heimarbeiten am 02.07.1973 auf meine neue Arbeitsstelle bei der Hoechst AG. in der Anlagenplanung konzentrieren. Man hatte den Rhein- Main- Schnellweg 1971 noch verbessert und so benötigte ich nur 15 Autominuten bis zu meinem Büro. Langeweile hatte ich nun trotzdem nicht, denn die Hausüberschreibung in Okriftel 1969 an Inge kündigte viel Arbeit an.

Aber auch Weilbach hatte sich verändert, nachdem man die enge Ortsdurchfahrt zwischen 1960 und 1970 erweitert hatte. Im Rückblick auf die geleistete Eigenhilfe brachte ich es bis 1975 auf 4.954 Stunden und bei Schwager Norbert kamen 1.982 Stunden zusammen. Als vorläufige Ausgleichsleistung für die 3.000 Mehrstunden verkaufte mir Vater seine Äcker in Langenhahn für 350.- DM + Gebühren, was dem damaligen Bodenwert entsprach. In der Hoffnung auf eine Steigerung des Bodenwertes willigte ich ein, doch die Werte fielen tief nach unten und die Kosten einer Flurbereinigung um 2000 waren auch nicht gering. Nachdem die an der Hauptverkehrsstraße gelegene Parzelle infolge Waldwildwuchs eine Gefahr für den Straßenverkehr andeutete, verkaufte ich 2004 alles. Verglichen mit dem Geldwert von damals und heute wurde nur ein geringer Gewinn erzielt. Der Geldwert jener 3.000 Mehrstunden sollte nach Absprache mit Vater und laut Überschreibungsvertrag vom 03.10 1975 bei einer endgültigen Teilung oder Verkauf verrechnet werden. Im Teilungsvertrag vom 07.07.1998 gemäß § 3 Abs. 2 / § 2

Abs. 1 des Wohnungseigentumsgesetzes wurde der Geldwertanteil von mir, „Um des lieben Friedens willen“, nicht eingefordert.

Hobby, Vergnügen, Familie, Urlaub

Der Mensch kann nicht nur immer arbeiten sonst wird er sonderlich oder organisch krank. Dies sagte mir nicht nur mein Verstand sondern vor allem mein Magen, der bei mir als Überlastungsbremse fungierte und mich seit meinem Abendstudium zu Ruhepausen zwang. Seit der Trennung von meinen großen Freunden hatte ich immer den Wunsch, etwas bleibendes zu schaffen und war bereit dafür zu lernen oder schwer zu arbeiten. So kauften wir uns bereits 1960 einen Musikschrank und für jede freie Mark Schellackplatten. Als 1962 die Tonbänder publik wurden, kauften wir ein Tonband und nahmen die Musik und die Kapriolen unserer Kinder auf. In den 70 er Jahren kaufte ich zwei große Bandmaschinen, um über ein Jahrzehnt die Musik für die Schlussnummer- Show der Kappensitzungen von Gemütlichkeit und TGW zu schneiden. Seit 1975 wurde dann Musik auf Kassettendecks gesammelt bis insgesamt ein Großteil der Schlager und Volksmusik des gesamten 20.Jh. gespeichert waren. Leider war diese Megaarbeit umsonst, weil es 2005 keine Geräte mehr zum Abspielen gibt und die Tonqualität der Magnetbänder mit der Zeit abnimmt.

In den 60 er Jahren hörten wir spätabends bei Dunkelheit, in den an festen Wegen gelegenen Kiesgruben immer das Röhren schwerer Motoren. Am nächsten Tag sah man dann die Raupenschieber stinkenden Müll und in Fässern verpacktes Gut in die Gruben schieben und so begann ich irgendwann diese Stellen auf einer Flurkarte zu markieren. Der Handlichkeit wegen zeichnete ich einen Flurplan 1 : 10.000 und trug auch die Kiesgrubenabmaße ein, die ich selber mit einer 5m langen Latte ausgemessen hatte. Ich schätzte meine Ausmessung damals auf eine Genauigkeit von ca. 95% ein. Nun ergab sich die Frage: Wie sahen die Gewannen vor der Flurbereinigung 1936 aus und warum verlaufen Baumalleen Quer über die Gewannen? So entstanden dann die Flurkarten der alten Gewinnlagen und Wege für die ich etwa 130 Arbeitsstunden benötigte. Schließlich waren 12 Zeichnungen gefertigt die mit Texten versehen zu einer großen Geschichtsarbeit anwuchsen und 1982 im Selbstverlag als „Weilbach im Wandel der Zeiten“ veröffentlicht wurde. Nun, da mir Kataster,- Staats - und Gemeindearchiv nicht mehr fremd waren produzierte ich bis 2006 dreizehn große Geschichtsarbeiten in Buchform. Dabei kamen mir meine in den 60 er Jahren, in Volkshochschulen erworbenen Mal- und Zeichenkenntnisse sehr zu Hilfe weil ich alle Illustrationen selber zeichnen konnte. Diese Arbeiten nahmen in den Winterhalbjahren meine gesamte Freizeit in Anspruch. Dafür sind meine Bücher aber auch in der Deutschen Bibliographie enthalten, stehen in den Deutschen Staatsbibliotheken, den Hessischen Staatsarchiven, in einigen Universitätsbibliotheken und bei den Mormonen in Amerika. Meine Mitarbeit seit dem Jahre 2000 als Autor bei dem Jahrbuch des Main- Taunuskreises wurde im Grunde nur durch die oben aufgeführten Hobbyrecherchen möglich. Meine Bilder und Zeichnungen der 60.er und 70.er Jahre wurden zwar in vielen Ausstellungen, auf dem Oktoberfest und in der Stadthalle gezeigt, doch blieben sie für mich immer nur Illustrationen für meine Bücher und ich empfand sie nicht als „Kunstwerke“ und mich selber niemals als Künstler.

Das Vergnügen als wichtiges Kommunikationselement und Entspannungstherapie zur Gesunderhaltung besaß für Inge und mich einen hohen Stellenwert. Feste, Tanzveranstaltungen, Vereine, Dämmerschoppen oder Stehbierrunden erfüllten diesen Zweck. Es passierte schon mal, dass ich das Auto um 9 Uhr zur Unterbodenwäsche an die Tankstelle brachte und auf ein Bierchen an die Theke zum Schwanen ging. Wenn Inge dann um 14 Uhr in der Wirtshaustür stand und lächelnd verkündete, dass sie das Auto Heim fahren würde, zeigt dies eine Toleranz, an die beiderseits ausgeübt wurde. Schließlich kam es auch vor, dass Inge ohne mich mit ihren Vereinkameradinnen zum Maskenball oder zu diversen Ausflügen und Geburtstagsfeiern ging. Ich blieb oft bei den Kindern oder später bei den Enkeln zuhause und revanchierte mich mit einem deftigen Frühschoppen- oder Vatertagsbesäufnis. Nach 1965 entstand aus Inges Turnriege ein fester Freundeskreis, der wechselweise Privatfeiern arrangierte, Karnevaltanzgruppen aufstellte oder über ein Jahrzehnt eine große „Schlussnummer“ bei den Karnevalssitzungen gestaltete. Da kam es schon mal vor, dass wir beim Sommerfest in der geschmückten Garage bis 6 Uhr früh durchfeierten und klein Pia im Schlafanzug in der Runde erschien. Einmal erschien die Polizei drei mal in einer Nacht. Bürgermeister Hegmann, der jener Runde angehörte, konnte jedoch immer vermitteln. Allzu laut waren wir nicht, doch die große Garage wirkte wie ein Resonanzkörper in der Nachtstille und schließlich war einmal pro Jahr eine Privatfeier gestattet. Unseren Kindern gestatteten wir später die gleichen Freiheiten, sofern ihre Gäste sich entsprechen benehmen konnten.

Mit dieser Strategie funktionierte unser Familienleben sehr gut. Michael ging bereits um 1970 mit Schulkameraden der Realschule eigene Wege und Pia hatte neben ihren Hasen und anderem Getier immer viele Freunde um sich versammelt.

Über Michael gibt es wenig zu berichten weil er ruhiger und unkomplizierter war. Nachdem er sein Pfeif- und Uhrensyndrom überwunden hatte war er immer bei den Kindern auf der Spielstraße, spielte mit Klaus Abt Kanalbau in dessen Garten oder fing mit Harald Wendel Molche in den Kiesgruben. Er hatte die Tiere heimlich in einem Wasserglas auf dem Speicherpodest deponiert und als die Molche nachts die Treppen hinab hüpfen wurden alle Bewohner aufgeschreckt. Mit Michael wurde Inge spielend ohne Probleme fertig, aber er vergaß nichts und warf Inge auch später noch vor, dass man ihn ungerechtfertigt gescholten oder verdächtigt habe. Als der brave Bub an einem regnerischen Nikolaustag in den nachbarlichen Baugruben die Erdhänge herunterrutschte, waren die ledernen Kniebundhosen voller Schlamm. Oma Anna jammerte: „Ach duust duu den jetzt haache“? „Ach was“! meinte Inge, „der Kerl kimmt ins Bad un die Hoos` werd im Hof abgespritzt“! Wir hatten uns als Kinder auch zugesuht ohne gestraft zu werden. Und damals 1965 hatten wir ja bereits eine Waschmaschine.

1975 überschrieb uns Vater das Haus zu je ½ Teilen. Als Oma Anna am 26.07.75 starb, waren die Kinder wieder genau so frustriert wie bei dem Tod von Oma Greta 1972.

Pia das „brave Kind“ mit dem absoluten Musikgehör lernte seit 1974 Gitarre und Gesang bei einer qualifizierten Musiklehrerin ihrer Realschule. Da sie nun auch nachmittags viel Zeit mit ihren neuen Schulkameradinnen in Hofheim verbrachte, vernachlässigte sie den Kontakt zu ihren alten Kameradinnen, die mittlerweile als Tanzgruppe auf der Faschingsbühne Aufsehen erregten. Die Gruppe war vollzählig und Pia konnte nicht mitmachen. Da nun Inge und Michael in der

Schlussshow mitwirkten und Inge noch Büttenreden hielt, machte ich Pia den Vorschlag als Bänkelsänger mit zwei Gitarren oder Gitarre und Akkordeon aufzutreten. Wir machten dies einige Jahre erfolgreich bis Pia zu der singenden Jugendgruppe „Die Hooseblooser“ überwechselte.

Das war eine wunderschöne Zeit und wenn das Akkordeon schon vor Ort war, wurde es auch in der Sektbar bis morgens früh eingesetzt und der Erfolg gefeiert. Ein weiterer Höhepunkt war dann, eine von unserem Freundeskreis organisierte „Sonntagspartie“ in der Turnhalle mit vielen Aktiven der Weilbacher Fastnacht. Wenn man nun noch die diversen Maskenbälle und Hausmaskenbälle der Kampagne hinzu addiert, so hatten wir doch sehr viel Vergnügen erlebt.

Mit längerem Urlaub war es bei uns schlecht bestellt. Die Kinder wollten immer anders wie wir und dann wurde gemotzt und getrotzt. Später war unser kleiner Hund ein Hemmschuh und so blieb ich lieber zuhause. Trotzdem waren wir 1974 für 3 Wochen mit Familie Lehmann in Latsch (Vinschgau). Nach drei kleinen Bergwanderungen streikte Pia energisch und ging mit der Haustochter ins Schwimmbad, während die Restgesellschaft mal zum „Similaungletscher“ oder auf den Hausberg aufstiegen. Michael, Claus und ich machten eine große Bergtour über die „Zufallhütte“ und Gletscher auf den „Scheffendale“ und den Versuch zur „Königsspitze“, der wegen Schlechtwetter abgebrochen wurde. Bereits 1972 waren wir mit dem gesamten Freundeskreis schon einmal in Alcudia (Mallorca). Meiner Familie gefiel es dort sehr gut. In den drei Wochen war mein Türschloss kaputt und wurde trotz meines täglichen Protestes nicht repariert. Unter uns lärmender Barbetrieb bis morgens früh und vor unserem Fenster das Schwimmbad. Der Hausstrand war bei brütender Hitze total überbelegt, unterhalb des Strandes mündete die Kloake in das Meer und ich hatte aufgrund der fremden Kost allergrößte Magenschmerzen. An Nacht und Mittagsschlaf war überhaupt nicht zu denken, weil der Wind bei geöffnetem Fenster die Tür klappernd bewegte, obwohl die gefüllten Koffer davor lagen. Zu allem Überfluss machten mich mehrere Zimmernachbarn unter übelstem Geschimpfe für die Geräusche verantwortlich und lehnten eine Unterstützung meiner Beschwerden an der Rezeption höhnisch ab. Und dies in einem sogenannten 4 Sterne- Hotel. Ich war überglücklich als es nachhause ging und fuhr niemals mehr zu einem Badeurlaub in den Süden. Zwei Badeurlaube 1971 und 1976 an inländischen Badeseen mit den Kindern hingegen bereiteten mir große Freude. Schließlich machten die Kinder mit ihren Realschulklassen längere Klassenfahrten und Schüleraustausch in England mit und konnten auf einen zusätzlichen Familienurlaub verzichten. Dies war dann die Zeit, wo wir ohne Kinder mit Familie Tetart Berg- und Badesees- Urlaube in Tirol verlebten. Harte Bergsteigerurlaube machte ich mit zwei Bergkameraden ohne Inge. Dies war neben wenigen Bildungsreisen in Europäische Hauptstädte unsere gesamte Urlaubsbilanz. Es war noch nicht einmal 10 % dessen, was unser Freundeskreis oder die Verwandtschaft an Urlaub konsumierte. Inge machte mir oft den Eindruck, dass sie mit ihrem „Urlaubsmuffel“ unzufrieden war, doch war Sie aber auch nicht bereit, ihren Hund mit zu nehmen. Ich aber lehnte es ab das Tier in Pflege zu geben weil es sehr darunter litt.

Ausbildung Einbildung Lebensart

Der Begriff „Ausbildung“ sagt aus, dass wir etwas aus uns heraus bilden. In Wirklichkeit ist damit aber gemeint, dass wir etwas hinein bilden, was man von der Wortprägung her als „Einbildung“ bezeichnen müsste. Diesen Fehlbegriff „Einbildung“ könnte man auch durch die Begriffe glauben, vermuten, erhoffen oder erwünschen bzw. Wunschdenken ersetzen. So bildeten sich die Menschen seit frühester Zeit ein diese Welt durch Kriege zu verbessern. Die Glaubensgemeinschaften erhofften sich durch ihre Existenz den ewigen Weltfrieden und die Politiker unseres Landes glaubten die Menschen unserer Zeit über Wohlstand glücklich und gesund zu machen. Alle Einbildungsvisionen der Weltkulturen erreichten aber genau das Gegenteil. Kriege zerstören unsere Erde, Glaubensgemeinschaften werden wegen Eigendominanz sowie Vorherrschaftsansprüchen die Menschheit teilweise oder ganz vernichten und meine Zeitgenossen wurden durch den Wohlstand egoistisch, unzufrieden und krank. Wir sollten einmal in der Genforschung nachfragen, ob unser Evolutionsprogramm dieses eingebilddete Wunschdenken überhaupt in seinem Programm haben will oder hat. Betrachten wir doch

einmal unser Zeitgeschehen ironisch. Bundeskanzler Erhard bildete sich in seiner Amtszeit von 1963 bis 1966 ein, uns mit ständigen Maßhalteparolen glücklich zu machen und das Volk bildete sich ein diesen Appellen in den Biergärten nachzukommen. Georg Kissinger hielt es von 1966 bis 1969 ähnlich und Willi Brand (SPD- Kanzler von 1969 bis 1974) hatte infolge seiner Emigration weniger Ausbildung als Einbildung. Er glaubte, dass viele Anhänger an seiner schleimigen Art haften bleiben, wurde aber 1974 etwas anderes gelehrt. Helmut Schmidt (SPD) hatte von 1974 bis 1982 kein Einbildungssyndrom und regierte gut und sachlich. Leider wurde er von eingebilddeten Politikern aller Fraktionen zur Aufgabe veranlasst. Helmut Kohl (CDU) bildete sich von 1982 bis 1998 ein, er habe ein Regierungskonzept. Ich konnte aber keines erkennen obwohl ich ihn gewählt hatte, weil die anderen noch weniger aufzuweisen hatten. Der größte Einbildungskünstler war dann Gerhard Schröder (SPD / Grüne) von 1998 bis 2005. Er glaubte mit hinhaltenen Versprechungen ein Volk aus der Krise zu ziehen, in die es alle Parteien gestürzt hatten. Nun haben wir alle die Einbildung, dass die seit 2005 amtführende CDU / SPD- Koalition unser Land aus der Krise führt. Ihr erstes Amtsjahr unter Angela Merkel war aber bisher nicht überzeugend verlaufen. Diese Ausführungen sollen aber nicht als böartige Kritik verstanden werden, denn ich selber war in obigem Sinne auch eingebilddet. So bildete ich mir während meines Studiums ein, der Teilchenbeschleuniger bei Hamburg würde mittelfristig große Erfolge bringen, Fusionskraftwerke würden bis zum Jahre 2000 unendliche Energie ohne Schadstoffausstoß erzeugen, die Menschheit wäre infolge unserer modernen Kommunikationstechniken total befriedet, hätte keine Hungerprobleme mehr und die Welt wäre auf halbem Wege zum „Garten Eden“. Leider ist genau das Gegenteil eingetreten. An eine Prognose aber glaubte ich nie. Nämlich an die Annahme von ständigem Wirtschaftswachstum, insbesondere der Autoindustrie. Da nun auch hier meine Einbildung nicht der Realentwicklung entsprach und das Autoaufkommen noch immer wächst, kann ich die Fehleinschätzungen anderer Zeitgenossen nicht kritisieren.

Die Lebensart meiner Zeitgenossen finde ich aus meinem Blickwinkel nicht allzu großartig oder gar sehr gut. Wenn ich als 20 jähriger alte Männer über Weilbacher Ereignisse befragte, erhielt ich oft bärbeißige grobe Antworten. Als 35 jähriger

waren dann die Antworten fast freundlich und als 50-jähriger mit „Anfangserfolgen“ erhielt man freundliche, zuvorkommende Auskünfte. Die Frauen waren da viel mitteilungsfreudiger. Es waren aber immer nur wenige Dorfgenossen, die durch ihr aggressives Verhalten auffielen und dafür im Dorf- und Vereinsleben bekannt waren. Wenn irgend möglich mied ich die Gesellschaft solcher Typen und lernte aus ihren Auseinandersetzungen. Nicht immer aber waren solche Außenseiter für mich erkennbar, weil sie sich mit dem blumigen Mantel ihrer Selbstherrlichkeit tarnten. Nun empfinden sich alle Lebewesen dieser Welt als Mittelpunkt und reagieren mit Eifersucht, wenn der Lebensnachbar besser ist, mehr Können besitzt oder mehr bewundert wird. Hieraus entwickelte sich im Laufe der Evolution ein Empfinden welches wir als „Geltungsbedürfnis“ bezeichnen. Solange dieses Bedürfnis im Normalbereich liegt, haben alle Wesen ein gutes „Miteinanderverhalten“. Ist dieses Bedürfnis aber übersteigert oder krankhaft bzw. suchtartig, dann gehen mit dieser Abnormalität Neid und Missgunst einher. Geltungssucht ist dann wohl auch verantwortlich für das gesamte Weltgeschehen und viele dieser „Süchtigen“ stehen dann als Helden in den Geschichtsbüchern. Die Evolution benötigt offensichtlich viel Bewegung, um ihren Zweck erfüllen zu können.

Im alten Weilbach waren die letztgenannten Eigenschaften der Grund, weshalb es in der Gemeinde und dem Vereinsleben sehr viele Turbulenzen gab, die ich bis in die 70.er Jahre beobachtete. In den 90.er Jahren waren infolge des Wohlstandes und der großen Zerstreungspalette solche Auseinandersetzungen kaum noch in der Öffentlichkeit zu beobachten. Diese Empfindungen sind aber im Menschen verankert und so konnte ich im engeren Freundeskreis die Beobachtung machen, dass man echte Erfolge von Inge oder mir überhaupt nicht wertete oder erwähnte, wogegen man eigene kleinere Erfolge überbewertete. Wir nahmen dies niemals übel, weil wir die Freunde nicht verlieren wollten, haben es aber registriert. Innerhalb der Großfamilie blieben wir weitgehend von diesem Übel verschont. Im erweiterten Freundeskreis bereiteten mir aber Kurt Germer, Theo Schmidt und Fritz Keller sehr viel Kummer mit ihren Aggressionen für die ich keine Begründung fand, weshalb ich sie auf obige Fehlempfindungen zurückführen muss. Ihre Aussagen und aggressiven Vorwürfe waren: „Deine Bücher sind alle erlogen, bzw. deine Informanten sind unglaubwürdig, alt und verkalkt, was ich so nicht hinnehmen kann. Ich muss hier unbedingt davon ausgehen, dass sie meine Definition der „Überlieferungsschritte mündlicher Kernereignisse“ nicht verstanden oder aus Eifersucht nicht verstehen wollten. Kurt war der schlimmste von ihnen und als ich ihn immer wieder fragte „warum“, sagt er stets: „Des waast du ganz genau!“ Um irgendwann zu antworten: „Er wisse den Grund nicht mehr“. Theo stellte alles im Beisein unserer Ehefrauen als „Frotzelei“ hin und Fritz verweigerte die Auskunft. Aus ihren Aggressivitäten entnahm ich, dass sie sich über mich absprachen. Die drei Scheinfreunde hatten alle im Beruf- und Dorfleben sehr gute Positionen inne und hätten es nicht nötig gehabt auf einen Freund eifersüchtig oder missgünstig zu sein. Nun machen die drei bei ca.4000 Einwohner in Weilbach noch nicht einmal drei Promille aus. Rechnet man eine hohe Dunkelziffer hinzu, käme man vielleicht auf 3 % Querulanten, was dem ehemaligen Frustpotential des alten Weilbach in etwa entspräche. Die Lebensart der Weilbacher wäre demnach heute als gut zu bewerten. Sie sind friedlich, fleißig, kommunizieren in vielen Vereinen und der Großteil verbringt viel Zeit vor dem Bildschirm. Trotz dieser guten Diagnose ist aber Vorsicht im Umgang mit den Zeitgenossen geboten weil man ja nie weiß wie der Einzelne gerade einmal reagiert. Soweit also fürs erste über die

Lebensart im Privatleben. Die berufliche Lebensart wird zwei Absätze später nochmals zum Thema gemacht.

Nun hatte ich 1978 mit Wilfried Theiß zusammen eine Bilderausstellung während des Oktoberfestes organisiert auf der ich unter anderem ein großes Relief vom Weilbacher Schloss vorstellte. Wir hatten eine sehr gute Resonanz und ich verkaufte anschließend viele Abgüsse in Zinn, Kupfer und Bronze. Unser Erfolg lockte viele andere Hobbykünstler an mit auszustellen und so stifteten wir einen Teil unserer Arbeiten für eine Verlosung zu Gunsten der Blaskapelle oder auch für soziale Zwecke. Die Ausstellungen waren sehr erfolgreich jährlich über ein Jahrzehnt hinweg. 1979 sprach mich der Flörsheimer Kulturdezernent Gerhard Thomas an, ob ich während des Sommerfestes meine Werke in der Kirchscheule ausstellen wolle. Da ich nun viele meiner Bilder verkauft hatte und sie als „Leihgaben“ hätte besorgen müssen bat ich darum, dass noch ein weiterer Aussteller mitmachen möge. Irgendwie wären dann mehrere in Frage gekommen, weshalb man sich entschloss, eine gemeinsame Ausstellung in der Stadthalle zu arrangieren, die zu größtem Erfolg führte. Bei den Eröffnungen hielt ich immer die Dankesrede im Namen der Aussteller, die 14 jährige Pia umrahmte die Feier mit Gesang sowie

Gitarrenspiel und ein Rustikales Büfett erfreute die Gäste während ihrer Kunstbetrachtung. Außerdem konnten die Besucher noch, die in meiner Drehorgel versteckte Schnaps- Bar genießen. Pia hatte sich zu einer hübschen, schlanken jungen Dame entwickelt. Wer das kleine pummelige Fressmonster von früher kannte, das waagrecht über seinem Gemüsesuppenteller hing und laut schlüpfend ihre Lieblingsspeise einlöffelte, konnte sich nun lautstark wundern. Als ich der dreijährigen einmal vor dieser Lieblingstätigkeit von den Hungersnöten in den Eiszeiten erzählte, aß sie vorsorglich drei Teller voll Suppe und schlief dann erschöpft in ihrem Stühlchen ein. Im Laufe meiner 10 Ausstellungsteilnahmen stellte ich alle heimatgeschichtlichen Bücher samt kolorierten Illustrationen und Zeichnungen aus und beendete dann meine Teilnahme, weil mir die Arbeit einfach zu viel wurde. Mit dem Ende der Weilbacher Oktoberfeste stellte ich auch in Weilbach 1990 die Ausstellungen ein. Die Zeit dieser Veranstaltungen war sehr schön, und man wurde in der Stadt sowie durch die Lokalpresse auch im Umland bekannt. Der Verkauf meiner Bilder und Bücher wurde dadurch aber nur wenig beeinflusst. In Sachen Hobbyarbeit machte ich nun eine lange Pause und wurde erst wieder im Jahre 2000 als Mitautor zum Main- Taunuskreis- Jahrbuch wieder aktiv.

Mit diesen Ausstellungsschilderungen sind wir der Zeit wieder weit voraus geeilt, obwohl wir uns noch im Jahre 1978 / 79 befinden. Schwager Norbert Schleidt` s Cousin Dieter Wolf war Bürgermeister geworden, das Kurhaus wurde verkauft, die Blaskapelle der Gemütlichkeit gab ihr erstes Konzert im Schlosshof, ein weiteres Konzert zu Ehren von Willi Müller in unserem Garten und die ganze Familie Lixenfeld wirkte auf der Fastnachtstage mit. Pia und ich als Gesangsduo sowie Inge und Michael in der Schlussnummer. Kein Wunder also, dass ich wieder einmal reif für eine Reha- Kur in Bad- Neuenahr war. Ich habe kein Recht mich über das überschäumende Temperament meines Töchterchens zu wundern, denn ich selber hatte infolge Überlastung meinen Magen wieder einmal total nach unten gewirtschaftet. Die GRKW- Gründung 1980 nahmen wir nicht wahr und die Krawalle um die Startbahn- West 1981 ließen uns auch kalt. Mit unserem Opelrecord den wir seit 1975 fuhren machten wir mit unserem Hund dann 1981 eine wunderschöne Urlaubsreise auf den Fichtelberg und an die beiden Mainquellen. 1982 trat

ich dem Historischen Verein Rhein- Main bei. Außerdem verlebten wir einen Urlaub mit Horst und Ilse in den Lienzer Dolomiten und außerdem noch eine Reise an die Ostsee, Hamburg, Nordsee, Helgoland, Bremen und Märchenstraße.

Nun hatte ich zwar angekündigt meinem weiteren Berufsleben weniger Platz zu widmen, aber ganz ohne die „Lebensart“ dieser Lebenszeit zu erwähnen geht es auch nicht. Immerhin verbringt man mehr Zeit im Berufs- als im Dorfleben. Ich war ja nun bereits seit 02.07.1973 bei der Hoechst AG. in der Anlagenplanung beschäftigt und kann hier nun die unterschiedliche Lebensart meiner Kollegen von 1949 bis heute beurteilen. Gleich zu Anfang sei hierzu bemerkt, dass alle Beschäftigungsverhältnisse durch die dienstliche Vorteilnahme zu Gunsten des Arbeitgebers und die private Vorteilnahme zu Gunsten des Arbeitnehmers zu Stande kamen. Sie sind untrennbar miteinander verknüpft und solange sie im Gleichgewicht sind, ist es ein gerechtes Verhältnis. Wenn ich aber als Lehrling für gute, 48 - Stündige Arbeit 6 DM bekomme stimmt das Verhältnis nicht. Ich reagierte auf die Ausbeutung mit krank feiern und nahm damit meinen Vorteil wahr. Wenn nun der Meister von uns Althrohr zu Neurohr machen lies und diese zum Neuwert verrechnete und der Geselle Altblei entwendete nahm ich für mich die gleiche Vorteilnahme in Anspruch. Dies geschah also zwischen Firmeneigner und Angestellten.

Bei der Großfirma Opel AG fanden diese Vorteilnahmen zwischen Arbeitern und Angestellten statt. Ich kalkulierte dort meine Arbeiten selber so großzügig, dass ich meine Schutzvorrichtungen nur entwarf und montierte. Die Kolonnenführer, die meine Kleinaufträge fertigten glichen damit Leerlaufzeiten ihrer Mitarbeiter aus und hatten somit ihren Vorteil. Ich nutzte dann meinen Zeitvorteil, um meine Schulaufgaben zu machen oder während der Arbeitszeit Spezialkurse zu besuchen. Hier wiederum half ich einem Kollegen der Mitarbeiter im Werkzeug- Zentralmagazin war. Von ihm bekam ich wiederum alle Werkzeuge für mich oder meine Kollegen im Umfeld, denen ein Werkzeug abhanden gekommen war. Durch diese und viele weitere Verbindungen war ich bekannt und beliebt. Die Nachbarkolonnen hatten keinen Leerlauf, alle Aufträge wurden zügig erledigt, was sowohl dem Betrieb Vorteile brachte als auch uns selber. Ich hätte bei allergrößtem Fleiß Einsatz niemals mit eigenen Händen so viele Aufträge ausführen können wie ich durch Fertigungsvergabe erledigte. Man könnte nun diese Beispiele unendlich fortsetzen denn auch in kleinen Dingen findet die Kommunikation in ständiger gegenseitiger Vorteilnahme statt und wird nur durch nichtbeteiligte infolge Neid oder Missgunst gestört. Bei Schuf- Armaturen war die Struktur wieder ganz anders. Dort hieß also der Eigentümer Dr. Schwärzel. Ich als Konstrukteur und späterer technischer Leiter strebte mit den Mitarbeitern in der Werkstatt bzw. Fertigung sofort eine gute Zusammenarbeit an. Zeigten sie mir einen Fehler in meinen Zeichnungen bevor Unkosten wegen Ausschuss entstanden, belohnte ich sie mit einer Runde Bier. Da sich nun Dr. Schwärzel weigerte, die „Bierkosten“ aus der „Kaffeekasse“ zu übernehmen nahm ich mir den Gegenwert unter anderem in Gebrauchsmaterial mit. Dabei fragte ich Dr. Schwärzel scheinheilig, ob ich dies oder das mitnehmen darf, gab nur einen kleinen Teil meines Bedarfs an und zahlte einen kleinen Betrag in die Kaffeekasse. Der Hauptgewinner in diesem Deal war immer der Betrieb.

Nachdem ich eine Siebmaschine für die Hoechst AG konstruiert hatte, befragte mich Direktor Gensmantel um die Konstruktionsstunden. Da ihm die Zeit zu wenig war, verdoppelten wir die Konstruktionszeit. Als ich zufällig im Archiv die Rechnung sah hatte er darin meine ursprüngliche Zeit versechsfacht. Das gleiche

Schlitzohr legte mir montagsmorgens drei Zeichnungen vor, die seine Lebensgefährtin für uns zuhause angefertigt hatte. Ich kannte die Arbeitsweise der Dame und nannte ihm die doppelte Zeit, die ich normal geschätzt hätte. Er war sichtlich zufrieden und nachdem wir noch 10 % zugeschlagen hatten, unterschrieb ich seine Lohnforderung an den Betrieb. Als ich ihm später meine eigene Heimarbeit zur Unterschrift vorlegte hatte ich meine Zeit mit 2,5 multipliziert. Da schaute er mich über die Brillengläser grinsend an und unterschrieb meine Lohnforderung wortlos. Hätte der Betrieb diese Konstruktionszeichnungen in einem Ingenieurbüro anfertigen lassen, hätte dies den 10-fachen Betrag gekostet. In allen Fällen dieser Vorteilnahmen hatte der Betrieb den Hauptvorteil.

Wieder ganz anders war die Lebensart und Zusammenarbeit in der obersten Planungsabteilung der Hoechst AG, der ich nun angehörte. Wir waren eine Kerntruppe die ständig mit Akademikern aufgefüllt wurde. Diese arbeiteten während der gesamten Planungs- und Bauphase der Neuanlage mit uns zusammen und wechselten dann nach Inbetriebnahme des Objektes als Betriebsführer oder Direktor in den Neubetrieb über. Nachdem ich vorher mehrere Jahre als Konstrukteur und Kundenberater unserer Produkte von Schuf- Armaturen in Hoechst tätig war, kannte ich viele Betriebsführer und Betriebsingenieure. In den Werkstätten fand ich ehemalige Berufsschulkameraden als Meister und Vorarbeiter wieder. Diese Kontakte pflegte ich von Anfang an mit besonderer Sorgfalt und bei vielen Jubiläums- und Geburtstagsfeiern weitete ich meinen Bekanntenkreis weiter aus. Nachdem ich dann nach dem zweiten Großprojekt die Verfügungslisten und den Kostenvoranschlag verwaltete sowie Zahlungsmittel an die Dienstleister ausschrieb, kam es immer einmal vor, dass man mich wegen Anschaffung eines Lötautomaten oder Analysegerätes um einige Tausend DM mehr bat. Wenn die Reserven des Kostenvoranschlages und das Vertrauensverhältnis dies zuließen erfüllte ich solche Wünsche immer, weil dies für alle billiger war als einen Nachtrags KA aufzustellen. Auf diese Weise bekamen wir über das Prinzip der Vorteilsnahme als Gegenleistung einen Kühlschrank oder Mikrowellenherd in unser Bürozimmer. Dies konnte der Nehmerbetrieb jederzeit kaufen, wir jedoch als Geldgeber bzw. KA-Verwalter nicht. Dabei musste man nur aufpassen, dass man die vermehrte Geldausschreibung glaubhaft formulierte damit die zu unterschreibenden Vorgesetzten, das Kreditbüro und die Revision keinen Verdacht schöpften. Waren die Summen größer als 50.000 DM, war es ohnehin ratsam mit dem Betriebsführer und Abteilungsleiter Rücksprache zu halten. Um größere Lücken in der Projektkasse auszugleichen war es mir mehrfach gelungen, Rührwerke oder Behälter über 200.000 DM oder mehr vom Apparatelager zum Nulltarif in das Projekt zu holen. Dazu musste man allerdings wieder die Betriebsführer als Eigentümer dieser Apparate direkt oder indirekt kennen und bereit sein auch ihnen eine Vorteilnahme zukommen zu lassen. Auf diese Weise wurden bei unserem letzten Projekt von 160 Mio. DM sehr viel Geld für das Projekt selber eingespart.

Selbstverständlich hatte auch ich privat viele Vorteile. So bekam ich gut erhaltene Gerüstbohlen, die bei einem Brand über die Versicherung abgeschrieben wurden. Diverse neue Schrauben, die man nach Arbeitsende aus Zeitgründen oder aus Bequemlichkeit in eine Kiste kippte, ansammelte und mir als Schrott, inclusive Ausgangsschein kostenlos überlies. Dies war in „jener Zeit den Überflusses“ allgemein so üblich. VA-Elektroden die man nach Auftragsabschluss aus Sicherheitsgründen nicht mehr in das Lager übernahm und verschrottete. Neue VA-Blechab-

fälle und Rohre die man nicht mehr in der Produktion verarbeitete und viele Dinge mehr. Wichtig war nur eines: Für alles was man aus dem Werk schaffte, musste man einen Ausgangschein haben sowie auch die nötigen Beziehungen die Dinge zu erhalten. Ich hatte in den 20 Jahren meiner Hoechstzugehörigkeit allerbeste Beziehungen vom Arbeiter bis zum Direktor, dem ich bei seinem Ausscheiden das Laudatio hielt. Dieses „Glück“ musste man sich allerdings verdienen indem man zu allen Menschen fair und immer hilfsbereit war. Dies war aber nur möglich wenn man die Zeit dazu hatte. Dies war wiederum nur über das Prinzip der gegenseitigen Vorteilnahme gegeben, indem man über gegenseitige Hilfe Zeit gewinnen konnte. Trotz obiger Kompromissmethoden bescherte mir die Summe meiner Tätigkeiten werktags im Betrieb, sonntags und selbst in der Urlaubszeit zuhause außergewöhnlich lange und harte Arbeitstage.

Zusammenfassend zum Thema Vorteilnahme kann man sagen: Dort wo die Partnerschaft in ausgewogenem Verhältnis beiderseitiger Vorteilnahme stand, war unsere Welt in Ordnung. Ab etwa 1970 wurden aber durch die Medien immer mehr Fälle aus Politik und Wirtschaft bekannt, die diese „Ausgewogenheit“ in grösster Weise verletzen. Staatsanwaltschaft und Gerichte schalteten sich ein und wir erfuhren durch die Medien von Korruption, Wirtschaftsverbrechen, Schwarzgeld- und Steuerbetrugsdelikten in den Parteien und in der Wirtschaft, die vor Gericht Schlagzeilen machten. Die Regierung selber stellte die Weichen hierzu, in dem sie GmbH.- Gesellschaften mit beschränkter Haftung zuließ in der die Gesellschafter nicht hafteten. So konnte der Bauunternehmer Schneider Milliarden schulden machen, Insolvenz anmelden und Tausende kleinere Betriebe in den Ruin treiben, während es ihm selbst noch immer gut geht. Von 1970 bis 2005 haben viele tausende GmbH.- Gesellschafter dergleichen getan und einen gigantischen volkswirtschaftlichen Schaden verursacht, ohne ihr persönliches Vermögen zu verlieren. Meine Zeitgenossen und ich konnten diese Exzesse nie verstehen. Noch weniger verständlich waren uns die Tatsache, wie ein der Vorteilnahme angeklagter Ministerpräsident (Oswald) von Hessen gesagt haben soll: „Wenn ich wegen Vorteilnahme ins Gefängnis komme, geht die halbe SPD mit mir“. Sein Verfahren wurde dann nach heftigen Turbulenzen eingestellt. Genau so unverstänglich fanden wir die Einstellung des Verfahrens 2003/06 gegen den obersten „Mannesmann- Manager“ und Konzernchef Klaus Esser, der bei dem Verkauf einer Tochterfirma an Vodafone persönlich 57 Mio. Euro an Prämien und Pensions erhielt. Der oberste Chef der deutschen Bank Ackermann sowie der höchste IG- Gewerkschaftsboss Klaus Zwickel gingen wegen dem Tatbestand der Untreue als Mitangeklagte, in diesem „spektakulärsten deutschen Wirtschaftsprozess“ ebenso straffrei aus. Diesen Prozessen wegen ungleicher Vorteilnahme (Bzw. Korruption) steht dann das Verfahren des Krifteler Bürgermeisters gegenüber der wegen einigen Tausend DM, noch als schwerkranker Mann, gnadenlos auf dem Totenbett verurteilt wurde. In den letzten 20 Jahren verging keine Woche wo nicht solche gesetzeswidrige Fälle aus Wirtschaft und Politik die Schlagzeilen füllten. Wie kleinen Leute waren unsäglich schockiert darüber. Von unseren gewählten Volksvertretern waren keine Abhilfen zu erwarten weil viele von ihnen bis zu zehn Nebenerwerbstätigkeiten in Aufsichtsräten und anderen Gremien inne hatten. Dies hatte zur Folge, dass sie befangen sind, außerdem nur wenig Zeit für ihre Mandatsarbeit hatten und die Ausarbeitung ihrer Gesetze mehr als mangelhaft waren. Sie haben unser Land in den letzten dreißig Jahren in den Ruin geführt, haben in der Hochkonjunktur Schulden gemacht dessen Zinsen bereits 2005 nicht mehr bezahlbar waren.

Deutschland ist von der Spitze, zum Ende des Weltwirtschafts- wachstums gefallen. Außerdem zeichnet sich ein großer Bildungsnotstand ab. Das Verhältnis der Vorteilnahme zwischen Staat, Bzw. Wirtschaft und Bevölkerung war und ist aus meiner Sicht katastrophal und korrupt. Aber auch die Steuerpolitik gegen den kleinen Mann kann so nicht weiter gehen!

Die 80´er Jahre

So lieb, anhänglich und zutraulich wie Michael als Kind war, erlebten wir ihn später nicht mehr. Während und nach der Pubertät war er gegen uns oft verschlossen, worunter Inge sehr litt. Wenn er sich aber einmal mitteilte, dann nur an Inge. Da ich ihn nun niemals weder geschlagen noch mit groben Worten traktiert hatte ging Inge, ob seiner Verhaltensweise mit ihm zu einem Psychiater. Der superkluge Mensch nun führte in seinem Befund das Fehlverhalten auf die „Überstarke väterliche Persönlichkeit“ zurück, was ich nie verstehen konnte. Ein behütetes Kind mit allen Spielsachen seiner Zeit beschenkt, mit Volksschule und Realschule soll unter einem starken Vater leiden? Der Vater, ein Kriegskind aus armer Arbeiterfamilie, infolge Krieg mit effektiv nur vier Jahren Volksschulbesuch, Zwangslehre und Abendstudium was einem Vierzehnstunden- Arbeitstag gleichkam? Mir ist nun zwar klar, das sich die Psyche aus dem persönlichen Empfinden, dem Unterbewusstsein und der genetischen Erbmasse zusammen setzt. Wieso man aber seinem Kind schadet weil man schwer arbeitet, um der Familie eine bessere Zukunft zu bieten ist wohl nicht ganz plausibel. Der Mann wurde hier wohl ein Opfer seiner Fantasie. Aber auch Michaels Fenstersturz im 16.ten Lebensjahr hatte nichts mit damit zu tun. In jenen Tagen berichteten die Medien überall von Jugendlichen, die sich nach Einnahme einer marktgängigen Droge aus dem Fenster stürzten . Der ungemein lebhafte Besuch bestimmter Freundinnen nährte in mir einen schlimmen Verdacht, dass jene hier etwas manipuliert hatten. Genauso hatte er wenig später seinen nächtlichen Autounfall nicht selber verschuldet. Ich hatte den dringenden Verdacht, dass er seiner sehr lebhaften Freundin nächtlichen Fahrunterricht erteilte und ihren Unfall in seiner Gutmütigkeit auf sich nahm. Beide Kinder hatten halt ihre Probleme mit dem Verkehr.

Ab seinem 18.ten Geburtstag machte Michael dann was er wollte. Er lebte in einer Kommune und verdiente sich sein Geld als Barkeeper. Jegliche Auskunft über seine Zeugnisnoten wurde uns vorenthalten. Ein Gespräch mit seinem Rektor vor dem Abitur wurde mir aus gesetzlichen Gründen verweigert. Danach erfuhr ich nichts über sein Studium bis die Kindergeldkasse Zahlungen von mir zurückverlangte, weil er sich aus Vergesslichkeit zu spät immatrikuliert hatte. Man zitierte mich vor das Gericht und nachdem ich glaubhaft dokumentiert hatte, dass der Gesetzgeber selber es verhindert meinen Sohn zu kontrollieren weil mir durch seine Gesetzgebung jegliche Auskunft verweigert wird, wurde ich erst einmal schuldig gesprochen. Dieser Spruch löste bei dem reichlich anwesenden Saalpublikum Gemurmel und auch laute Proteste aus. Später bekam ich dann Bescheid, das Verfahren sei eingestellt. Irgendwann erfuhr ich dann von seinem Abbruch des Elektrotechnik- Studiums und dem Neuanfang im betriebswirtschaftlichen Bereich, bzw. seinem Examen. Sein Zimmer hatte er bei uns schon lange wieder bezogen und er arbeitete nacheinander bei mehreren Firmen als Diplom- Betriebswirt.

Pia war in der Berufsschule und den Ausbildungsbüros bereits immer durch ihre Persönlichkeit aufgefallen. Durch ihren Umstand wurde sie aber jetzt in allen Parallelklassen zum Mittelpunkt. Selbst ihr Schuldirektor Hoffmann, mein ehemaliger Kollege aus der Anlagenplanung meinte: „Also Deine Tochter ist unser Star. Sie hat uns wieder auf dem Schulfest mit ihrem Gesang erfreut und ihre Lehre wird sie auch bei uns erfolgreich abschließen“.

Bei aller Schwerstarbeit und Stress dieser Jahre hatte ich die in den 70 er Jahren recherchierten und gezeichneten Pläne von Weilbach mit einem Text versehen und als Buch gebunden veröffentlicht. Da meine Bitte um Kostenbeteiligung seitens der Stadt erfolglos war, konnte das Buch „Weilbach im Wandel der Zeiten“ 1982 nur im „Selbstverlag“ hergestellt werden. Es erregte aber trotzdem Anerkennung und Aufmerksamkeit in der Region. Im gleichen Jahr wurde ich Mitglied im „Historischen Verein Rhein- Main- Taunus E.V.“. Genau wie in Weilbach, zweifelte man auch in diesem Verein die Genauigkeit mündlich überlieferter Ortsgeschichte an. Die Zeitgenossen wollen einfach nicht wahrhaben, dass man diese Überlieferungsschritte im Regelfall vom Großvater zum Enkel annehmen kann. Rechnet man für diesen Schritt 60 Jahre, dann ist man bei 5 Überlieferungen etwa 300 Jahre in der Vergangenheit. Bei 5 mündlichen Weitergaben aber, kann ein „Kernereignis“ nicht wesentlich falsch überliefert sein. Bei den Details muss man halt eben Abstriche machen oder nach weiteren aussagekräftigen Dokumenten suchen. Wie es der Zufall so will hatte ich parallel zu obigem Buch auch das Manuskript meines 1983 erschienenen Buches „Die Weilbacher Kerb is doo“ bereits fertig. Die Ursprünge seiner Entstehung gehen auf einen Kerbfrühschoppen der 60er Jahre zurück. Damals saßen Lori Buch, Bernd Mucha und ich in der Menschengefüllten Kneipe und sorgten, uns im Musizieren ablösend, für Stimmung. Als die Kerbeburschen das Lokal betraten und wir sangen sah ich, dass sie die Texte gar nicht mitsingen konnten. Meine Fragen, warum die Burschen das Liedgut nicht kannten und ob die Alten die Texte wenigstens aufgeschrieben hätten wurden allseits verneint. Somit begann ich auf der Stelle, die Anwesenden über die alten Liedtexte zu befragen, vermerkte das Ergebnis auf Bierdeckeln und bekam noch Tipps, wen ich in Weilbach noch befragen könne. Umfangreiche Recherchen in den Folgejahren summierten sich dann zu dem Manuskript in dem ich Illustrationen, Notenschriften und Texte eigenhändig erarbeitete. Zusammen mit den Bilderausstellungen und den Selbsthilfearbeiten an Haus und Hof war ich täglich wie eh und je 14 bis 16 Stunden am arbeiten. Es ist wohl jedem klar, dass ich dann für Fußball und anderes keine Zeit mehr hatte. Das erste Brunnenfest an der neu gefassten Schwefelquelle auf Pfingsten 1983 wurde allerdings trotz meiner Überbeschäftigung zünftig mitgefeiert. 1984 war die Kurhausrenovierung angesagt und ich begann eine Serie von Geschichtsexkursionen in und um Weilbach.

Das größte Ereignis 1984 fand dann am 21.04. statt als Enkel Adrian in Hofheim geboren wurde. Als Pia wenige Tage später mit dem Kleinen ins Haus kam, schlief ich auf meiner Liege im Garten und Graziella (Grazi), unsere Jorkshire- Hündin lag

zu meinen Füßen. Ihr aufgeregtes Getrippel und Gebell weckte mich auf und da lag doch ein krächsendes Bündel auf meiner Brust und schaute mich mit großen runden Augen an. Das Tier hatte wohl sofort gespürt, dass hier ein Konkurrent eingetroffen war und so benahm es sich auch in den ersten Tage gegen den Klei-

nen. Anders verhielt sich Opas weißer Kanadischer Schäferhund, genannt „Bär“. Als Adrian in seinem Kinderwagen auf dem Rasen stand sagte Vater: „Bär, dass ist der Adrian pass auf den Adrian auf!“ Der Hund lag nun immer vor dem Wagen und döste vor sich hin. Ab und zu legte er die Schnauze auf den Wagenrand und brummte und es störte ihn nicht wenn das Kind herum fuchtelte und seine Nase berührte. Wenn Grazi neben ihm lag und genüsslich einen Knochen benagte, wusste sich das kluge Tier auch zu helfen. Er sprang auf und eilte bellend zum Tor. Der kleine Dummkopf ließ seinen Knochen liegen und rannte lärmend hinterher. Während Grazi dann giftig die leere Straße ankläffte, lag Bär schmatzend am Wagen und verspeiste ihren Knochen. Sie nahmen sich gegenseitig niemals etwas mit Gewalt weg und respektierten sich vom ersten Tag an. Die winzige Grazi stand damals verloren auf dem Rasen und als Bär sie beschnuppern wollte biss sie ihm kläffend in seine große Nase. Dieses Ereignis und Vaters Ermahnung die Kleine in Frieden zu lassen waren wohl die Grundlagen dieses Respekts. Bär hatte seinen Bewacherauftrag auch nach 20 Monaten nicht vergessen. Als Pia ihrem, ihr nicht folgenden Söhnchen nachlief um ihm einen Klaps auf den Po zu versetzen, knappte ihr Bär in den Po dass sie erschrak und ihren ehemaligen Hund beschimpfte. Adrian und Pia lebten bei uns und dem Kind fehlte es unter Inges Obhut an nichts. Während einer Bildungsreise 1984 in die Schweiz betreute Pia ihr Söhnchen selber. Desgleichen geschah während einer Parisreise 1985 und einem Kurzurlaub in Günter Bähr`s Haus auf dem Westerwald. Beim Wandertag der Gemütlichkeit spielte Adrian schon mit anderen Kindern auf der Wiese und fiel in den Wickerbach. Ansonsten nahm ich mir jeden Abend Zeit mit dem Kind zu spielen. Vor mir auf dem Fahrrad in seinem „Bulldogsitz“ fühlte er sich am wohlsten. So fuhren wir an die Eisenbahn, an den Main, zum Flörsheimer Eissalon und auf dem Rückweg bekam ich die Order jeden Spielplatz anzufahren. Hatte ich abends zu tun beschränkte sich unser Spiel nach der Arbeit auf Fußball- und Tennisspiele im Hof. Hierbei versuchte er immer das Profigehabe der Fernsehstars nachzuahmen. Beim üben des Boris Becker Abschlags ging der Ball überall hin, nur nicht zu mir. Er rannte und holte immer wieder den Ball und ich stand da und fror. Wollte ich dann Bewegung haben schlug ich vor Streufahrzeug zu spielen. Wir banden seinen Anhänger an den Gokart und damit das Kind schnell müde wird, machte ich das Anhängsel hoch voll Sand. Dann band das Kind noch einen Besen an den Anhänger, dies war die Kehrmachine. So befuhren wir dann unter Geratter und Gerumpel durch das ganze Wohnviertel ohne dass er Müdigkeit zeigte. Beim Waschen schlief er schließlich auf dem Tisch ein.

Ich weiß nicht mehr wie ich mein gesamtes Arbeitspensum schaffte, aber Sonn- und Feiertage sowie Urlaubs- und Krankheitstage eingeschlossen war ich ständig an der Arbeit, bis mein Magen endgültig nach einer Rehakur verlangte. Ich hatte 1986 damit begonnen im Anwesen Okriftel Ordnung zu schaffen. Die Scheune war randvoll mit altem Möbel, Teppichböden und allem was Schwiegervaters Freund- und Verwandtschaft nicht wegwerfen wollten. Ich kaufte mir einen Opel- Karavan und benötigte ½ Jahr zum Abtransport des Gerümpels. Zwischendurch stellte ich die Heizanlage in unserem Haus von Öl auf Gas um, was auch vier Wochen Arbeit in Anspruch nahm. Nach vier Tagen Hochzeitsfeier unserer Nachbarin in Inzell

war es wieder einmal höchste Zeit, mich in einer Kur in Windischbergedorf zu regenerieren. Das Jahr 1987 begann dann mit Vaters Tod am 02.01. der mich jedoch nicht berührte. Er machte mich in seinen letzten Lebensmonaten wieder in höchstem Zorn und aufgerissenen Augen verantwortlich für alles was ihm wieder-

fuhr, wie in meiner frühesten Kindheit. Wie konnte ich damals schuld sein, dass er heiraten musste, weil ich unterwegs war. Und wie konnte ich heute wieder Schuld sein, dass ich ihn wegen seines Schlaganfalles in das Krankenhaus bringen musste. Ich glaubte schon die Qual meiner Kindheit bewältigt zu haben, aber nun brach dies alles wieder auf und ich empfand ihm gegenüber eine absolute Leere. Bei unserem dritten Familientreff in jenem Jahr brachte ich dieses Empfinden auf dem Westerwald zur Sprache und erntete absolutes Nichtverstehen, weil er dort immer den guten Onkel herauskehrte.

Nachdem ich seit zwei Jahren die alten Kerbelieder mit den Kerbeburschen geprobt hatte arrangierte ich über meinen Vereinsfreund Josef Diehl (Vors. des Musikvereins) einen Umzug mit Blasmusik. Was mich in diesem Jahr besonders bewegte, war der Schließungsbeschluss der Natronquelle wegen zu hohem Nitratgehalt, der dann zum 01.07.88 wirksam wurde. Ich mag dieses Wasser seit meiner Kindheit und trinke es noch heute gerne. Die Vorstellung meiner Komposition „Flörsheimer Umzugsmarsch“ durch Emmi Klein und den Vorsitzenden des 2. Akkordeonvereins beim Narrenclub wurde wohlwollend aufgenommen und bis 2004 bei der Schlüsselübergabe am Fastnachtssonntag von der Blaskapelle intoniert. Nach einem schönen Urlaub in Furt im Wand mit Inge endeten die wichtigsten Ereignisse dieses Jahres mit der Geburt von Enkel Philipp am 19.11 1987.

1988 hatte mich mein Vereinsfreund Dr. Schütz überredet Mitglied in seinem „Heimatgeschichtsverein Diedenbergen“ zu werden. Ich traf dort einige Leute im Vorstand, die ich von Hoechst AG gut kannte und so treffen wir uns seither jeden Monat „am Geschichtsstammtisch“. Im Mai machten Inge und ich eine einwöchige Bildungsreise nach Wien und Umland. Leider lag Inge wie auch in Paris, wieder drei Tage wegen Migräne zu Bett. Weil es uns im vergangenen Urlaub in Furt so gut gefiel, luden wir Kinder und Enkel nach dort zum Urlaub ein. Da nun Adrian sich nur für Drachen und Dinosauriers interessierte, hatte ich zum „Furter- Drachenstich“ bereits Monate vorher zwei Karten auf der Ehrentribüne bestellt. Adrian hatte ich eine Ritterrüstung mit Helm und Schwert gekauft und so gingen wir stolz durch das geschmückte Furt zum Ehrenplatz, wo ansonsten Franz Josef Strauß saß. Viele Leute lachten und sagten: „Doo schau, a kloana Ritta“! Als die Fürsten mit Gefolge einritten, winkten sie Adrian kollegial zu und er winkte huldvoll zurück. Anschließend jedoch kam brüllend und feuerspeiend der riesige Drache und da wurde mein kleiner Ritter immer kleiner und tauchte unter der Brüstung ab. Ich nahm ihn auf den Schoß, damit er zitternd und sich die Augen zuhaltend den Kampf wenigstens zwischen den Fingern hindurch verfolgen konnte. Nachdem das Spektakel zu Ende war ging ich mit dem vierjährigen „Häufchen Unglück“ zur Drachenhalle, damit er sehen konnte, dass es nur Pappmaschee war. Er war aber 10 m vor dem Untier nicht zu bewegen weiter zu gehen. Aus der Nachbarschaft unserer Pension hatte Adrian eine Freundin die genau so blond und so groß wie er war. Als die Kinder mit Inge spazieren gingen hörte sie die kleinen Bauernbuben rufen: „Doo kummats, die zwoaa Bixen“! Inge schloss das Vergnügungsjahr mit einem Acht Tageurlaub ihrer Prellballkameradinnen ab. Ich aber stürzte mich in die Renovierungsarbeiten an der Okrifteler Scheune und beendete im Winterhalbjahr mein viertes Buch „Erzählungen aus dem alten Weilbach“.

Demokratie, Maulkorb, Strafe, Volksmeinung

Als am 25.02 1985 die ersten 12 Asylbewerber nach Flörsheim kamen, reagierten viele Bürger mit einem Gemisch aus Angst und Skepsis. Nachdem dann 1986 die Angstartikel in den Medien eine zunehmende Tendenz aufwiesen, erschienen um den 28.10. erste volksberuhigende Artikel zur Asylantenfrage. Infolge der Familienzusammenführung islamischer Gastarbeiter und sich häufende Wohnungseinbrüche sowie der Grünen „Multi- Kulti- Politik wurde die Skepsis der Einheimischen gegen Fremde immer ausgeprägter und die Fremden wollten absolut keine Integration, sondern bildeten „Wohnghettos“ in den Städten und weigerten sich deutsch zu lernen. Die Presse mit ihren Verkaufsfördernden Wortprägungen wie „Fremdenhass“ und „Ausländerfeindlichkeit“ veranlasste die Politiker Gesetze zu verabschieden, welche öffentliche Kritik gegen Ausländer unter Strafe stellten. Mit der Gesetzgebung wegen der Hollokaust- Leugnung hatte man uns bereits

einen Maulkorb verpasst, welcher nun durch die Strafrichtlinien wegen Volksverhetzung noch enger geschnürt wurde. Wer also nun in der Öffentlichkeit seine Angst wegen Überfremdung äußerte, die Ausländerghettos kritisierte, oder gar die Integrationsbereitschaft unserer Fremden öffentlich anzweifelte machte sich strafbar. Gleichzeitig erkannten wir Altbürger aber aus sachlichen Medienberichten, dass unsere neuen Bürger sich bevorzugt in Ghettos ansiedelten die keine Polizeikontrollen mehr ermöglichten, nur durften wir unsere Beobachtung nicht aussprechen. Diese Entwicklung richtet sich frontal gegen alle demokratischen Prinzipien der freien Meinungsäußerung. Als dann im Herbst 2005 alle Medien, einschließlich der Auslandspresse feststellten, dass die Deutsche Integrationspolitik total misslungen ist, fielen die Politiker aus allen Wolken ihrer verlogenen Selbstherrlichkeit. Was tun diese sogenannten „Volksvertreter“ dagegen, dass Ausländerkinder in Koranschulen gegen unsere Verfassungsvorgaben erzogen werden? Dass sie über Satelit- TV. von islamischen Hetzsendern gegen die Werte westlicher Kultur beeinflusst werden und die Jugendlichen sowie Erwachsenen von der Übernahme Deutschlands, infolge höherer Geburtenraten träumen? Unsere Politiker leisten einen Eid allen Schaden von Deutschland abzuwenden. Leider hatte ich bisher den persönlichen Eindruck, dass viele Politiker einen Meineid geschworen haben. Gemäß Höchster Kreisblatt vom 14.09.06 sagte der amtierende Außenminister Peer Steinbrück (SPD) „Normalerweise glaubt man einem Politiker nicht mehr als von hier bis zum Briefkasten“. Er sprach uns damit allen aus der Seele! Redete ich nun um 1970 mit meinen Zeitgenossen aus allen Berufsschichten, so waren wir zu oben aufgeführten Themen gleicher Meinung. Wir beobachteten bei den seit ca. 1962 anwesenden Menschen fremder Kulturen nur wenig Integrationsbereitschaft, denn sie nahmen weder an unserem Vereinsleben teil noch fanden eheliche Verbindungen zwischen der Jugend statt. Um 1990 war jedem von uns klar, dass unsere fremden Zeitgenossen mit keinem Gedanken daran dachten sich zu integrieren. Im Gegenteil, sie zeigten uns mit Kopftuch und Vermummung bewusst an uns ihre Kultur aufzuzwingen und führten deshalb sogar mit Unterstützung von SPD linken und den Grünen Gerichtsprozesse. Die beiden Parteien taten dies in erster Linie um sich potenzielle Wählerstimmen zu sichern. 98 % meiner Gesprächspartner waren gegen eine zu schnelle Einbürgerung oder eine zweite Staatsbürgerschaft und sprachen sich gegen eine unkontrollierte Familienzusammenführung aus. So zwingt man die Töchter in Anatolien zur

Heirat und bringt die ganze Großfamilie des Partners mit nach Deutschland. Die Männer tun desgleichen indem sie ihre Frauen in der Türkei holen. Die Neu angekommenen arbeiten nach der gleichen Methode und somit wächst der Fremdenstand zusammen mit der hohen Geburtenrate immer schneller an. Man muss davon ausgehen, dass sie uns im Bevölkerungsstand in wenigen Jahrzehnten überholt haben. Diese Menschen tauchen in riesigen unkontrollierbaren Gettos unter, bekommen wegen Unterqualifikation keine Arbeit und leben von Sozialhilfe. Staat und Kommunen sind finanziell am Ende und halbieren uns zum zweiten mal den Freibetrag der Zinsen, aber Linke und Grüne plädieren weiter für Einwanderung obwohl sie geschworen haben „schlechtes von Deutschland abzuwenden und das Land zu schützen“. Diesen Leuten ist überhaupt nicht bewusst, dass sie mit Deutschland ein Land zerstören welches über Tausende von Jahren mit Blut und Tränen von unseren Vorfahren verteidigt wurde! Die übelste Charakterlosigkeit dieser angeblichen „Gutmenschen“ ist, dass sie jede sachliche Kritik als rechtsextrems Gedankengut bezeichnen und den Kritiker durch unsachliche Medienberichte vernichten. Ein Grossteil der Medien macht dieses Spiel offensichtlich aus

Profitstreben mit, wobei allerdings viele Zeitgenossen den Verdacht aussprechen, die Redaktionen dieser Informationsträger seien nicht mehr in deutscher Hand. Viele meiner akademisch ausgebildeten Kollegen erklärten mir bereits in den 80er Jahren sie gingen nicht mehr zur Wahl. Ihre Begründung resultierte aus den oben aufgeführten Tatsachen. Dabei wurde besonders heftig kritisiert, dass man den Deutschen nie gestattet die wichtigsten Entscheidungen der Regierung über eine Volksabstimmung mitzutragen, wie es in anderen Ländern praktiziert wird. Aber auch die Tatsache, dass man in den guten Aufbaujahren Schulden machte anstatt ein Sparpolster anzulegen, wird gerne kritisiert. Wenn wir nun noch einen Blick in das dritte Jahrtausend riskieren und den Weltterrorismus, unsere Arbeitslosigkeit, die politischen Fehlentscheidungen und Terrorgefahr im eigenen Land sehen, dann dürfte wohl auch dem Letzten Dummkopf klar sein, dass die Zukunft unseren Nachkommen schlechte Perspektiven bietet.

Familie Wiedervereinigung und Staatsbankrot

1989 hatte ich die Scheunenrenovierung beendet und mir durch ständigen Umgang mit Karbolineum eine Vergiftung zugezogen. In der Hoffnung das Problem mit Arbeit an der frischen Luft zu beheben, rodete ich ein halbes Jahr den großen Wildwuchs im Garten und entsorgte das Holz. Anschließend erhoffte ich mir Besserung durch einen Bergwanderurlaub mit Ilse und Horst Tetart in Osttirol. Dann bekam Pia eine „Mutter- und Kindkur“ in Bad Sachsa an der Zonengrenze verordnet und ich fuhr ich Tochter und Enkel zum Kurort in den Harz. Beim Abholen kamen wir vier Tage früher nach Saxa und erlebten am zweiten Tag die Öffnung der Zonengrenze. Ich stand mit Inge frühmorgens an dem hohen Grenz- zaun in dem man ein Tor geöffnet hatte und sah den gigantischen Zug von lachen- den und weinenden Menschen an uns vorbei ziehen. Die Tragweite dieses Ereignisses ließ einige Zuschauer weinen und auch mir trieb es die Tränen aus den Augen. Sie kamen mit Autos, Fahrrädern, zu Fuß und eine Frau schob ihren Mann im Rollstuhl über die Grenze. Dann passierten zwei Burschen zögerlich die Grenzsoldaten und wenige Meter weiter jubelten sie, warfen ihre Mützen in hohem Bogen unter die Menge und fuhren im Straßengraben mit Vollgas in die Freiheit. In diesem Augenblick ging ich 5 Schritte über die Grenze um die westseitigen Zu-

schauer zu fotografieren. Da wollten mich doch die DDR- Soldaten wegen „Unerlaubter Grenzüberschreitung“ verhaften und nur die lauten Proteste der westlichen Zuschauer verhinderte dieses Vorhaben. So beschränkt waren die damals. An einem Aussichtspunkt unterhielten wir uns später mit einem DDR- Pärchen gleichen Berufsstandes und als wir in unseren Opel Karavan einstiegen wunderten sie sich über unser primitives Auto. Ich machte ihnen drastisch klar, dass sie sich nun jedes Auto kaufen könnten, dazu müssten sie aber erst einmal schwer arbeiten und das nötige Geld verdienen. Die Tatsache, dass der westliche Kapitalismus nichts verschenkt war ihnen nicht bewusst. Mittags standen wir mit Kindern, Bolterwagen und Wanderkleidung im Städtchen und da alle Menschen auf den Straßen standen und Bockwürstchen zum Sonderpreis von einer DM aßen, verlangten unsere Buben ebenfalls nach „Atzung“. Philipp würgte seine Wurst hinunter, stahl Adrians Senf und nahm ihm den Rest seiner Wurst ab. Die Zonenleute die dies beobachteten sagten zu den Rabauken: „Gell dees hoobt aa nied olle Dooge“ und weil Adrian um seine Wurst jammerte holte ich nochmals jedem eine Portion.

Dieses Ereignis kann man nur nachempfinden, wenn man es Hautnah erlebt hat. Nachdem sich mein Magen auch nach einer Bildungsreise 1990 durch die Toscana nicht beruhigen wollte, kurierte ich ihn in einer Rehakur in Bad- Rippoldsau, im Schwarzwald aus. Im gleichen Jahr erschien mein neues Buch „Erzählungen aus dem neuen Weilbach“ und ich arrangierte die letzte Oktoberfestausstellung.

Am 22.02 1991 starb Inges Vater. Nachdem er mich wiederholt beschimpft hatte, mied ich seine Gesellschaft obwohl ich seinen Ärger gegen mich nachempfinden konnte. Mutter Anna stellte mich ihm gegenüber oft als den perfekten Handwerker hin und als sie mir half gegen seinen Willen das Haus an Inge zu überschreiben ließ er mich dies ewig merken. Mutter Anna sagte noch auf dem Totenbett: „Kend wie gut dass mir des so gemacht hawwe“! Wie recht sie hatte erfuhren wir, nachdem Willi vergeblich versuchte das Anwesen seiner neuen Lebensgefährtin zu überschreiben. Als er dann todkrank im Bett lag wollte er die Frau nicht mehr sehen, weil sie sich seinen gesamten Hausrat und alle sehr umfangreichen Spareinlagen einverleibt hatte. Ich begann nun in zweijähriger Schwerstarbeit das Haus instand zu setzen und mit neuester Haustechnik auszustatten, damit Pia und Familie 1993 einziehen konnten. Sie wohnte in Goldstein in einer Postwohnung unter Aussiedlern, Umsiedlern, Zigeunern und Asylbewerbern und ich wollte meine Enkel aus diesem Milieu heraus holen. 1992 gönnte ich mir nur eine achttägige Bildungsreise nach London auf die Inge verzichtete, weil sie auch in der Toscana, Paris und Wien mehrere Tage im Bett verbringen musste.

Ich ging nun am 03.05.1993 in den „Vorruhestand“ und hatte infolge guter Finanzmanipulationen das gleiche Nettoeinkommen wie vorher. Pia wohnte nun mit der Familie im Haus und ich flieste noch die Keller und richtete die Sommerküche ein. Dem Überschreibungsvertrag von 1995 fügten wir dann 1996 noch einen Teilungsvertrag nach §3 WEG bei. Inge verlebte einen achttägigen Urlaub mit ihren Prellballkameradinnen im Bayrischen Wald und 1994 genossen wir einen wunderschönen Bildungsurlaub mit unserem Freundeskreis in Ungarn. Wir besuchten Sepp Tomianowitsch`s Heimatort Szalka und lernten neben Budapest fast alle wichtigen Orte in Ungarn kennen. Nach Fertigstellung von Pias Sommerküche baute ich mit meinen Enkeln im Garten Totempfahl, Baumhaus und Seilgerüste wo die lieben Kleinen wie die Affen kopfüber in den Kniekehlen hingen. Zwischen- durch recherchierte ich mein neues Buch Weilbach auf der Schwelle zum Jahr

2000“, das 1995 fertig wurde. Die Kripo rief nun seit 1992 ständig dazu auf, mehr Selbstschutzmaßnahmen gegen die sich ständig steigenden Wohnungseinbrüchen zu ergreifen. Das Öffnen des sogenannten „Eisernen Vorhanges“ bescherte uns nun organisierte Einbrecherbanden aus den Ostländern. Philipp, der das Einbruchproblem immer wieder im Fernsehen wahrnahm, baute nun im Garten ständig Einbrecherfallen, die der 6 Jährige selber entwarf. Zuerst waren es Ketten und Schnüre die im Garten, kreuz und quer gespannt waren und Adrian war sein erstes Opfer das blutende Wunden davon trug, nachdem er über die Schnüre gestolpert war. Anschließend lebte er sein „Fallensyndrom“ im Hof aus und wenn der vermeintliche Einbrecher durch den fallenden Hohlblockstein getroffen war zeigte eine Fahrradglocke akustisch die erfolgreiche Verbrecherjagd an.

Jährlich fand ein Ritter-, Indianer- und Räuberfest statt. Die beiden Ritter schliefen mit ihrem Tiger (Katze) im Zelt und ein Esel namens Opa diente vor dem Zelt auf einer Liege liegend als Köder für wilde Raubtiere. Mittags fanden bereits dem Thema entsprechende Spiele wie Messerwerfen, Bogenschießen, Lanzenwerfen oder Scheiben- und Blumenschießen mit dem Luftgewehr statt. Gegen Abend wurde das Lagerfeuer angezündet und später Fleisch gebraten, wobei alle Gartenanlieger eingeladen waren. Als Tante Herta in jugendlichem Übermut, bei Dunkelheit, mit übergehängtem Bettuch einen mittelalterlichen Geist imitierte, nahm klein Kunibert seinen Bogen, legte geübt einen Pfeil auf und Opa der Wachesel konnte gerade noch verhindern, dass der Geist ohne Schussverletzungen verschwinden konnte. In jener Zeit liefen auch im Garten ein bis zwei Hasen und die Hauskatze frei umher. Der Haustiger wartete immer geduldig auf dem Bollerwagen liegend, bis ein Hase unter dem Wagen hindurch hoppelte. Dann haute das hinterlistige Katzentier dem Hasen mit seiner Pfote auf den Kopf, dass dieser erschrocken hochsprang und sich den Dassel am Wagenunterteil anrampelte. Wenn die Katze aber den weidenden Hasen hinterlistig von hinten anschlich, fraß der Hase weiter als bemerke er nichts. War der Haustiger aber nahe genug an den Hinterläufen, dann haute er ihm mit beiden Hinterläufen vor den Katzenkopf, dass der Angreifer einen großen Salto nach hinten schlug. Es waren schlimme Spielchen, die sie miteinander trieben, am schlimmsten aber setzten sie dem Nachbarhund „Joschie“ zu. Die Katze spazierte mit hoch erhobenem Schwanz am Zaun entlang, wohl wissend, dass sie der Hund durch den engen Maschendraht nicht erreichen konnte. Der dumme Hund auf der anderen Seite zeriss sich selber vor Zorn und bellte sich die Seele aus dem Leib. Der Hase saß stumm dabei und schaute sich das Drama mit eiserner Mine an. Wenn dann die Katze keine Lust mehr hatte hoppelte er genüsslich auf der Mauer den Zaun entlang und trieb das Spielchen weiter. An manchen Tagen hörte man „Joschie“ nur noch heißer röcheln und die Nerven der gesamten Nachbarschaft lagen blank. Nach Monaten dieses Terrors und diversen Strafanzeigen brachten die Nachbarn auf der Gegenseite einen dichten Kunststoffbelag an und beendeten die Qualen ihres Hundes. So gesehen war in Pias Anwesen immer etwas los und als Nachbar Cetinkaya seine hässliche Hauswand abreißen und neu aufbauen wollte, entschloss sich Michael, dagegen zu Bauen. Somit schanzte man mir wieder einmal eine Aufgabe zu, auf die ich liebend gerne verzichtet hätte

Die Zeit weniger Arbeit um 1990 hatte ich genutzt mit meinen Bergkameraden Schorsch und Werner Bergsteigerurlaube zu erleben. Wir begingen 1991 in den Karnischen Alpen und 1993 in der Brenda Klettersteige und Höhenwege jeweils über mehrere Tage hinweg von Hütte zu Hütte bis Werner 1994 bei einem Allein-

gang im Rosengarten tödlich abstürzte. Meinen letzten Bergurlaub mit Margot, Schorsch und Inge verbrachte ich dann 1995 in Mühlbach, Pustertal wo wir einige Tage den Dolomitenhochweg von Hütte zu Hütte begingen bis uns Inge wegen Migräne zum Abbruch zwang. Zuvor hatte ich aber bereits Anfang 1995 die Pläne für Michaels Haus angefertigt, hatte sie durch die Baubehörde gebracht und im Herbst des Jahres die Unterfangungen der Nachbargebäude und das Kellergeschoss herausgearbeitet. 1996 wurde der Gesamte Rohbau mit Dachhaut und Fenster fertig gestellt und 1997 erfolgten Sanitär- und Gasanschlüsse sowie Strom und Kanal. Michael versuchte nach besten Kräften zu helfen, aber die schwere körperliche Arbeit verkräftete er nicht gut. Immerhin bewies er aber sehr gute handwerkliche Fähigkeiten, bog die sehr umfangreichen Armierungseisen und verlegte sie auch fachgerecht nach Zeichnung. Dies hat mich sehr beeindruckt. 70 % der Arbeiten wurde von mir erledigt wobei mir das Einschalen und Gießen der Treppenwendel am schwerste fiel. Nachdem Michael einige Monate lang keine Impulse zur Weiterarbeit gab installierte ich 1998 Licht, Wasser, Heizung und fertigte 99 den Innenputz. Nach weiteren Ruhemonaten wurde Michael wieder aktiv und half 2002 mit, alle Böden und Treppen zu fließen. Nachdem ich dann noch die Schalter zur Raumtrennung gesetzt hatte verweigerte Michael alle weiterführenden Innenarbeiten. Somit fertigten wir wenigstens 2003 den Außenputz und danach war Michael nicht mehr bereit die ausstehenden Innenarbeiten fertig zu stellen. Immerhin hatten wir dann ohne fremde Hilfe das ganze Haus erbaut.

Adrian und Philipp entwickelten sich sehr verschieden. Als Kleinkinder allerdings bewiesen sie den gleichen Ehrgeiz etwas selber zu machen. So versuchten sie beide am Schwefelbrunnen die Treppe alleine zu begehen und wurden nicht müde dies unendlich zu wiederholen. Später trieben sie dieses Spielchen mit Dreirad, Gokart, Fahrrad und Rollschuhen. Adrian übte sich bei klirrender Kälte mit Skiern und Schlittschuhen während ich im warmen Auto auf ihn wartete. Philipp brachte es fertig, an der Seeböschung einen schräg gewachsenen Baum zu besteigen und jedes mal fiel er an der ersten Astgabel herunter und rollte 5m die Böschung bis zum See hinab. Er kroch aber immer wieder in der dicken Winterkleidung mit hochrotem Kopf nach oben um wieder hinab fallen zu dürfen. Adrian stand in dicker Kleidung am Bach und bückte sich nach einem Stein. Dabei fiel er kopfüber in das Wasser. Desgleichen passierte ihm beim Kartoffelsetzen. Anschließend schauten wir jede Woche wie die „Tatoffellen“ wuchsen und als wir die ersten Stöcke endlich ernteten mussten diese sofort gekocht werden und er aß sie auch alleine auf.

Die Zeit verging und wir sind alte Leute, doch hatten wir uns vorgenommen den Buben die Schönheit der Berge zu zeigen. Der 12 jährige Adrian konnte sich einfach nicht das gewaltige Ausmaß der Alpenwelt vorstellen. Deshalb verbrachten wir 96 mit ihm einen Urlaub in Osttirol, bestiegen den 2.400 Meter hohen Thaneller und machten große Wanderungen in der Tannheimer Gruppe. Mit dem 12 jährigen Philipp stieg ich dann 2000 über die Klettersteige zum 2.045 m hohen Säuling auf und vergnügten uns ansonsten im Umland. Nach dem 12 ten Lebensjahr gingen die Buben ihre eigenen Wege, besuchten uns aber beide sehr oft.

Wie oben bereits geschildert, war ich auch als Pensionär reichlich beschäftigt. Die Baupausen an Michaels Anwesen nutzte ich um drei weitere Bücher zu schreiben und so kamen Inge und ich relativ gesund über die Jahrtausendschwelle. Die Einschränkung „relativ“ betrifft dabei Inges Migräne und Trigeminusbeschwerden.

Wir trauten uns keinen Auslandsurlaub mehr zu, weil Inge hier ihren Arzt konsultierte der die Beschwerden gut im Griff hatte. Wir hatten nun endlich Zeit sowie Geld und hätten liebend gerne einige der Reisen nachgeholt von denen unsere Zeitgenossen bei jeder Gelegenheit erzählten, aber wir konnten auch ohne Gram darauf verzichten. Bei einer Vorsorgespritze gegen Influenza muss Inge wohl bereits am Anfang einer Virusgrippe gestanden haben, ohne es zu wissen. Somit ist zu Vermuten, dass diese Vorsorgemaßnahme vermutlich eine schwere

Schädigung ihres vegetativen Nervensystems auslöste. Als Inge dann 2002 ihre Freundin und Nachbarin tot in ihrem Haus auffand, löste dies bei ihr einen zusätzlichen seelischen Schock aus. Wenige Wochen später bekam sie Herzrhythmusstörungen die sich in 2 Jahren so steigerten, dass am 30.06.2004 in der Kerkhoffklinik eine HF- Stromkatheterablation gemacht wurde. Nach diesem Eingriff im Herzen lösten die Nebenwirkungen der Medikamente schweres Übelgefühl und Magenschmerzen aus die von der Schulmedizin innerhalb von sechs Krankenhauseinweisungen in 10 Monaten nicht beseitigt wurden. Die 44 Behandlungen bei einer Heilpraktikerin kosteten uns 5.000,-Euro und brachten überhaupt keinen Erfolg. Die Mediziner verordneten dann eine Kur in einer Psychosomatischenklinik die vom 16.08 bis 23.09. 05 fast einen körperlichen Totalzusammenbruch auslöste. Die 68 Jährige Inge sollte in einer Klinik wo nur Mütter mit Kleinkindern und Jugendlichen behandelt wurden, in erzwungenen Gruppengesprächen geheilt werden. Dieser Fall spricht vehement für unser miserables Gesundheitswesen. Einem koreanischen Arzt gelang es schließlich mit den Methoden der traditionellen Chinesischen Medizin die Magenschmerzen nach wenigen Tagen abzustellen und das Übelkeitsgefühl abzumildern, ohne allerdings eine Totalheilung zu erreichen. Diese Hilfe wird allerdings von unserer Krankenkasse nicht bezahlt. Unser Krankensystem ist nun 2006 so marode, dass wir im Jahre 2005 einen Betrag von 5.800 Euro aus der eigenen Tasche zusätzlich zum Krankenkassenbeitrag hinzu gezahlt haben. Dieser Betrag ist aber immer noch nur ein Bruchteil dessen, was wir in eine Zusatzversicherung gezahlt hätten. Diese verlangte 1993 von uns 800 DM / Monat zusätzlich an Beitrag. Die Krankenversicherungsmisere ist zur Zeit zum hochpolitischen Sprengstoff eskaliert. Aber auch die Rentenkassen sind leer und wie bereits angedeutet müssten der Staat, die Länder und Kommunen Insolvenz anmelden, wenn sie dem Firmenrecht unterständen.

Die Frage warum wir soweit abgefallen sind sollte hier erörtert werden. Unsere Regierungen der Nachkriegszeit ließen uns für einen Hungerlohn arbeiten, wogegen den damaligen Umständen entsprechend nichts dagegen einzuwenden ist. In unserem 14 bis 16 Stunden- Arbeitstag erarbeiteten wir aber einen so großen Inlandsumsatz, dass man aus den Steuereinnahmen gigantische Rücklagen hätte bilden können und müssen. Man war nicht fähig pragmatisch und vorausschauend die Zukunft zu Planen und wollte alles sofort erreichen. Hätte man alles etwas langsamer angehen lassen, weniger Gastarbeiter ins Land geholt und diese nicht in unsere Sozialsysteme zwangseingebunden, wären die Systeme heute nicht bankrot. Alsdann kamen die sinnlosen Lohnsteigerungen von 5 -11 % und mehr pro Verhandlung, die wiederum die Preise hochtrieben und uns zu einem europäischen Hochpreisland machten, was uns nun 2006 weh tut. Am unsinnigsten waren dann die Anwerbungen von Arbeitern aus fremden Kulturkreisen, denen man Bleiberechte und Familienzusammenführungen gewährte, die diese dazu ausnützen unser Land irgendwann zu übernehmen. Diese Zuwanderungen wiederum wurden von Parteien aus Eigennutz forciert weil sie auf deren Wähler-

stimmen spekulieren. Die infolge dieser Fehlpolitik nahezu ungebremste Einwanderung unqualifizierter Arbeiter beziehen Sozialhilfe und haben unser soziales Netz ruiniert. Zusammen mit unseren Arbeitslosen ergibt sich eine amtliche Quote von über 5 Mio. ohne Arbeit die sich zusammen mit der geschätzten Dunkelziffer auf über neun Mio. beläuft. Außerdem bilden sie in unkontrollierbaren Zuwandererghettos eine große Schar unzufriedener Menschen, die von den islamischen Terrorgruppen als Nachwuchspotential genutzt werden.

Unsere in den vergangenen 60 Jahren praktizierte Marktwirtschaft ließ, vom Modell her betrachtet kein langfristiges Planungskonzept zu und die egoistischen Parteiinteressen verhinderten kurzfristige Planungsphasen und erfolgreiche Großreformen. Die Tatsache, dass eine reine Planwirtschaft auch nicht funktionierte zeigte uns das kommunistische Lager auf. Eine bessere Zusammenarbeit zum Wohle unseres Landes wie es der Schwur beim Amtsantritt gebietet, hätte die Republik vor dem drohenden Staatsbankrott 200..X bewahrt. Leider haben unsere Politiker diese Tatsachen auch in der großen Koalition 2006 nicht begriffen und versuchen immer wieder die breite Masse unseres Volkes schamlos abzuzocken ohne zu merken, dass diese immer mehr passiven Widerstand leistet. Ich muss nun an dieser Stelle unbedingt erwähnen, dass wir bereits vor 30 Jahren in Kollegen- und Bekanntenkreisen diese Entwicklung im Voraus ausdiskutierten und nun ist sie tatsächlich eingetreten. Hatten die Politiker diese Voraussicht etwa deshalb nicht, weil sie aus Eigenutz ihre vom Steuerzahler bezahlte Zeit nur zum Bruchteil für ihre Mandatsarbeit nutzten, oder waren sie als „Parteibuchkandidaten“ einfach zu dumm für ihr Amt. ? An dieser Stelle möchte ich mich einem bekannten Zitat von Eckhard Henscheid anschließen: „Steindumm, kenntnislos und Talentfrei“!

Die Frage, „Wer ist dieser Mensch“ beantwortet sich aus der Geschichte. Unsere Schöpfung schaffte Leben auf einem wunderbaren, fruchtbaren Planeten. Im Prinzip hatten alle ihre Geschöpfe oben eine Öffnung zur Nahrungsaufnahme und unten ein Loch überschüssige Nahrung zu entsorgen. Der Jetztmensch nennt letzteres kurzerhand „Arschloch“ und bezeichnet alle Artgenossen die er nicht mag desgleichen. Des weiteren hatten alle ein lustvermittelndes Organ zur Fortpflanzung, welches stärker war als ihre Fresssucht. Nachdem einige Geschöpfe mehr fleischliche Kost zu sich nahmen, wuchsen Hirn und Verstand schneller an. So wurden aus Affen Menschen, die bei leerem Magen auch die eigene Gattung fraßen. Da ihnen ihr Verstand Angst vor dem Tod suggerierte, erfanden sie ihre Theorien „von dem Leben nach dem Tode“, die sich im Prinzip mit kleinen Unterschieden alle gleichen aber immer Gründe genug ergaben, sich die Schädel einzuschlagen. Ergab die Religion keinen Grund, dann war es eben die ungebremste „Fortpflanzungslust“ oder „Furz und Feuerstein“. Die Hauptgründe aller Auseinandersetzungen waren schließlich Machtbesessenheit die immer mit Geltungssucht, Massenmorden, Missgunst und Neid einherging. Das Merkwürdige dabei ist, dass jene Massenmörder ganz gleich ob man sie Prophet, Kaiser, König oder Politiker nannte von der Nachwelt eine euphorische Heldenverehrung erfuhren und erfahren, die sie absolut nicht verdient haben. Solch Kritische Reden schließen bei mir nun nicht aus, trotzdem an einen Schöpfergott zu glauben. Lediglich die menschlichen Religionsauslegungen sind mir suspekt. Der moderne Mensch glaubt heute an ein genetisches Programm der Schöpfung welches sich vererbt und über die sogenannte „Evolution“ weiter entwickelt. Dies führt zu der Annahme, dass wir alle sowohl gute als auch schlechte Erbanlagen in uns tragen die je nach Geburtsumfeld und Erziehung unseren Lebensablauf bestimmen. Wenn wir also einmal ganz

genau unseren Lebensablauf überdenken stellen wir fest, dass wir auch einen anderen Weg hätten nehmen können, so wie ich bei folgendem Erlebnis als 11-jähriger: Der drei Jahre ältere Spielgefährte Helmut Fritz wollte mich verprügeln. Wir traktierten uns lange unentschieden in einer Schlammfütze bis der Ältere schließlich siegte. Ich befand mich anschließend in einem nie zuvor erlebten Erregungszustand, holte ein Messer und hatte nur den Wunsch den Gegner zu töten. Alle Freunde brachten sich schnell in Sicherheit und Erwachsene beruhigten mich.

Ich konnte mich später nur wenig an dieses „geistige Fehlverhalten“ erinnern und nahm mir vor, niemals mehr in diesen Zustand zu verfallen. Ich ging ab dato jedem Streit aus dem Wege, auch wenn man mich als feige empfand. In der friedlichen Aufbauzeit nach dem zweiten Weltkrieg entwickelte ich mich dann zu einem ruhigen und kreativen Menschen. Wie aber hätte sich mein Leben in noch turbulenteren Kriegs- und Notzeiten entwickeln können? Bei meinen Vorfahren aus dem Mittelalter war jene „keltische Kampfeshitze“ sicherlich eine Überlebensgarantie, die in einer friedlichen Welt nicht mehr benötigt wird. Wie das angeführte Beispiel zeigt befindet sich aber obiges „Kampfgen“ immer noch, mit vielen anderen Eigenschaften der Frühzeit, in unserem genetischen Programm.

Was war mir in meinem Bericht besonders wichtig! 1.) Die arme, perspektivlose Kinderzeit im 2. Weltkrieg. 2.) Die arbeitsintensive, schwere und entbehrungsreiche Jugendzeit danach. 3.) Die Nachkriegslebenslust mit ihren Kebezoten und Fummeleien in den Likörbuden, weil dies immer in anderen Schriften verschwiegen wird. Ich wunderte mich sehr, dass die Menschen diese Machenschaften mittrugen, obwohl sie mir im Alltag sehr konservativ erschienen. Die sexuellen Freiheiten nach 1970 erschienen mir trotzdem unglaublich. 4.) Das unmögliche Verhalten unserer Politiker, die aus Parteiinteressen die Interessen ihrer Wähler total missachteten und dadurch Volks- und Staatswirtschaft sowie die Volksbildung schädigten. 5.) Die ungebremste Unehrllichkeit in Politik und Wirtschaft!

Nachlese sowie Vergleiche damals und Heute

Das Familienbild auf Seite 112 veranschaulicht die drei Generationen meiner Familie 1939, 1980, und 2000. Wie beurteile ich subjektiv diese Zeitspanne?

Lebensstandart: das Bild zeigt mich als vierjährigen, den man im Kindergarten gegen seinen Willen aus dem Sandkasten zog und vor den Fotografen stellte. Meine Kinder und Enkel sahen in der gleichen Situation später auch nicht besser aus, doch zum Unterschied von damals waren ihre Kleider neu, bunt passend und modisch. 98 % der damaligen Kinder trugen dunkle und gebrauchte Kleidungsstücke die mit einer Schürze gegen Verschmutzung geschützt waren, weil das Reinigen von Hand sehr mühsam und zeitaufwändig war. Mein Großvater besaß in seiner Erwachsenenzeit etwa zwei gute Anzüge, mein Vater etwa vier und ich etwa 12. Meine Zeitgenossen waren allerdings reichlicher bekleidet als ich! In den 80er Jahren legte man noch Wert auf gute Kleidung. Danach wurde man lässig. Unsere Ernährung deckten wir bis etwa 1950 zu 70% aus dem Garten. und dörflicher Landwirtschaft. Im Jahre 2000 lebten wir zu 90% von Lebensmitteln die rund um den Klobus produziert wurden und für jeden in großer Vielfalt zur Verfügung standen. Eine spürbare Verteuerung bei uns und Verarmung der Lieferländer, sowie die Zersiedelung unseres Landes sollte uns nachdenklich stimmen.

Hygiene. In Weilbach hatten 1935 etwa 10 % der Gebäude eine Gemeinschafts-toilette im Haus und etwa 3% verfügten über ein fest installiertes Hausbad. Die Standarttoilette war bis 1970 das Häuschen im Hof über der Jauchegrube oder neben dem Misthaufen. Das Wannenbad fand mittels einer Zinkwanne (Prenge), in der spärlich beheizten Wasch- oder Futterküche statt, jedoch nicht jede Woche. In vielen Familien badeten alle Kinder und die Eltern in einer Wasserfüllung. Ansonsten erfolgte die Reinigung nur über Waschlappen und Waschschißel mit Kernseife. Diese Armut hatte den Vorteil, dass diese Menschen keine Ekzeme

Dieses Blatt ist reserviert für Familienbild!

durch Hautauslaugung hatten. Heute hat jeder Haushalt ein komfortables Bad, separate Duschkabine, Gästeklo und die Auswahl unzähliger Wasch- u. Pflegemittel, die der Haut nicht immer gut bekommen.

Kommunikation: Das menschliche Miteinander wurde noch 1935 in den Vereinen gepflegt, jedoch in- und nach dem Krieg drastisch eingeschränkt. Es erlebte aber bis 1980 eine sichtbare Erneuerung. Ab dato allerdings, ist ein großer Rückgang zu beobachten, den man allgemein auf das überaus große Zerstreungspotential unserer Zeit zurückführt. Ich selber halte die Vereine für ein überaus wichtiges Kommunikationselement unserer Gesellschaft. Trotzdem bin ich aus mehreren Vereinen wieder ausgetreten weil man von mir Leistungen erwartete, die ich zeitlich nicht erfüllen konnte. Diese Begründung nutzen viele. Früher war es eine große Ehre in den Organisationen mitzuarbeiten. Heute will niemand mehr die Vereinsarbeit mitgestalten und nur die Vorteile genießen. Dieser geminderte Drang in die Vorstandsebenen hat auch die ehemals rivalisierende Streitkultur zurückgedrängt. Niemand will mehr die Vereinsarbeit machen.

Sexualität: Wie oben beschrieben erfuhren wir keine Aufklärung in Schule und Elternhaus sondern lernten aus unserer natürlichen Umgebung, der Tierwelt, das Zeugungsprinzip kennen. Von den Erwachsenen erfuhren wir nur Drohungen und Verbote. Der Gesetzgeber selber stellte die gleichgeschlechtliche Liebe unter die Todesstrafe. Über ein fehlerhaftes Grundwissen belehrten uns ältere Jugendliche. Meine wichtigsten Informationen beschaffte ich mir über Bücher und später, in der Praxis mit Mädchen, die genau so unerfahren waren wie ich selber. In den Betrieben gingen Pornozeichnungen und Texte auf schmutzigen Papier von Hand zu Hand und man pflegte das absingen sexueller Liedertexte. Mit der sexuellen Revolution der 60er Jahre wurde dann die alte Verbote total eliminiert. Anstatt sich an Schriften und erotischen Liedertexten zu ergötzen, vollzog man Hemmungslos und mit jedem sympathischen Zeitgenossen den Geschlechtsakt und prahlte noch damit. Die Pille nahm die Angst vor ungewollter Schwangerschaft, Medien und Filmindustrie zeigten die letzten Geheimnisse der Lust, minderjährige Mädchen ließen sich begatten, Gruppensexkreise bildeten sich und die gleichgeschlechtlichen Ehen wurden legalisiert. Schließlich bot um 1980 die tödliche Geschlechtskrankheit „AIDS“ dem Treiben ein wenig Einhalt und um 2000 wurden auch die traditionellen Krankheiten immun gegen Antibiotika. Das freie Sexualleben zerstörte unsere gesamte „Ehekultur“ und stellt das Überleben unserer westlichen Gesellschaft in Frage. Von dieser Gefahr wollen aber weder Politiker noch Bürger etwas wissen!

Ehrlichkeit: Der Mensch wird als Räuber, Mörder und Betrüger geboren. In seiner steinzeitlichen Entwicklungszeit sicherten diese Eigenschaften sein Überleben und wie man aus heutigen Kriegs- und Notzeiten ersehen kann hat sich der Homo Sapiens nicht zum Guten verändert. Erziehung und Gesetzgebung gewährleisteten nur in guten Zeiten eine relative Unterdrückung der menschlichen Ureigenschaften und somit konnte ich mein Leben lang immer wieder den Steinzeitmenschen unter den schönen Gewändern meiner Zeitgenossen erkennen. Diese genetische Urveranlagung erklärt, weshalb ich trotz Verbote des Elternhauses mit meinen älteren Freunden Diebstähle und Betrügereien beging. Als ich dann beobachtete, dass scheinbare Vorbilder wie Dorfprominenz, Ausbilder, Lehrherren, berufliche Vorgesetzte, Firmeninhaber, Politiker und Beamtete diesem Trend folgten hatte ich überhaupt keine Hemmungen dies gleich zu tun. Erst in den 20iger Lebensjahren wurde mir bewusst, dass ich finanziell zu klein war, um die gängigen Betrügereien, die ich in Politik und Wirtschaft wahrnahm reich zu werden. Somit wandelte ich mich zu einem korrekten, ehrlichen Menschen der

allerdings sprachlos ist, über die gigantischen, legalisierten und nicht legalisierten Betrügereien in Politik, Wirtschaft und Finanzwesen. Wo wir als Kinder und Jugendliche uns ein paar DM erschwindelten, betrügen die Großen dieser Welt um Millionen und Milliarden und immer zu Lasten der breiten Masse bis unsere Demokratien daran zerbrechen.

Technik: Viele unserer Großeltern hatten kein Radio, hatten nie telefoniert, fuhrten nie in einem Auto und kannten weder TV noch Zentralheizung. Wir Kinder hörten bereits Radio über einen „Detektor“, der aus Kopfhörer, Kontaktnadel und Quarzkristall bestand. Im Jahre 2000 gibt es Radios die in einer Armbanduhr Platz haben und Mobiltelefone in der Größe einer Zigarettenschachtel. Mit ihnen kann man weltweit telefonieren, Briefe versenden, Daten speichern, Radio und Fernsehen empfangen, Fotografieren und Filme drehen. Die Entwicklung der Antriebstechnik bescherte uns Luxusautos und öffnete dem Menschen den Welt- raum. Die Elektrophysik brachte uns schließlich nicht nur perfekte Zentralheizungen und Haustechnik sondern auch die alles beherrschende „Computertechnik“ die uns befähigt mit Hilfe der Nukleartechnik die Menschheit auszurotten. Ich erlebte während meiner Erdenzeit eine „Technikexplosion“ wie sie die Menschheit noch niemals erlebt hatte. So versuchte ich in den ersten Jahrzehnten meines Lebens diese Technik zu begreifen, konnte Motorrad und Auto reparieren, plante und installierte die gesamte Haustechnik, erlernte Konstruktion und Anlagenplanung, doch irgendwann konnte ich die Funktionen dieser Entwicklung nicht mehr im Detail begreifen und nachvollziehen. Ich benutze also nur noch, wie alle meine Zeitgenossen, eine Technik die von Spezialisten entwickelt wurde und nur von ihnen selber begriffen wird. Es ist z.Zt. nicht vorstellbar wo dies endet!

Gesellschaftliches Fehlverhalten: Die Schöpfung selber muss dem Menschen sein mörderisches Fehlverhalten einprogrammiert haben um die Evolution zu beschleunigen. Bereits mein Kinderverstand konnte die Kriegsführung und Begründung der Weltkriegsparteien nicht verstehen und noch weniger den Massenegoismus und das Betrugszeitalter danach. Für die uns auferlegten Entberungen des Wiederaufbaues wiederum hatte ich Verständnis. Das die Politiker aber die Bundeswehr mit unseren Rentengeldern aufbauten anstatt diese anzulegen und außerdem Schulden in der Zeit des Überflusses anhäuferten konnte ich als 25jähriger nicht sanktionieren. Als man dann die Wachstumsbeschleunigung vorzierte, Arbeiter aus fremden Kulturgesellschaften in unser Land holte, diese in unsere Sozialsysteme zwangseingliedert, die Volkswirtschaft über die Lohn- Preisspirale überteuerte und dann in eine Politik egoistischer Parteiinteressen verfiel. Konnte ich dieses Fehlverhalten nicht mehr akzeptieren. Da mir ganz sachlich bewusst war, dass ich als kleiner Mann in Parteien und Kommunen keinerlei Einflussname hatte, blieb ich bei diesen Institutionen außen vor. Allerdings hätte ich niemals erwartet, dass in unseren Städten Ausländerghettos entstehen die durch unsere Polizei nicht mehr kontrollierbar sind, dass unsere Parteien wegen ihrer Streitkultur alle notwendigen Reformen versäumen. Und ihre Gesetzgebung wegen vielen Nebenjobs Mangelhaft ist. Mit vielen Gutachten drückt man sich vor der Verantwortung, nimmt Millionen Asylbewerber und Flüchtlinge unkontrolliert auf, verteilt großzügig Doppelpässe, duldet gewaltsame Großdemonstrationen der Fremden gegeneinander, lässt die Kriminaldelikte ausufern und die Polizei beschwert sich ständig über Aggressionen seitens der Fremden gegen Sie. Der Mitte Rechts- Wähler tendiert in seiner Not nach Rechts und wird von den Parteispitzen als „Pack“ bezeichnet. Diese Entwicklung ist alles andere als erfreulich. Dieses Fehlverhalten, Umweltvernichtung u. Klimaprobleme werden uns weh tun.

Zusammenfassung

Aus der historischen Vergangenheit der Familie ist zu entnehmen, dass alle Familien im bürgerlichen Milieu lebten. So geh ich davon aus, dass sich der Name Lixenfeld von einem 1394 und 98 beurkundeten Reichsritter Denhard von Lixfeld ableitet. Lixfeld wird als „klein Feld“ im Frühmittelalter übersetzt und Lixenfeld als „kleines Feld“ im Spätmittelalter. Ihr kleines Lehen im Dorf Lixfeld zwischen Herborn und Biedenkopf konnte die Familien nicht ernähren, weshalb die Nachkommen sich als Amtmänner und Offiziere verdingten. Ein um 1700 geborener Johann Christian Lixenfeld kauft sich bei Wilsenrot ein, heiratete die Schultheißentochter und die Nachkommen existierten als Bauern, Gewerbetreibende, Handwerker, Geistliche, Industrielle, Künstler, Musiker und Industrieangestellte bis heute. Sie stammen aus den Volksgruppen der Kelten, Catten, Germanen und Hugenotten. Die Vorfahren mütterlicherseits kann man den gleichen Volksgruppen zuordnen. Der erste Weilbacher Bürger namens Lang wird um 1680 genannt. Sie existierten als Bauern, Hofgutpächter, Gastwirte, Musiker, Fabrikarbeiter und Angestellte. Zu Inges Vorfahren zählten Kelten, Germanen, Catten und Franzosen, die als Bauern, Müller, Schäfer, Schullehrer und Handwerker ihr Auskommen hatten. Alle Vorfahren von mir und Inge kamen in den letzten 200 Jahren aus einem Umkreis von etwa 200 Km um Weilbach hier zusammen, und alle hatten hier immer ihr eigenes Haus. Wie ich bereits zu Anfang meiner Erinnerungen erwähnte hatte mir die Schöpfung Begabungen mitgegeben, die mich zu kreativer Tätigkeit befähigten ohne viel dafür lernen zu müssen. Der Zufall wollte es nun, dass ich als kleines Bübchen den weit größeren Spielgefährten zusah und von ihnen lernte, ohne den Ergeiz zu haben selber den starken Max zu mimen. Zufall war es auch, dass die Großtanten bei religiösen Ereignissen immer bei Großmutter einkehrten und ihre Geschichten erzählten die sie wiederum erfahren hatten, weil der Vater zu früh gestorben war und sie deshalb auf 8 verschiedenen Bauernhöfen Kinderarbeit leisteten. Nur so erfuhren sie alle Varianten der Weilbacher Geistergeschichten, die sie dann an mich weitergaben. Und schließlich darf man es wiederum Zufall nennen, dass sich der kleine Bursche brennend für diese Erzählungen interessierte und später die Fähigkeit und Mittel hatte, das Gehörte aufzuschreiben und zu veröffentlichen. Die Schrecken des Krieges hatte ich ja locker verkräftet und meine Lesesucht gab mir reichliche Einblicke in bessere menschliche Lebensgemeinschaften. Ich wollte mit der Musik, Malerei und Reimkunst meine Zeitgenossen gerne froh machen schränkte aber mein Wirken ein, weil man mir oft unterstellte: „Ich wolle mich damit nur zur Geltung bringen“, was absolut nicht stimmt. Genau so kritisch betrachtete ich das brutale Verhalten der Nachkriegsgesellschaft ohne dadurch Schaden zu nehmen. Ich passte mich an, stahl und betrog in meinen Kinder- und Jugendjahren genau so wie alle anderen in dieser Zeit und hielt mich lediglich aus Ungerechtigkeiten und Rohheiten heraus. Von dem Gesetz wäre ich, wie alle meine damaligen Zeitgenossen öfter einmal für schuldig gesprochen worden. Ich beobachtete mein privates, dörfliches und politisches Umfeld sehr genau und bildete daraus meine Meinung, die ich aber nach dem Gedankenaustausch mit meinen Zeitgenossen sehr oft korrigierte. Mit dieser Verhaltensweise ausgestattet merkte ich sehr früh, dass ich mich nicht als „Parteisoldat“ eigne, der die Meinung seiner Partei zur Eigenmeinung machen lässt. Ich hatte auch nie den Wunsch nach Reichtum oder Macht und richtete niemals mein Handeln nach Vorbildern aus. Meine Zukunftsträume lagen immer im realen Bereich und mit jedem erreichten Ziel wuchs mein Selbstvertrauen mit. Nach diesem Entwicklungsstadium lernte ich Inge kennen, die anders war als die

Mädchen vorher und meiner Frauenvorstellung entsprach. Ich bin heute in meinem 72 Lebensjahr überzeugt, dass ich die ideale Frau meines Lebens gefunden hatte, weil unsere Zuneigung, Kameradschaft und Interessengleichheit auf allen Ebenen stimmte. Ich hatte deshalb nie das Empfinden bei der Heirat ein Stück Freiheit aufzugeben und als zwei Jahr später unser Sohn geboren wurde erschien mir dies alles als völlig normal. Im Grunde war ich also sehr zufrieden mit mir und meiner Familie und nur der Gedanke beunruhigte mich, dass ich nicht wie meine Freunde eine bessere Schulbildung nachweisen konnte. Was das Kriegsgeschehen mir damals verwehrte holte ich deshalb mühsam aber erfolgreich auf dem zweiten Bildungswege nach. Aber auch hier ersparten mir meine ererbten Fähigkeiten mühsame Lernstunden und somit war den Weg für mich frei als Konstrukteur und später als Anlagenplaner, meine kreativen Fähigkeiten auszuleben. Meine drei abgeschlossenen Berufe im Baufach und die als „Anlernling“ erworbenen Berufe im Elektro- und Maschinenbausektor gaben mir die Fähigkeit alle anfallenden Arbeiten an Haus- und Haustechnik selber auszuführen. Durch diese enorme Lohnkostensparnis war ich finanziell immer gut versorgt und konnte meinen Kindern und Enkel später immer finanziell helfen. So danke ich meinem Schöpfer, dass ich 72 Jahre alt werden durfte, eine gute Familie habe, viele Menschen mit meiner Musik, den Bildern und Reimen erfreute und dass wir endlich ein vereintes Europa haben welches uns hoffentlich längere Friedenszeiten garantiert als die Kleinstaaten der Vergangenheit. Die abnorm hohe Zuwanderung islamischer Menschen in Deutschland und Europa, ihr absonderliches Verhalten und der Weltterrorismus jener Islamisten machen mir jedoch Angst um die Zukunft meiner Kinder und Enkel. Und so bitte ich den **einen** Schöpfer aller Menschen um Erleuchtung all seine Kreaturen.

Zeittafel meiner Lebenserinnerungen

1935 - 3.5. Geburt in Ffm. Höchst. - Einweihung Kriegerdenkmal. -
1936 - Undatierbare dumpfe Erinnerungen - Bachbegradigung, Flurbereinigung. -
1937 - Erste datierbare Erinnerung an Karl Stein auf der Brücke (27 Mon. alt). -
1938 - Zornattacken gegen Willi Remsperger (Diederforz). - Gehe mit Großvater zu den „Fritzebuuwe“. - Hilfe Oma im Garten. - Erinnerung an Fastnacht und Kirchweihe. - Beerdigung von Oma Lixenfeld im Juni. - Schöne Zeiten in der Frauenschule. - Spielen mit Hansgünter und Kindergartenbekannten im Dorf. -
1939 - Mutter schleift mich in Kindergarten, rücke aber mit den „Fritzebuben“ aus. Vater schlägt mich unbeherrscht, Oma schützt mich. - Oma nimmt mich mit zum Kirchgang nach Diedenbergen und singt mit mir. - Freunde mich mit Franz an, spiele mit Trudi Wendel, Anni Weilbacher, Elfriede Müller und Gudrun Lappenheit. Hole mit Sofie Natronwasser, Badewannenspiele im Garten. - Zeit der Doktorspiele und Alpträume. - Kampf gegen Hahn und Truthuhn. - Polnische Gefangene im Dorf. - Betroffenheit wegen Soldatentod von Alois Rüger. - Scheinwerfer i. Feld. -
1940 - Werfe mich in Langenhahn mit Kuhdreck, spiele immer mit Horst Kaiser, Skandal wegen Metallknopf im Klingelbeutel. - 6. Armee rollt durch Weilbach nach Osten. - Hochwasserereignis in Weilbach. - Drehorgelspieler mit Äffchen. - Enten- und Jauchespiele mit Egon Söder. - „Bäckerhermann“ hängt mich an Haken. - 28.8 / 9.9. Vater zur Wehrmacht. - Nüsse und Äpfel stehlen, auf Köpfe pinkeln. - Erste Zigarette und Bunkersturz in den Schweinestall. - Kinderschrift bei Hansgünter erlernen. - Kiesgruben, Feldbahn und Autobahnbau erkunden. - 12.10. erste Bombensplitter auf der „Steinen“ sammeln. - Sehr strenger Winter bes. 41. -
1941 - Klettern auf Bäume und Mauern, Büchsendeckel werfen. - 4.5. Schwester Anne geboren. - Vater bringt Harmonika mit. - Springe in Jauchelöcher. - Onkel Theodor gefallen, verwandtschaftliche Kritik an Hitler, habe begriffen nichts bei Fremden zu erzählen. - Ähren lesen, Kartoffel stoppeln, Hasenfutter suchen nicht immer legal. - September Einschulung, keine Lernschwierigkeiten. - „Ihr habt koon Forz im Aasch“- Affäre. - Vater bringt Rollschuhe mit. - Höre Opas Geschw. zu. -
1942 - Laufe mit Sofies Schlittschuhen. - Mittlerweile 40 Fliegerangriffe auf Frankfurt, schaue mit Opa nächtlichen Schauspielen am Himmel zu, Notabwürfe in der Gemarkung, Fliegerabsturz am Bad. - Verdunkelungspflicht und Schwarzhörer-Verfolgung. - Büchsendeckelunfall in Dillmanns Kartoffelbrei. - Bunkerbau und Jauchenangriff, Einbruchspiele bei Söders, Diebstahlexkursionen mit den Großen. Russenfamilien im Gasthaussaal und später Tauschhandel mit den Russen. - Unruhestiftungen bei Westerwaldurlaub. - Vater bringt Fahrrad mit. - Heilkräuter suchen, Nüsse stehlen. - Rückfall im Rechnen und Deutsch wegen Krankheit. - Turbulenzen bei Fam. Adam. - Zwillinge schwänzen Gruppenstunde bei Hitlerjugend und werden abgeführt, System gefällt mir überhaupt nicht. - Hochzeit Hermann Kurz. - Stalingrad eingekesselt. -
1943 - Gemarkungstreibjagd, Schippel der Kunstschütze. - Streit mit meinem Friseur. - Stalingrad fällt, gefallene rühren mich, niemand glaubt mehr an Endsieg, Denunziationen an der Tagesordnung. - Feuersturmtechnik erprobt u. schlimm. - Musikbegräbnis von Opa Krämer schockiert mich. - Zeugungsakte zuschauen, Kampf mit Hironnimus, Böschungen anzünden, Turmfalken stehen. - Erfahrungen im Russenlager Bad Weilbach. - Dreschmaschiner bestehlen, Brummtopschdesaster auf Kerb, Jauchfässer öffnen. - Luftkampf am 4.10.43 in Langenhahn und viele Ausgebombte in Weilbach. -
1944 - Vorbereitung auf die hl. Kommunion und Feierprobleme im April. - Ab Sommer keine Schule mehr. - Im Mai kommt Maria Remsperger ins KZ. - 6.6. Invasion

in der Normandie. - Onkel August und Onkel Johann schwer verwundet. - Soldaten in Weilbach, Straßenkampfübungen, Tieffliegerangriffe. - Greuling schießt Georg Schneider ins Bein, Gritz Sizzizja am 25.10 erschossen. - 17.12. Invasion in Arnheim (Vater war dabei). - 24.12. Fliegerbomben auf Häuser Press und Reiz. - **1945** - Luftminen auf Haus Press. - 27.2. Großangriff auf Mainz. - Im März sprengen wir eine Kiste Stabbrandbomben. - 20. 3 Soldaten ziehen durch Weilbach in Stellung. - 23.3. Tieffliegerangriff am Wiesbadener Dreieck. - 24.3 Bunkerbau in den Gärten. - 25.3. Amerikanischer Spähtrupp im Nierengraben. - 26.3. Artillerieüberfall auf Weilbach. - 29.3. Gründonnerstag ca. 13 Uhr Amerikaner in Weilbach. Wir spielen mit Granaten und Pulver, Missachtung der Ausgangssperre, Chaos, klauen Schwarzmarkt, Amerikaner bestehlen - 18.5. Vater kommt Heim, Maria Remsperger kommt Heim. - Futter für Ziege und Schwein sowie Zuckerrüben stehlen. - Gegenüber 1935 fast 600 Bürger mehr in Weilbach. - Im Herbst wieder Schule im Schichtunterricht. - Benzinstreit mit Polizist Thomas. - **1946** - Rosenmontag Speck und Eier sammeln, das erste mal öffentlich Musik machen. - Ente klauen und Fest bei den „Fritzebuben“. - Grenzgang zum Westwaldbesuch. - Erste Kerbeburschen. - Ziegler schießt auf uns und Rache. - Zuckerrüben stehlen und Sirup kochen. - **1947** - Musik machen auf Umzugswagen, Maskenball und Sitzungen zuschauen. - Ständige Vorladungen bei Polizei. - Zeltlager im Wispertal. - Schwarzschlachten helfen. - Schwerste Züchtigungen vom Vater, machte dann aus Trotz überall mit. - Zwetschgen steigern und Schnaps brennen. - **1948** - Carnevalverein hat 40 jähriges Jubiläum. - Allergrößte Volksverrohung. - 1.5. Opa Georg tot. - 20.6. Währungsreform, Akkordeonkauf passé. - Ich stahl Altmetall und handelte mit Brotkarten um wieder Geld für Akkordeon zu sparen. - Pestkreuz zerstört. - Befrage Elisabeth Müller über Weilbacher Geschichten. - **1949** - Wurde ½ Jahre früher aus Schule entlassen, Lehre ab 2. 5. war sehr hart, wehrte mich gegen Ausbeutung. - Klaute Blei, Kupfer, Messing, Vater kaufte ohne mein Wissen ein schlechtes Akkordeon v. meinem Geld, war schockiert und wollte nicht mehr spielen. - Fahrrad neu, lernte im Sommer erstes Mädchen kennen. - **1950** - Hansgünter und ich meiden Schlägereien und hatte viele Freunde in Hofheim. - Spielte oft Musik bei Kerbeburschen und half bei Hansgünters Kapelle aus. Belegte Aufbaukurse. - Belegte Tanzkurs. - Sauforgien und Fummeleien. - **1951** - Vater will Haus übernehmen. - 5.9. stirbt Oma. - Jahrgang vor Gericht und oft betrunken sowie viele Bekanntschaften mit Mädchen. - Mitglied z. Feuerwehr. - **1952** - Sehe Inge im Mai und sie gefiel mir sehr, gehen im Herbst zusammen und trennen uns wieder. - Gesellenprüfung im Oktober und ab 5.11. Arbeit in Mainz. - **1953** - Arbeit in Hochheim. - 10.6. Führerschein und Motorradkauf. - Spätsommer fest mit Inge zusammen. - 9.9. Bei Opel AG. - Hilfe A. Hochheimer Elektroinstal. - **1954** - Aufbaukurse bei Opel. - Verlobungsreise mit Inge. - Gasexplosion in W. - **1955** - Turbulente Urlaubreisen mit Franz und Nelli. - 4.8. Hausüberschr. a. Mutter. Erste italienische Fremdarbeiter i. Hofgut. - Ca. um 54 Mitglied bei Germania. - **1956** - Technikerstudium über zweiten Bildungsweg. - Bürgerproteste wegen wildem Kiesabbau. - A 3- Einweihung. - Werde um 52 b. 57 Mitgl. i. Turnverein. - **1957** - 6.7. Hochzeit und Reise mit Eigenbau- Motorradanhänger. - **1958** - Kindertod durch Kiesverkehr (Paul Schulte). - Ca. 58 Mitgl. Schützenverein. **1959** - 11.4. Geburt von Sohn Michael. - Hausanbaubeginn in Eigenhilfe. - **1960** - 6.2. Technikerstelle bei Schuf- Armaturen. - Erster Kühlschrankskauf. - Abrissbeginn in Orts- Enge. - Turbulente Sylvesterparty. - Erster Musikschrank. - **1961** - Erste Reha- Kur. - Michael Tretauto. - 4.8. Garagenbau in Selbsthilfe. -

1962 - Einrichtung von fest installiertem Bad. - Beobachte wilde Müllkippen. - Erstes Tonbandgerät. - Wilde Müllbrände, besonders „am Grauberg“. -
1963 - Erster Waschhalbautomat. - April erstes Auto, VW- Käfer. - Juli Urlaub in Kärnten, lernen Horst und Ilse Tetart kennen. - Schwere Berufs- und Nebenarbeit.
1964 - Erste Türken in Weilbach. - Plane Arbeitszimmer unterm Dach -
1965 - 6.2. Großvater tot. - 29.5. Pias Geburt. - Zeugungsskandal Pfarrer Heimerl. Einweihung Schule und ev. Gemeindezentrum. - Ich konvertiere bei Pias Taufe zum ev. Gl. - Renovierung Stall, Treppenhaus, Speicher. -
1966 - 22.7. erste Demo wegen Müllbrand, Franz und ich sammeln Unterschriften. Renoviere Lichtanlage im Haus. -
1967 - Kanal in Haus und Hof verlegen. - Dauerkarten für Schwimmbad. - Pia schrie „Schaff was un` doo hoste Geld“. -
1968 - Rest Kanalverlegung in Eigenhilfe. - Landkauf in Langenhahn. - Nachtbarbetrieb wird zum Alptraum. - Franz, ich u. andere organisieren Wahlkampf für FWG, gewinnen die Wahl, stellen Bürgermeister Hegmann. -
1969 - 25.3. Haus Okriftel an Inge, Urkundnrolle 72/ 1969 E . - Erster Familienbesuch von Hansgünter. - 28.8. Großdemo. gegen Müllbrand und Kiesterror. -
1970 - 23.7. Vater in Pension. - Telfonanschluss. - Kerbeparty in Garage. - Kaufe Tonbandmaschinen für Schlussnummer zu schneiden. - Badanbau in Selbsthilfe. -
1971 - Fastnachtsparty Turnhalle. - Badeurlaub Hertasee. - Einschulung Pia. - Werkstatt einrichten und Werkbankbau. -
1972 - 20.1. Mutter tot. - Schlafräume nach Hofseite verlegt, große Hausrenovierung. - Rekultivierung der Kiesgruben durch Bm. Anna. - Heizungsanlage selbsth. -
1973 - Hausrenov. abgeschlossen. - 2.7. Arbeit bei Hoechst AG. - Sp. u. Kulturh. -
1974 - Kellerrenovierung, Regalbau, Partykeller. - Fenstersturz Michael. - Erster Wandertag im Freundeskreis. - Urlaub m. Fam. Lehmann in Latsch. -
1975 - Luftschuttkeller belüftet und Kellerregale. - Erste Kassettendecks. - Wandertag n. Diedenbergen. - 26.7. Oma Annas tot. - 3.10. Hausüberschreibung Weilbach zu je ½, Urkundenrolle 187 / 1975. -
1976 - Urlaub Hertasee und Moseltal. - Flurkarten von Weilbach zeichnen. -
1977 - Kiesgruben mit 5m-Latte vermessen. - Recherchen in Staatsarchiv. -
1978 - Fertige Relief v. Weilbacher Schloss. - Erste Oktoberfestausstellung. -
1979 - Duo Pia und Hermann, alle Familienmitglieder auf Fastnachtbühne. - Kur in Bad Neuenahr. - Kerbeburschen und Blaskapelle der Gemütlichkeit zu Ehren von Willi Müller in unserem Garten. - Erste Hobbyausstellung z. Oktoberfest. -
1980 - Gründung GRKW. - Irgendwann zw. 78 und 80 Mitglied b. Gemütlichkeit. -
1981 - Urlaub in Fichtelberg. -
1982 - 15.5. Mitglied im historischen Verein. - Urlaub in Linzer Dolomiten. - Urlaub Helgoland. - Buch „Weilbach im Wandel“ und „Studienmappe“. -
1983 - Buch „Weilbacher Kerb“. - Pia Sportabzeichen in Bronze. - 12.9. Pia in Haus Okriftel, (wurde schnell von mir renoviert). - 19.11. Pia Heirat. -
1984 - 21.4. Geburt Adrian. - Studienreise Schweiz. - Exkursionsführungen. -
1985 - Gasanschluss, Heizungsumstellung. - Studienreise Paris. - Wandertag der Gemütlichkeit mit Adrian. - Kurzurlaub b. Günter Bär im Westerwald. - Lerne Kerbeburschen altes Liedgut. - Buch „Flurdenkmale in Weilbach“. -
1986 - Kaufe Karavan. - Kur Oberpfalz. - Hochz. in Inzell. - M. Adrian i. Silbersee. -
1987 - 2.1. Vater Tot. - Erster Familientreff im Westerwald. - Urlaub in Furt i. Wald. Adrian beim Wandertag nach Hochheim. - Pia Hochzeit 2, Standesamt 12.5. kirchlich 16.5.87 - Komponiere „Flörsheimer Umzugsmarsch“. - Natronquelle zu hohe Nitrate. - Organisiere Blaskapelle zum Kerbeumzug. - 19.11 Philipp geboren. -

1994 - Studienreise Ungarn. - Hausplanung Michael und Unterfangungen. -
1995 - Hausbau Michael. - 22.3. Hausüberschreibung Okriftel an Michael und Pia zu je ½, Urkundenrolle 221 / 1995. - 1.5. schreibe Pressebericht über Jahrgangswandertag. - Urlaub in Mühlbach m. Margot und Schorsch. - Inge mit Prellballfrauen in Obersdorf. - Buch "Weilbach auf der Schwelle zum Jahr 2000. -
1996 - 16.12. Teilung Haus Okr. n. § 3 WEG Urk.-R. 161. - Rohb. Michael fertig. -
1997 - Gebe Vereinsring 100 Gruppenfotos mit Namensangaben, sie verweigern die Namen meiner Informanten zu nennen. - Buch „Fastnacht in Weilb. u. Uml.“. - Inst. Sanitär und Energie Michael. - Kellerisolierung Straße Pia. -
1998 - 7.7. Hausteilung Weilb. n. § 3 WEG Urk. 796/1998. - Studienreise Irland. - Komponiere „Gemütlichkeit helau“. - Montage Heizung u. Licht Michael. -
1999 - Astra 1. - Studienreise Tunesien. - Sippentr. Meyer in Wlb. - Brief an SPD wegen Gehwegverbr. unter A 3-Brücke. - Innenputz Michael. -
2000 – Am 28.01 nimmt Pia wieder ihren Mädchennamen Lixenfeld an. Adrian ändert am 04.07.2000 seinen Namen von Klaus in Lixenfeld um. Vortrag ü. Kirchengeschichte z. Kir. Jubiläum. - Dachverkleidung Michael. Buch "So hawwe m. in Weilb. gebabbelt" - Artikel i. MTK- Jahrbuch über B. Auerbach. - Inges jahrelange Trigeminus -und Migräneschmerzen werden unerträglich
2001 - Innenarb. Haus Michael. - Art. im MTK- Jahrbuch über den Weilbach. -
2002 - Fliesenverlegung Mi. - Url. Edersee. - Art. i. MTK ü. Kirchenbauten i. Wb. - Inges bekommt Herzrhythmus- Probleme. In 02 u. 03 ins ges. 4x Krankenhaus.
2003 - Kellerisol. Pia. - Außenp. Michel. - Inge a. Rügen. - MTK- Art. ü. Mookuh. -
2004 - Hausisol. u. Außenputz, Pia. - Art. im MTK- Jahrb. ü. Rathausbock. - Inge 4x Krankenhaus (1. Ablation). 44 Behandl. Heilpraktikerin = 5000 E. in 3 Monaten.
2005 - Astra 2. - Hausrenov. Weilbach. - Buch Vereinsleben. -MTK- Art. Weilbach. Inge 3x Krankenhaus. Chinesische Behandlung f. 5.800 E. nur wenig Besserung.
2006 - Schreibe Lebenserinnerungen. - MTK- Art. über histor. Mainverlauf. - Inge 6 Wochen Psycho- Kur erfolglos. Weiter Chin. Behandl. u. 6 Monate Psychiater.
2007 - MTK- Art. über alte Schule v. 1608. - 1x Krankenh. - dann Privatarzt.
2008 - 1x Krankenh. Trigemin. - Kopfoperation. - Weiter alle 3 Wochen Privatarzt / Behandl. 150,-E. - Beende unter diesen Umständen meine Geschichtsarbeiten.
2009 - Hilfe Inge immer mehr. - Hilfe Kerbebüschen und schreibe ihnen Lied.
2010 - Inge 2x Krankenh. 2. Herzop. - Schreibe Buch "Okriftel u. seine Zigeuner," Welches w. Streit m. d. Stadt verboten wurde. Habe trotzdem 100 St. Verkauft.
2011 – Philipp ändert am 21.2.2011 seinen Namen von Schuler in Lixenfeld um. Ekelhafte Verleumdung durch SPD. - Man will Nazi- Opfer ehren u. erzeugt dabei Opfer im demokratischen Rechtsstaat. - Austritt aus MTK- Jahrbuchredakt. Buch "Macht und Menschenwürde" schildert Parteienmoral 2011.taktisch u. real. Ich kann keinen Unterschied erkennen, zw. NS- Diktaturmethoden 1943 und Rechtsbeugung 2011. Demonstranten schreien „Scheißpolitik und Lügenpresse“ Politikerantwort an die Demonstranten: „Pack“. Stelle die ekelhaften Lügen durch Stadt Hattersheim, Presse, und Internet gegen mich richtig und verteile 100 Exemplare in der Bevölkerung, weil Presse für die Politiker schreibt. Verteile 100 Exemplare meines Berichtes „Jüdisches Leben in Weilbach“ der wegen des Streites mit der Stadt im MTK- Jahrbuch durch die Kreis- SPD abgelehnt wurde. Die Diskriminierung gegen einflussreiche Privatpersonen durch Politiker ist vom Bund bis hin zur Kommune gang und gäbe.

2012 - Inge Krankenhaus, Totaloperation Unterleib. - Veröffentliche meine Zeittafel mit hist. Plänen und Bildern, um zur 1200jahrfeier v. Weilbach eine Festschrift

anzubieten. Meine beiden Enkel werden dieses Jahr mit ihrer vorläufigen Ausbildung fertig. Wir sind alle relativ gesund und bitten unseren Herrgott uns dieses Gut noch lange zu erhalten! Schreibe ausführlich kommentiertes Bilderalbum der Familie Lixenfeld, Lang, Kranz, Meyer.

2013 – Wegen Murks bezahlen wir 05.03. nach 40 Jahren bereits wieder Kanalerneuerung am Schlag. 12.04. 2013 Geburt von Samuel Lauer, Mutter ist Miriam Lauer (Verena Lauer Adoption)

2014 – Inge bekommt am 29.8. Hörgeräte. Schreibe mein Letztes Buch „Weilbacher Zeitgenossen“. Stelle meine Recherchen um Weilbach endgültig ein.

2015 – Philipp Lixenfeld und Manuela Rauch bekommen am 26.07.2015 einen Sohn namens „Eli“ (Elias), Akay (indianisch u. heißt „Große weiße Wolke“). Manuela ist am 9.3. 86 in Prenzlau (Brandenburg) geb. und studiert Psychologie (26.2. 16 Bachelor).

2016 – Adrian Lixenfeld Franziska Schmidt bekommen am 09.02.2016 einen Sohn Luzius, Alois, Armin. Franziska hat Theologie Studium und Lehramt auf Universität Frankfurt a. M. –Hochzeit Philipp- Manuela 22.07.2016. Inge 11.1 – 17.1. in Krankenhaus Flörsheim und 15.1 – 22.1 Krankh. Soden. 19.4. Polypenoperation und am 13.06. Lenden- und Halswirbelbeschwerden, Wasser in den Beinen.

2017 – Inge Handbruch 10.01. und Fuß u. Beinverletzung.